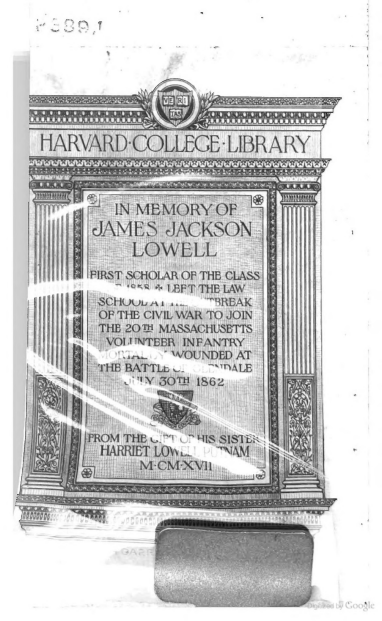
WIDENER LIBRARY
HX UX7U L

F389.1




Digitized by Google

Digitized by Google

# Minerva.

## Ein Journal

historischen und politischen Inhalts.

Von

D. Friedrich Bran.

## Zweiter Band.

Für das Jahr 1836.

April, Mai, Juni.

— — — — — — To shew
the very age and body of the time,
its form and pressure.

Jena,
in der Bran'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Harvard College Library
Dec. 24, 1921
J. J. Lowell fund

# Inhalt des 178sten Bandes.


Seite

1. Betrachtungen über des Staatsraths von Maurer Werk: Das Griechische Volk in öffentlicher, kirchlicher und privatrechtlicher Beziehung. . . . . 1

2. Memoiren des Friedensfürsten, Manuel Godoy, Herzogs von Alcudia, Fürsten von Bassano, Grafen von Evaramonte ꝛc. . . . . 39

3. Napoleon über die Kriege von Julius Cäsar. 104

4. Irland. . . . . 120

I. Von Raumer. . . . . 120
II. Orangelogen. . . . . 136

5. Politische und staatswissenschaftliche Aphorismen. 155

Blicke in die nächste Zukunft der Europäischen Menschheit. . . . . 155

6. Statistische Miscellen. . . . . 165

I. Europas Pauperismus. . . . . 165
II. Gegen die Studirsucht in Deutschland. . 169

7. Memoiren des Friedensfürsten Manuel Godoy, Herzogs von Alcudia, Fürsten von Bassano, Grafen von Evaramonte ꝛc. (Fortsetzung.) 173

8. Betrachtungen über den Bau von Eisenbahnen durch Actiengesellschaften. Vom Prof. Reinhold Schmid. . . . . 238

9. Statistische Miscellen. . . . . 315

1. Europas Schuldenwesen. . . . . 315
2. Englands Staatsschuld insbesondere. . . 322
3. Europas Kriegsbudget. . . . . 326
4. Spaniens Staatsschuld. . . . . 333
5. Die Kostspieligkeit der Kriege. . . . . 334

10. Memoiren des Friedensfürsten Manuel Godoy, Herzogs von Alcudia, Fürsten von Bassano, Grafen von Evaramonte ꝛc. Beschluß des Auszugs der zwei ersten Bände. . . . 337


Digitized by Google

Seite

11. Zwölfmonatliches Kriegsleben unter Zumalacarregui in Navarra und den Baskischen Provinzen, von C. F. Henningsen, Lanciers-Rittmeister in Don Carlos Diensten. . . 370

Erstes Capitel. Ereignisse vor Ferdinands Tode. — Don Carlos in Portugal. — Sarsfield und Rodil. — Don Carlos und Don Miguel. . . 380

Zweites Capitel. Die ersten Anstrengungen der Royalisten. — Sarsfield. — Zavala und seine Töchter. — Eraso. — Beschreibung von Navarra. — Das Thal Ribera. — Sitten und Gebräuche der Navarresen. — Die Basken. — Ihre Sprache. — Der Adel von Navarra und die Baskischen Provinzen. — Die fueros oder Privilegien. — Guipuzcoa und Biscaya. — Nationaltracht. . . . . 397

Drittes Capitel. General Santon Ladron proclamirt Don Carlos in Navarra. — Wird durch Lorenzo gefangen genommen und auf Antrieb eines undankbaren Officiers in Pamplona erschossen. — Der Carlisten verzweifelte Lage. — Erstes Auftreten des Obersten Zumalacarregui. — Iturralde will verhaften und wird verhaftet. — Zumalacarreguis Portrait. . . . . 430

12. Das Portfolio. . . . . 447

13. Das Ministerium des Herrn Thiers, die Kammern und die Opposition des Herrn Guizot. Vom Verfasser der Geschichte der Restauration. 472

14. Kurze Notiz über Wellingtons Kriegszucht in Spanien. . . . . 510

15. Sismondi's Studien über die Verfassungen der freien Völker. . . . . 513

Digitized by Google

# April 1836.

## 1.

## Betrachtungen über des Staatsraths von Maurer Werk: Das Griechische Volk in öffentlicher, kirchlicher und privatrechtlicher Beziehung [1]).

Die Beurtheilung dieses Werkes muß nach unserer Meinung von einem zweifachen Gesichtspuncte ausgehen, von denen wir, der Kürze wegen und ohne Gefahr eines Mißverständnisses, den einen den objectiven, den andern den rein subjectiven nennen können. Wir fassen es objectiv auf, indem wir fragen, in wiefern die im Titel angedeutete Aufgabe gelöst wurde, was dadurch für die genauere Kenntniß des heutigen Griechenlands, für seine

1) Das Griechische Volk in öffentlicher, kirchlicher und privatrechtlicher Beziehung vor und nach dem Freiheitskampfe bis zum 31. Juli 1834, von Georg Ludw. von Maurer u. s. w. I. und II. Band. Heidelberg bei Mohr 1835.



Digitized by Google

Geschichte, für die Wissenschaft überhaupt gewonnen worden ist, und subjectiv dagegen, so weit es die persönlichen Verhältnisse des Verfassers betrifft, und seine Rechtfertigung, eine Vertheidigungsschrift seyn soll. Die Ereignisse, welche dabei in Betrachtung kommen, sind noch in zu frischem Andenken, als daß wir uns dabei aufzuhalten brauchten, um darzuthun, daß der Verfasser zur Abfassung seines Werkes am Ende doch mehr durch persönliche Rücksichten, als durch rein wissenschaftliche Beweggründe bestimmt wurde. Wäre das letztere der Fall gewesen, so würden wir die Arbeit zwar wohl später, aber dem Inhalte nach gediegener, und der Form nach bei weitem besser, geschickter durchgeführt erhalten haben. Die Umstände geben in dieser Beziehung schon an sich einige Entschuldigungsgründe, welche die Billigkeit nicht unberücksichtiget lassen darf, ohne jedoch die Wahrheit zu verletzen, welche die Seele der höheren Critik ist.

Herr von Maurer, welcher sich schon in früherer Zeit durch gediegene Kenntnisse im Fache der Rechtswissenschaft, durch Gewandtheit im Geschäftsleben, und treue Erfüllung seines Berufs das Vertrauen der Königl. Baierischen Regierung in hohem

Grade erworben hatte, und folglich durch eine schnelle Beförderung aus dem niederen Beamtenkreise in den höheren Staatsdienst ausgezeichnet wurde, ward bekanntlich im October 1832 zum Mitgliede der Regentschaft ernannt, welche während der Minderjährigkeit des jungen Königs Otto das in jeder Beziehung aufgelöste, zerrüttete, gestaltlose Griechenland ordnen, nach monarchischen Principien einrichten, und nach Gesetzen regieren sollte, welche aus den theils vorgefundenen, theils neu hinzugebrachten Elementen erst noch herausgebildet werden mußten. Voll von dem Bewußtsein der Schwierigkeit der Aufgabe aber, wie er selbst eingesteht, ohne die gehörige Vorbereitung, ohne tiefere Einsicht in die früheren Verhältnisse des Landes, ohne Bekanntschaft mit Personen und Sachen, wie sie aus dem Chaos einer zwölfjährigen Revolution hervorgegangen waren, ja selbst ohne die geringste Kenntniß der Sprache, Sinnesart und Sitte des Griechischen Volkes, traf Herr von Maurer mit seinen nicht eben besser unterrichteten Collegen zu Anfange des Jahres 1833 in Griechenland ein, übernahm, nach den ersten gemeinschaftlichen Anordnungen, die Sorge für das Justiz-, Kirchen- und Schulwesen, arbeitete in diesen Zweigen mit redlichem Wil-

len und Gewissen achtzehn Monate, und sah sich in mancher Beziehung beinah am Ziele seiner Wünsche und seines Strebens, als der heillose Zwiespalt, welcher die Regentschaft entzweite, seine plötzliche Zurückberufung von Seiten der Königl. Baierischen Regierung veranlaßte. Diese Zurückberufung ließ Herrn von Maurer und Herrn von Abel, welchen, als zur Aushülfe beigegebenes Mitglied der Regentschaft, gleiches Schicksal traf, in den Augen des Publicums und aller Derer, welche nicht in die Verhältnisse eingeweiht waren, natürlich als die Schuldigen erscheinen, und so stand ihnen das Recht öffentlicher Vertheidigung um so mehr zu, da die Sache, um die es sich handelt, die Sache der gebildeten Welt ist, die allgemeine Theilnahme verdient und auch von jeher gefunden hat. Daß Herr von Maurer von diesem Rechte Gebrauch macht, ist an sich natürlich und verständig, gerecht und billig, und wird den Dank und die Anerkennung Aller finden, welchen bisher zu einer richtigeren Beurtheilung der neuesten Griechischen Mißhelligkeiten sichere Anhaltepuncte fehlten, wenn man auch durch die Art, wie es in dem vorliegenden Werke geschehen ist, nicht immer befriediget, ja mitunter selbst unangenehm berührt werden sollte.

Wir werden über diesen letzteren Punct sogleich noch einige Worte beifügen, wenn wir zuvor einige Bemerkungen über den Eindruck mitgetheilt haben werden, welchen das Buch, abgesehen von seinen persönlichen Interessen, auf uns gemacht hat, und vielleicht auf jeden machen wird, welchem Wohl und Wehe von Staaten und Völkern mehr ist, als ein Kinderspiel eitler Launen.

Wir können es nicht verhehlen, daß uns die Darstellung von dem Thun und Treiben der Regentschaft des neu begründeten Königreichs Griechenland, wie wir es aus dem vorliegenden Werke kennen lernen, mit Gefühlen von Wehmuth und Unwillen erfüllt hat, die man sicherlich nicht ungerecht nennen wird. Da wir die Geschichte der Griechischen Revolution in allen ihren Phasen von jeher mit Aufmerksamkeit verfolgt hatten, und daher mit den Zuständen, wie sie sich bei Begründung des Neugriechischen Thrones gestaltet hatten, ziemlich vertraut waren, so gehörten wir keineswegs zu denen, welche von einer Deutschen, so wenig unterrichteten, Regentschaft Wunderdinge erwarten und da glauben mochten, daß die factische Begründung der Neugriechischen Monarchie ohne alle Störungen vor sich gehen werde. Wir

hegten aber gewisse Hoffnungen, zu denen die persönlichen Verhältnisse der Regentschaft, die Mittel, welche ihr durch das Ansehen des Königlichen Namens, die von den Großmächten bewilligte Anleihe und ein angemessenes Truppencorps in die Hände gegeben wurden, und die Stimmung, womit ihr das Griechische Volk entgegen kam, zu berechtigen schienen, und deren Erfüllung nicht in das Reich der Unmöglichkeit gehörte. Wir hofften namentlich, daß die Regentschaft, von der Größe ihres Berufes durchdrungen, ihre Aufgabe richtig verstanden und gewürdiget habe, daß sie folglich bei ihrer Lösung von einem erhabenen Standpuncte ausgehen, ein bestimmtes System verfolgen, und vor Allem Einheit der Grundsätze und des Willens an den Tag legen werde; wir hofften ferner, daß man über Nebendingen nie die Hauptsachen, über kleinlichen Persönlichkeiten nie das Wohl eines ganzen Volkes aus den Augen verlieren, und daß man die Lehren der Vergangenheit, namentlich aus den Zeiten der Präsidentschaft Kapodistrias, benutzen werde, und lebten der Ueberzeugung, daß das Resultat der Wirksamkeit der Regentschaft nur ein erfreuliches seyn müsse. Und wenn wir nun jetzt, am Schlusse dieser Wirksamkeit, als erstes au-

thentisches Zeugniß über dieselbe ein Werk erhalten, welches, von einem Mitgliede der Regentschaft selbst verfaßt, die Thätigkeit und das Benehmen eines andern Mitgliedes in das gehässigste Licht zu setzen sucht, und absichtlich Blößen enthüllt, welche uns die Regentschaft von ihrer traurigsten Seite zeigen; — welches Urtheil sollen wir da, im Bewußtsein getäuschter Hoffnungen, über die Thätigkeit dieser Regenten fällen, deren Weisheit das Schicksal Griechenlands anvertraut war? —

Wir sind weit entfernt, hier dem einen oder dem andern Theile die größere oder geringere Schuld an diesen traurigen Verhältnissen zur Last legen zu wollen, sondern halten uns zunächst nur an ganz einfache Thatsachen, welche sich aus Herrn von Maurers Werke von selbst ergeben, und zugleich sich selbst das Urtheil sprechen. Es geht daraus klar hervor, daß man schon bei der Bildung der Regentschaft mit der größten Leichtfertigkeit verfahren ist, daß man bei der Wahl der Mitglieder weit mehr persönliche Rücksichten, als die Bedürfnisse des Griechischen Volkes vorwalten ließ, und daß man namentlich die Stimmung derselben gegen einander, das Passende oder Unpassende gerade dieser Zusammensetzung nicht ge-

hörig in Erwägung gezogen hat; es liegt jetzt klar am Tage, daß es gleich Anfangs an festen Bestimmungen über die Stellung, theils der Regentschaft zu dem Griechischen Volke, theils der Mitglieder derselben zu einander fehlte. Die Conferenz zu London hatte hierüber nichts bestimmt, und was in dieser Beziehung von der Königl. Baierischen Regierung ausgegangen seyn mag, war wenigstens nicht von der Art, daß dadurch Mißhelligkeiten vorgebeugt worden wäre, wie sie leider nur zu bald eingetreten sind; an besondern Instructionen über die von der Regentschaft zu befolgende Handlungsweise ist, wie es scheint, nie gedacht worden; man gab ihr, unter der Aegide Königlicher Machtvollkommenheit, unumschränkte Gewalt in legislativer und executiver Beziehung, ohne Garantie für das Griechische Volk, ohne nähere Angabe einer Stelle, der sie Rechenschaft schuldig sei. Es ist unleugbare Thatsache, und man möchte es unter solchen Verhältnissen selbst noch verzeihlich nennen, daß die Regentschaft nicht nach einem im Voraus wohlerwogenen und dann streng durchzuführenden Plane verfuhr, daß sie, als Einheit, nie die Größe und Wichtigkeit ihrer Aufgabe gefaßt hatte, und daß die Mitglieder nie über die ersten Grundsätze

einig geworden waren, welche ihren Handlungen das unlösbare Siegel eines unwandelbaren Willens, einer Ehrfurcht gebietenden Einigkeit aufgedrückt haben sollten.

Vielmehr sehen wir aus Herrn von Maurers Werke nur zu deutlich, daß der Saamen der Zwietracht, welcher später so traurige Früchte getragen hat, schon zu München ausgestreut war; wir sehen, daß sich schon dort in ein Ereigniß, welches die Nachwelt als Epoche in der Weltgeschichte bezeichnen wird, die gemeinste Selbstsucht, die kleinlichsten Leidenschaften mischten, um es in den Schmutz jener Alltäglichkeit hinabzuziehen, vor welcher jeder Gedanke an die höhere Bestimmung der Völker wie Nichts vergeht, oder am Ende nur der Gegenstand eines ekelhaften Hohngelächters wird. Anstatt sich mit gegenseitigem Vertrauen und mit Offenheit zu begegnen, und ein Ziel mit gemeinschaftlicher Kraftanstrengung zu erstreben, ließen sich die Mitglieder der Regentschaft von Mißtrauen und Eifersucht unter einander beherrschen. Schon unterweges und am Bord des Madagascar kam es zu ernsten gegenseitigen Erklärungen, welche die feindselige Stellung der Regentschaftsmitglieder zu einander offenbarten, und für die Zukunft entschieden. Und dieß

war eben der wunde Fleck, welcher von mißvergnügten Parteien und einer hinterlistigen Diplomatie nur zu bald entdeckt, und zum Unheil des armen Griechenlands, nur zu geschickt benutzt wurde. Es leuchtet von selbst ein, und wird durch die Aussage des Herrn von Maurer zur Genüge dargethan, daß unter solchen Umständen ein entschiedener fester Gang der Regentschaft kaum möglich war. Man braucht ja nur den Brief des Herrn von Maurer an den Grafen von Armansperg vom 23. April 1833, welcher hier Bd. II. S. 94 mitgetheilt wird, zu lesen, um zu begreifen, wie man schon in den ersten Monaten so gut, wie gänzlich zerfallen war, wie man bereits damals die kostbare Zeit mit pikanten Erklärungen über sogenannte Mißverständnisse vergeudete, die wenig Nutzen brachten und im Gegentheile nur dazu dienten, den einmal eingerissenen Spaltung jenen gehässigen Character von Erbitterung zu geben, und wie die Interessen beleidigter Eitelkeit mit zur Sache eines Berufs gemacht wurden, welcher vor Allem gänzliche Verzichtleistung auf Befriedigung persönlicher Ansprüche erheischte.

Ja wir lernen leider noch mehr aus dem vorliegenden Werke. Da, wo es galt, männlichen Scharf-

blick, männliche Festigkeit zu entwickeln, wurd den Launen weiblicher Schwächen Raum gegeben, und während man einem Volke, welches in öffentlichen Angelegenheiten von jeher zu Intriguen und Verschlagenheit geneigt war, ein leuchtendes Beispiel von Offenheit und gerader Handlungsweise geben sollte, ließ man sich zur Erreichung kleinlicher Zwecke auf Irrwege verleiten, nahm zu Mitteln seine Zuflucht, welche die Wahrheit entehrten, gab geheimen Einflüsterungen Gehör, und blieb selbst jenen unseligen Verschwörungen nicht fremd, welche zu allen Zeiten die Geißel Griechenlands gewesen sind. Fügt man hierzu nun noch — und die Beweise dafür liegen klar genug vor uns — daß man mit den der Organisation der Griechischen Monarchie bestimmten Geldern, welche nur die Schuldenlast des armen Griechenlands vermehren, auf wahrhaft gewissenlose Weise geschaltet hat, so bedarf es weiter keiner Erläuterungen, um über die Wirksamkeit der Regentschaft des Königreichs Griechenland ein Urtheil festzustellen, welches, wie wir glauben, sich von selbst ergiebt. Ueberdieß ist ihre unzeitige Auflösung, welche unter solchen Umständen auf die eine oder die andere Weise erfolgen mußte, ein hinlängliches Zeugniß gegen sie; sie hat hierdurch gleich-

sam über sich selbst den Stab gebrochen, und uns nur von der traurigen Wahrheit überzeugt, daß ihr gleich Anfangs die moralische Grundlage und Haltung fehlten, welche sie allein in den Stand setzen konnten, ihrem hohen Berufe zu genügen, und den Hoffnungen zu entsprechen, welchem an, ohne übertriebene Ansprüche zu erheben, wohl hegen durfte.

Auch hat es Herr von Maurer keineswegs unternommen, in seinem Werke die Regentschaft an sich zu rechtfertigen, ebenso wenig, wie er ihre Geschichte zu schreiben beabsichtigte. Vielmehr ist seine persönliche Rechtfertigung zu gleicher Zeit eine Anklage der Regentschaft im Allgemeinen, die natürlich in gewisser Beziehung mit auf ihn selbst zurückfällt. Wir müssen überhaupt bemerken, daß sich der Verfasser in den Augen des ruhigeren Publicums durch die Art seiner Rechtfertigung etwas geschadet haben dürfte. Niemand wird sich weigern, der Aufrichtigkeit seiner Absichten, der Redlichkeit seines Willens und der Vielseitigkeit seiner Thätigkeit volle Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen; allein es herrscht in seinem Werke, sobald persönliche Verhältnisse ins Spiel kommen, ein gewisser leidenschaftlicher Ton vor, welcher einen sehr unangenehmen Eindruck macht, und

mehr, wie Alles, verräth, daß der Verfasser doch weit weniger eigentlicher Staatsmann, als tüchtiger Beamter ist, welcher, im Bewußtsein treuerfüllter Pflichten, durch zugefügtes Unrecht leicht die Fassung verliert. Wir hätten gewünscht, daß Herr von Maurer die Dinge, welche nun einmal im Interesse seiner Rechtfertigung berührt werden mußten, mit größerer Ruhe, mit energischer Kälte, mit überzeugender Gleichgültigkeit dargestellt hätte. Die Wirkung würde ungleich stärker, und die Rettung seiner beleidigten Ehre nur um so sicherer gewesen seyn.

Vielleicht hätte dann das Werk auch insofern wesentlich gewonnen, daß es weniger Spuren von Uebereilung an sich trüge, daß die Darstellung gedrängter und sorgfältiger wäre, daß man weniger Widerholungen ohne Nutzen anträfe, und daß überhaupt der wissenschaftliche Gehalt desselben mehr gehoben worden wäre. Namentlich läßt in dieser Beziehung der erste Band, dessen Inhalt uns bestimmte, oben den objectiven und subjectiven Gesichtspunct bei der Beurtheilung des Werkes herauszuheben, gar Manches zu wünschen übrig. Es war hier die Absicht des Verfassers, die Zustände Griechenlands während der Herrschaft der Türken und zur Zeit des Freiheitskam-

pfes bis zur Ankunft des Königs und der Regentschaft zu schildern; er faßt dabei das öffentliche Leben des Griechischen Volkes unter den drei Hauptregierungen der öffentlichen Verwaltung, des Rechtswesens und der kirchlichen Verhältnisse auf, und giebt außerdem, namentlich in dem letzten Abschnitte, welcher die Zeit der Revolution umfaßt, einige Bemerkungen über den öffentlichen Unterricht, den Zustand der Literatur, die Finanzverwaltung und die Organisation der Land- und Seemacht.

Eine eigenthümliche, neue und überhaupt tiefere Auffassung des Gegenstandes vermissen wir hier leider gänzlich; der Verfasser ermangelt durchaus einer, nur durch genauere historische Studien zu erlangenden Anschauung der geschilderten Zustände, und hat folglich weder eine klare Idee über den pragmatischen Zusammenhang der verschiedenen Epochen in der Geschichte des Neuhellenischen Volkes, noch einen sichern critischen Blick, welcher gegebene Zustände in ihren historischen Beziehungen mit Leichtigkeit zu würdigen versteht. Was wir daher erhalten, ist zum größten Theile eine Compilation aus häufig nur abgeleiteten Quellen, welche nicht einmal einer näheren Prüfung unterworfen worden sind. Wer wird z. B. jetzt noch

de la Guilletiere's Schriften über Athen und Sparta, welche Herr von Maurer sehr häufig anführt, besondere Beweiskraft beilegen wollen, da doch längst erwiesen ist, daß sie ihre Entstehung zum guten Theil dem Betruge einer feilen Speculation verdanken? — Wer möchte ferner wohl für die genauere Kenntniß des Lebens der Neugriechen im funfzehnten und sechzehnten Jahrhundert Villemains romanhaften „Laskaris" als sicheren Gewährsmann gelten lassen? — und wer wüßte nicht, daß selbst Pouqueville, namentlich was Morea betrifft, nur mit großer Vorsicht benutzt und genannt werden darf? — Auf ursprüngliche Quellen geht Herr von Maurer freilich überhaupt nur sehr selten zurück, und hat auch von mehreren sehr tüchtigen neueren Werken keinen Gebrauch gemacht; unter andern finden wir Urquharts bekanntes Werk [1]) über die Municipalverfassung und den Handel des Osmanischen Reiches, welches vorzugsweise mit auf Griechenland Rücksicht nimmt, und Thiersch's „Etat actuel ect." würdig zur Seite

1) Turkey and its resources, its municipal organisation and freetrade, the new administration of Greece, its revenue and national possessions. London. 1833.

steht, nicht ein einziges Mal genannt; auch vermissen wir ungern Beaujour's „Tableau du commerce de la Grèce", welches gar nicht allein über den Handel vortreffliche Winke giebt, unter den namentlich genannten Werken.

Sehr zu bedauern ist es, daß der Verfasser, unter dem Drange der Geschäfte, nicht mehr Zeit und Gelegenheit gefunden hat, an Ort und Stelle selbst genauere Erkundigungen einzuziehen, und eigene Beobachtungen zu machen. Was er in dieser Beziehung gethan hat, beschränkt sich ausschließlich auf die in Griechenland in früherer Zeit herrschend gewesenen Rechtszustände, deren genauere Erörterung eigentlich den Kern des Werkes bildet, und seinen wissenschaftlichen Werth ausmacht. Ueber die Abschnitte, welche diesen Erörterungen vorausgehen, haben wir nur wenig zu sagen. Die Einleitung, welche sich mit den Ursachen der Wiedergeburt Griechenlands und der Politik der Hauptmächte Europas gegen den Neugriechischen Staat beschäftigt, ist ganz allgemein gehalten, und giebt weder neue Thatsachen, noch eigenthümliche Ansichten. Dasselbe gilt von den ersten Capiteln des ersten Haupttheiles, welcher die Zeit vor dem Freiheitskampfe umfaßt. In einzelnen Paragraphen wird

hier zunächst den Zustand des Griechischen Volkes im Allgemeinen, die Trennung in verschiedene Classen und deren Antheil an Grundbesitz und öffentlicher Verwaltung, der Einfluß des Osmanischen Despotismus u. s. w. besprochen. Hierauf geht der Verfasser auf die besondere Schilderung des Verwaltungs- und Gerichtswesens über, nimmt diese nach den drei Hauptbestandtheilen des Landes, dem Peloponnes, den Inseln und dem Festlande durch, fügt dann noch einige allgemeine Bemerkungen über den Einfluß der Geistlichkeit auf weltliche Dinge und das Verhältniß der Griechischen Behörden zu den Türkischen hinzu, und bleibt endlich bei jenen Erörterungen über die Rechtszustände stehen, welche er unter der Aufschrift „Von den Rechtsquellen," zusammengestellt hat.

War der Verf. in den früheren Abschnitten, wie gesagt, mehr nur übersichtlich zu Werke gegangen, so wird er jetzt dagegen weitläufiger und gründlicher; man sieht leicht, daß er sich hier auf seinem eigentlichen Felde bewegt. Wir erhalten demnach wahrhaft schätzbare Beiträge zur speciellen Rechtsgeschichte, welche zugleich tiefere Blicke in das innere Leben des Griechischen Volkes gestatten, wie sie vorher sel-

ten gethan worden sind. Das in Griechenland vor der Revolution gültige Recht läßt sich, nach Herrn von Maurer, überhaupt auf folgende Quellen zurückführen: Römisches Recht, canonisches Recht, Gewohnheitsrecht, Gesetzgebung und Türkisches Recht. Bekanntlich war das Römische Recht, soweit es während des Mittelalters nicht allein in Griechenland, sondern auch im Byzantinischen Reiche im allgemeinen, Gültigkeit behalten hat, nach und nach auf den Auszug des Harmenopulos aus den Basiliken zusammengeschmolzen, welcher bis auf die neuesten Zeiten fast in allen Theilen Griechenlands mit größerer oder geringerer Auctorität als practisches Rechtsbuch gebraucht wurde. Der Verf. giebt daher zunächst hierüber einige treffende Bemerkungen, sagt ein Wort über die Gültigkeit des canonischen Rechtes in Griechenland, und geht dann sogleich zu dem ohne Zweifel interessantesten Theile der Neuhellenischem Rechtsquellen, nämlich dem Gewohnheitsrechte, über.

Die Frage nach dem Ursprunge der in den verschiedenen Theilen Griechenlands herrschenden Gewohnheitsrechte hängt natürlich mit der über die nationalen Elemente der heutigen Bevölkerung Griechenlands so genau zusammen, daß ihrer Beantwortung

nothwendig eine critische Untersuchung über die letzteren vorhergehen müßte. Diese ist aber bekanntlich ein Gegenstand, der zur Zeit noch zu den Streitpuncten des Tages gehört, und wenn man darüber mitsprechen will, sehr umfassende Studien erfordert. Herr von Maurer hat sich folglich darauf nicht weiter eingelassen, und schickt seinen Sammlungen zur näheren Kenntniß der Gewohnheitsrechte bloß einige allgemeine Bemerkungen über deren Character, Anwendung und Fortbildung voraus, denen allerdings etwas mehr Präcision und historische Begründung zu wünschen wäre. Das Fehlende zu ergänzen, dazu ist natürlich hier am wenigsten der Ort. Wir erlauben uns nur die Bemerkung, daß der Verf. vielleicht von einer unrichtigen Ansicht ausgeht, wenn er bei der Bildung der Neuhellenischen Gewohnheitsrechte auf die angeblich „Germanischen Elemente" derselben ein vorzügliches Gewicht legt (S. 112.). Die Hinweisung auf die Verwandtschaft des Altpelasgisch-Hellenischen und Altgermanischen Urstammes ist für diesen Punct jedenfalls zu weit hergeholt und zu problematisch; und wenn wir Germanische Einflüsse aus den Zeiten der Einwanderungen Unhellenischer Völkerstämme im früheren Mittelalter herleiten wollten, so läßt sich

geschichtlich und bis zur Evidenz nachweisen, daß gerade die Heerzüge rein Germanischer Völker, wie die der Gothen und Vandalen, Griechenland nur vorübergehend berührten und namentlich in den südlicheren Theilen und auf den Inseln nie Colonien zurückgelassen haben, welche auf die Bildung der Neuhellenischen Zustände so entscheidenden Einfluß hätten gewinnen können. Aehnlichkeit und Gleichheit einzelner Rechtsbestimmungen bei verschiedenen Völkern und in verschiedenen Ländern ist überhaupt, nach unserer Meinung, nicht immer ein sicheres Criterium für deren verwandtschaftliche Beziehungen und gegenseitigen Verkehr. Wollten wir aber denn doch bei der Bildung der Neuhellenischen Gewohnheitsrechte ein nicht Hellenisches Element mit in Anschlag bringen, so liegt es weit näher, den Einfluß Slavischer und Bulgarischer Niederlassungen herauszuheben, für welche sich wenigstens ein historischer Grund gewinnen läßt. Und dieß um so mehr, da gerade gewisse durchgehende Charakterzüge dieser Gewohnheitsrechte, welche ihnen in den Augen des Verfassers jenen hervorstechenden Germanischen Anstrich gegeben haben mögen, sich ebensowohl auf ursprünglich Slavische Sitten und Gewohnheiten zurückführen lassen, deren Aehnlichkeit auf der an-

dern Seite mit Altgermanischen Sitten und Gesetzen freilich auch eine längst erwiesene Thatsache ist. Wir erinnern nur z. B. an das ausnehmende Zartgefühl gegen das weibliche Geschlecht, welches einen wesentlichen Characterzug sämmtlicher Neuhellenischer Gewohnheitsrechte ausmacht, und in dieser Weise bestimmt nicht Althellenisch, aber ebensowohl Slavisch, als Germanisch ist; wir erinnern ferner an die Gesetze über väterliche Gewalt, welche in gewisser Beziehung allerdings Althellenischen Ursprungs seyn können, sich aber ebenso leicht aus der Altslavischen Stammverfassung, dem gleichsam patriarchalischen Familienverband der ältesten Zupanie herleiten lassen. Aehnliches gilt für einzelne Bestimmungen im Erbrechte, welche weder Römischen, noch Germanischen Ursprungs sind, und vielleicht nur bei Slavischen Völkern wiederkehren mögen. Daß jedoch da, wo offenbar Albanesischer Einfluß mit ins Spiel kommt, wie z. B. auf Hydra, wieder ganz eigenthümliche Verhältnisse gelten, bedarf kaum der Erwähnung. Wir müssen uns hier jedoch mit diesen allgemeinen Bedeutungen begnügen, welche wir anderwärts schärfer und bestimmter auszuführen gedenken.

Was der Verf. über das Türkische Recht in

Griechenland sagt, ist auch nur eine unvollkommene Skizze, deren Ausführung er jedoch, als nicht hierher gehörig, einer andern Gelegenheit vorbehalten hat. Er läßt hierauf sogleich die von ihm gesammelten Materialien über die positiven Bestimmungen der Gewohnheitsrechte folgen. Sie bestehen aus einer von einem Griechen verfaßten Abhandlung über die Gewohnheitsrechte in Griechenland im Allgemeinen (S. 122 — S. 164), aus dem Gewohnheitsrecht von Chios, wie es ein in Syra ansässiger Chiote aufgezeichnet (S. 164 — S. 171), einigen Gewohnheitsrechten der Inseln Tinos und Syra, gleichfalls von einem Griechen (S. 171 — S. 176.), einer von dem Verfasser selbst herrührenden Abhandlung über die Sitten und Gewohnheiten der Maina, welche sich nicht bloß auf Rechtsverhältnisse beschränkt, und welcher am Schlusse auch eine Deutsche Uebersetzung des bereits aus Leakes Reisen in Morea bekannten Gedichts über die Maina beigegeben ist (S. 176 — S. 212). Diese Uebersetzung, mehr treu, als gewandt, rührt von Herrn Professor Ulrichs her, welcher bekanntlich schon seit längerer Zeit sich als Lehrer am Gymnasium zu Nauplia um den höheren Unterricht in Griechenland große Verdienste erworben hat. Was

dessen Inhalt betrifft, so hat es freilich für die älteren Zustände nur wenig Bedeutung, da es erst am Schlusse des vorigen Jahrhunderts verfaßt ist, und vorzugsweise Sachen und Personen schildert, wie sie um jene Zeit waren. Hieran schließt sich ferner eine Reihe officieller Berichte der Gerichte und Demogeronten über das Gewohnheitsrecht in Griechenland, welche die aus siebenzig Orten und Districten der verschiedenen Kreise eingeschickten Antworten auf die von dem Justizministerium vorgelegten Fragen enthalten (S. 212 — S. 334); drei andere officielle Berichte über das Gewohnheitsrecht der Inseln im Allgemeinen, dann das von Syra und Naxos im Besondern, dienen dieser interessanten Zusammenstellung zur Ergänzung (S. 334 — S. 343), und den Schluß endlich bilden die geschriebenen Gewohnheitsrechte von Syra und Santorin, versteht sich, Alles in Deutscher Uebersetzung (S. 346 — S. 379). Man sieht schon aus dieser Aufzählung leicht, daß hier in dieser Art mehr zusammengestellt ist, als je vorher darüber bekannt geworden war; und obgleich der Verf. keineswegs auf Vollständigkeit Anspruch macht, welche in solchen Dingen, namentlich bei den getheilten Verhältnissen Griechenlands schwer zu erlangen seyn dürfte,

so hat er uns doch zuerst eine sichere Grundlage für weitere Forschungen über die Neuhellenischen Rechtszustände gegeben, deren nähere Kenntniß zur Aufklärung der Geschichte des Volkes überhaupt nicht wenig beitragen dürfte.

Die beiden letzten Abschnitte über den Zustand der christlichen Kirche und die Griechische Literatur enthalten weit weniger Eigenthümliches, als eine gedrängte Uebersicht bekannter Thatsachen aus früheren Werken. Namentlich sind die Notizen über die Entstehung der Ausbildung einer Neugriechischen Literatur etwas dürftig ausgefallen. Zu selbstständigen Studien in diesem Fache scheinen dem Verfasser die Vorkenntnisse zu fehlen, und eine tiefere Auffassung der Sache mit historischem Tacte und philosophischem Blicke, wie sie noch zu wünschen bleibt, war daher hier billiger Weise nicht zu erwarten.

Im zweiten Haupttheile, welcher die Zeit des Freiheitskampfes, von 1821 — 1833, umfaßt, befolgt der Verf. im Wesentlichen dieselbe Ordnung der Materien, scheidet aber der Zeit nach jeden Abschnitt wieder in die drei Hauptepochen vor, während und nach der Präsidentschaft Kapodistrias. Er

ſpricht zuerſt von dem Zuſtande des Griechiſchen Volkes überhaupt, dann von der oberſten Staatsgewalt, von der Verwaltung der Provinzen und Gemeinden, von dem Kirchen- und Schulweſen, von der bewaffneten Macht, von den Finanzen, und endlich von dem Gerichtsweſen. Neues findet man hier im Grunde auch nicht; der Verf. konnte und wollte zwar keine Geſchichte der Revolution geben, allein er hätte ſeine Darſtellung um Vieles heben können, wenn er die verſchiedenen Perioden an ſich und in ihrem gegenſeitigen Verhältniſſe zu einander ſchärfer characteriſirt hätte. Mangelhaft und ſelbſt oberflächlich iſt uns vorzüglich die Darſtellung der Präſidentſchaft erſchienen, von der wir hier vor Allem ein treffendes und möglichſt vollſtändiges Bild erwartet hatten. Mehrere hierher gehörige Schriften, welche werthvolle Materialien enthalten, hat der Verf. entweder gar nicht gekannt, oder doch nicht benutzt. Wir erinnern nur an die „Lettres et documens officiels relatifs aux derniers événemens de la Grèce, qui ont précédés et suivis la mort du Comte Capodistrias," welche bereits 1831 zu Paris von ſeinen Freunden herausgegeben wurden; dann die von ſeinen Gegnern beſorgten „Σύμμικτα Ἑλλη-

νικὰ ἀπὸ τῆς Ἀρχῆς τῆς Κυβερνήσεως τοῦ Καποδίστρια καὶ ἑξῆς," welche gleichzeitig ebenfalls in Paris erschienen; und Dûtrone's Extraits de la Correspondance avec Mr. le Président Capodistrias." Paris 1831, welche für Herrn von Maurer doppelt wichtig gewesen seyn dürften, da sie sich vorzugsweise auf Kapodistrias verkehrten Versuche zur Herstellung eines geordneten Rechtszustandes in Griechenland beziehen. Am meisten haben uns die Abschnitte über die Finanzen und das Rechtswesen befriediget, welche auch einige bisher wenig oder gar nicht bekannte Thatsachen enthalten, und überhaupt eine klare Einsicht in diese Verhältnisse gewähren.

Der zweite Band ist ausschließlich den Zeiten der Regentschaft gewidmet, und bildet somit den dritten Haupttheil des ganzen Werkes. Die Darstellung wird hier, wie gesagt, in hohem Grade subjectiv, und die Bemerkungen, welche wir oben theils über die Wirksamkeit der Regentschaft, theils über die Art der Rechtfertigung des Verf. vorausschickten, kommen hier besonders in Anwendung. Der Verf. beginnt mit einer kurzen Uebersicht der wesentlichsten Momente aus dem Freiheitskampfe, welche sich auf

die Begründung des Griechischen Thrones und die Einsetzung der Regentschaft beziehen, und knüpft hieran eine nähere Auseinandersetzung der Schwierigkeiten, welche bei dem ganzen Unternehmen zu überwinden waren. Sie sind bereits ziemlich bekannt und lagen theils in den Griechischen Verhältnissen an sich, theils aber auch vorzüglich in der eigenthümlichen Stellung der Regentschaft.

Die Klagen des Herrn von Maurer über einzelne Persönlichkeiten, welche schon auf den ersten Seiten beginnen, über den unglückseligen Dr. Franz, welcher als eitler junger Mensch mit etwas Sprachkenntnissen, aber ohne alle Erfahrung, eine Rolle spielen zu können glaubte, über den Grafen von Armansperg, der hier wenigstens nicht als der grose Staatsmann erscheint, wie ihn Griechenland brauchte, und unsere Zeit verlangt, über die Frau Gräfin, eine eitle, und, wie es scheint, herrschsüchtige Dame, wie viele andere ihres Geschlechts und Standes, über Herrn Dawkins, den Englischen, und Herrn Katakazys, den Russischen Gesandten; — diese Klagen bestätigen nur, was bereits oben bemerkt wurde. Sie mögen gerecht seyn und ihre Richtigkeit haben, sie enthüllen aber kleinliche, gemeine, ekelhafte, oder,

wie sie Herr von Maurer selbst nennt, schmutzige Dinge, welche einen wahrhaft traurigen Begriff von dieser Regentschaft geben. Es wäre ja lächerlich, wenn man bei solchen Alltäglichkeiten noch nach großartigen Ideen und Planen fragen und suchen wollte, die am Ende, nicht Unfähigkeit, sondern ein neidisches Geschick vereitelt haben müßte.

Eine Critik des nächsten Abschnittes über die ersten Maßregeln der Regentschaft könnte natürlich nur eine Critik dieser Maßregeln selbst seyn, welche hier am unrechten Orte wäre. Die Verhältnisse brachten es von selbst mit sich, daß man eben zum Theil rein willkürliche Maßregeln ergriff, zum Theil Versuche machte, über deren Zweckmäßigkeit oder Mißlingen man die Zeit entscheiden lassen mußte. Manches gelang, Vieles hat sich nicht bewährt und brachte Schaden und neue Schwierigkeiten, wie namentlich die ersten Verordnungen über das Militär. Ueber einige Hauptpuncte, vorzüglich die constitutionelle Begründung der neuen Regierung hat man sich ziemlich leicht, vielleicht zu leicht hinweggeholfen; wenigstens darf man sich in dieser Beziehung nicht über die Fügsamkeit des Griechischen Volkes beklagen, zumal da, wie wir aus dem ersten Paragraphen des fol-

genden Abschnittes sehen, von Baierischer Seite den Griechen vorellig zu einer Constitution Hoffnung gemacht worden war. Localfreiheiten, als Surrogat einer allgemeinen Constitution, wie sie sich der Verf. gedacht zu haben scheint, haben nur das Ueble, daß ihnen die einende Kraft fehlt, welche eigentlich der Nerv einer Nation, namentlich einer erst wiedergebornen Nation ist. Was sonst noch in diesem Abschnitte enthalten ist, scheint uns leider mehr zur Entkräftung, als zur Bestätigung der von dem Verf. aufgestellten Behauptung, daß nämlich die Stellung eines jeden einzelnen der Regentschaftmitglieder klar gewesen sei, zu dienen. Klar ist uns nur so viel, daß eine dreigliedriche Regentschaft mit einer Präsidentschaft, welche persönlich und doch eigentlich ohne wesentliche Vorrechte seyn sollte, nothwendig zu Conflicten führen mußte, welche vielleicht nur durch einen gesetzlich bestimmten Wechsel des Präsidenten vermieden werden mochten. Eitelkeit und Herrschsucht sind menschliche Schwächen, welche auf diese Weise gezügelt seyn wollen, wenn sie nicht Unheil anstiften sollen. Dazu scheint uns die Präsidentschaft des Grafen Armansperg den neuesten Beweis zu liefern.

Der fünfte Abschnitt handelt von der Verwaltung

der Provinzen und der Gemeinden. Die an sich lobenswerthe Wiederherstellung aller Namen hat mitunter allerdings etwas Gesuchtes und Unnatürliches; ja sie entspricht nicht einmal immer ihrem Zwecke; an Spezzia knüpfen sich gewiß größere Erinnerungen, als an Tiparenus, und man hat daher wohlgethan, den heldenmüthigen Erinnerungen des lebenden Geschlechtes auch ihr Recht zu gönnen. Unter andern hierher gehörigen Dingen kommt der Verfasser auch auf die vielberathene Wahl der Hauptstadt des jungen Königreichs zu sprechen, und bringt gegen den übereilten, oder besser unzeitigen Umzug nach Athen ziemlich erhebliche Gründe vor. Was für Ackerbau und Gewerbe, Handel und Schiffahrt, Medicinal- und Polizeiwesen geschah und verordnet wurde, wird gleichfalls in diesem Abschnitte erzählt. Leider kam Vieles nur halb, Manches gar nicht zur Ausführung, und nicht Weniges blieb, wegen des Abganges des Verfassers unvollendet liegen.

Das letztere gilt zum Theil auch von dem Kirchen-, Schul- und Gelehrtenwesen, wovon der nächste Abschnitt handelt. Wir haben bereits oben erwähnt, daß diese Zweige der neuen Organisation des Griechischen Königreiches der speciellen Fürsorge des

Verfassers anvertraut waren, und wir finden ihn daher hier in seinem eigentlichen Wirkungskreise. Niemand wird leugnen wollen, daß er diese Dinge von einem ziemlich hohen, und in gewisser Beziehung richtigem Standpuncte aus auffaßte. Die Trennung der Griechischen Kirche von dem Patriarchat zu Constantinopel war ein entscheidender und, wie wir aus der hier gegebenen, ausführlichen Erzählung sehen, mit Umsicht und vielem Geschick durchgeführter Schritt. Es ward doch hier wenigstens, und zwar schneller, als man hätte erwarten sollen, ein bestimmtes Resultat gewonnen, auf welches Herr von Maurer großes Gewicht legt, und, als auf sein Werk, ziemlich stolz ist. Der Bedenklichkeiten waren dabei freilich viele, an welchen die ganze Sache leicht hätte scheitern können, wenn man nicht den Hauptpunct, die Unverträglichkeit einer vom Sultan abhängigen Kirche mit der Selbstständigkeit und Würde der Griechischen Monarchie, scharf und klar ins Auge gefaßt hätte. Ob diese Trennung auf die äußere Gestaltung der Griechischen Kirche überhaupt noch ferner von entscheidendem, günstigem oder ungünstigem Einflusse seyn wird, muß die Zukunft lehren. Gewiß ist jedoch schon jetzt soviel, daß sie der Anfang zum Sturz der Oströmischen Hierarchie ist, welcher am Ende das Pa-

triarchat von Constantinopel selbst mit treffen würde, wenn das Königreich Griechenland territoriale Erweiterung erhalten, und zuletzt die Hauptstadt des Ostreichs in die Hände einer christlichen Macht kommen sollte. Mit der Erklärung der Selbstständigkeit der Griechischen Kirche hat man auch zugleich den Grund zu ihrer neuen Organisation gelegt, welche ohne erhebliche Schwierigkeiten schnell ins Werk gesetzt wurde. Die Zahl der Bisthümer ist definitiv auf zehn festgesetzt worden, provisorisch dagegen wurden deren 40 angenommen, um die einmal vorhandenen Bischöfe unterzubringen, mit deren Absterben nach und nach diese kleinen Bisthümer mit jenen zehn großen vereint werden sollen. Diese Organisation, worüber das Werk genauen Aufschluß giebt, erstreckte sich natürlich auch mit über die Klöster.

Finanzielle Rücksichten machten entschiedene Maßregeln in dieser Beziehung doppelt wünschenswerth und dringend. Die sehr bedeutenden Einkünfte der Klöster waren zum größten Theile unrechtmäßiger Weise in den Beutel reicher Privatleute geflossen, oder sonst nutzlos vergeudet worden, und so hatte die Regierung um so mehr ein Recht, einzuschreiten, da die Zahl der Klöster mit der der Mönche durchaus nicht mehr in Verhältniß stand. Herr von Maurer giebt

darüber sehr interessante Notizen, die 400 Mannsklöster wurden auf 82 reducirt, und in kurzer Zeit war dadurch für die Staatscasse ein reines Einkommen von 400,000 Drachmen gewonnen, welches, nach des Verfassers Absicht, die erste Anlage eines Fonds für das Schul- und Kirchenwesen seyn sollte. Sein plötzlicher Abgang scheint jedoch diesen Plan nicht weniger, wie seine übrigen Plane für die Organisation des öffentlichen Unterrichts vereitelt zu haben. Wenigstens hat die neugestaltete Regentschaft von der weiteren Verwendung der aus den Klöstern gewonnenen Gelder keine Rechenschaft gegeben, und gleichwohl in ihrem neuerlich bekannt gemachten Finanzetat den Aufwand für Kirchen- und Schulen besonders angesetzt.

Der Entwurf, welchen Herr von Maurer zur Organisation des höheren und niederen Unterrichts, von den Volksschulen an bis hinauf zur Academie der Wissenschaften, gemacht hatte, ist uns allerdings etwas grosartig erschienen, und hatte doch vielleicht in den dazu zu Gebote stehenden Mitteln noch keine ganz sichere Grundlage. Die Errichtung einer Universität nach Deutschem Muster ist jedenfalls ein wesentliches Bedürfniß für Griechenland; aber sie erfor-

dert einen sehr bedeutenden Fonds an Geldmitteln und Kräften, welcher damals noch nicht ganz disponibel war. Einiges hatte Herr von Maurer sehr gut vorbereitet, und es ist zu bedauern, daß darauf später nicht fortgebaut worden ist. Bekanntlich hat man neuerdings einen Mittelweg eingeschlagen und mit der Einrichtung von Facultätsschulen begonnen. Man kommt damit mehr auf Französische Muster hinaus, wobei nur vorzüglich zu wünschen ist, daß dergleichen Anstalten in Bezug auf Charlatanerie und Windbeutelei den Französischen nicht ähnlich werden mögen. Was für wissenschaftliche Sammlungen, für die Belebung von Kunst und Literatur im Allgemeinen, meistens auch unter der unmittelbaren Leitung des Verfassers geschah, wird gleichfalls hier erzählt; man machte doch wenigstens überall einen Anfang! —

Weniger auf seinem Gebiete finden wir den Verfasser in dem nächsten Abschnitte über das Kriegs- und Seewesen, dessen Organisation bekanntlich Herr von Heideck übernommen hatte. Welche mißlungene Versuche hier gemacht wurden, wohin man endlich kam, und wie es ungefähr jetzt damit steht, war aus früheren Berichten bereits ziemlich bekannt. Die Darstellung des Verfassers hat den Vorzug einer

klaren Uebersicht. Die jüngste bedeutende Maßregel in diesem Departement ist die Errichtung einer Phalanx, welche eine Art Officiersgarde bilden, und als Mittel verdienter Auszeichnung bewährter Krieger zunächst aus dem Freiheitskampfe dienen soll.

Die wundeste Stelle des neugeborenen Staatskörpers berührt jedenfalls der folgende Abschnitt über die Finanzverwaltung. Es gehörten in der That nicht geringe Kenntnisse und Gewandtheit dazu, um nur erst die ganz versiegten Quellen eines ordentlichen Staatseinkommens wieder zu eröffnen und fließen zu machen; ohne die Beihülfe des Herrn von Greiner, eines sehr geschickten Finanzmannes, wäre man wohl schwerlich zu einem erträglichen Resultate gekommen. Denn Graf Armansperg hatte diesen Zweig der Verwaltung selbst übernommen, aber wie es scheint, mehr ans Ausgeben als ans Einnehmen gedacht, und hielt sich dabei an den allgemeinen Nothanker, die Anleihe von 60 Millionen Franks. Wie man diesen, vorzüglich auch nach des Verfassers Abgang, abgenutzt hat, kann man z. B. S. 304 lesen. An der Richtigkeit der neulich in der Allgemeinen Zeitung officiell mitgetheilten Berechnung von Einnahme und Ausgabe des Staatshaushaltes der Re-

genſchaft hat Herr von Maurer bereits vorher gezweifelt. So lange man die Hand in vollem Beutel haben kann, denkt man natürlich am wenigſten an geeignete Mittel, ſeiner Entleerung vorzubeugen; wir dürfen uns daher im Grunde nicht wundern, daß bei dem Abgange des Verfaſſers für die Herſtellung einer geordneten Finanzverwaltung, und die Annahme eines beſtimmten Syſtems der practiſchen Staatsöconomie, gemäß den Mitteln und Bedürfniſſen der Griechiſchen Monarchie, nicht eben viel geſchehen war. Sollte es ſeitdem nicht anders geworden ſeyn, ſo dürften leider ſchlimme Folgen nicht ausbleiben.

Im folgenden, dem neunten Abſchnitte endlich entwirft der Verfaſſer in acht Capiteln ein treues Bild von ſeinen Bemühungen um das Gerichtsweſen. Sein Eifer und ſeine vielſeitige Thätigkeit in dieſem Zweige der öffentlichen Verwaltung verdient jedenfalls große Anerkennung. In einer Zeit von achtzehn Monaten und unter nicht geringen Schwierigkeiten brachte er es doch dahin, nicht allein einen proviſoriſchen Rechtszuſtand ins Leben zu rufen, welcher wenigſtens den dringendſten Bedürfniſſen entſprach, ſondern auch durch die Organiſation von Gerichten, und die Ausarbeitung von Geſetzbüchern ei-

nen festen Grund zu einer geordneten Rechtspflege für die Zukunft zu legen. Bei dem Entwurf der Gesetzbücher stützte er sich natürlich zunächst auf die oben angeführten Rechtsquellen, d. h. auf die vorgefundenen Elemente, welche aber, wie man bald einsah, zur Herstellung eines befriedigenden Rechtssystems, nicht hinreichten. Der Verfasser machte daher von der der Regierung zustehenden legislativen Gewalt Gebrauch, um mit Hinzuziehung neuer, theils aus der Deutschen, theils aus der Französischen Gesetzgebung entlehnter Elemente, nach und nach ein Strafgesetzbuch, ein Gesetzbuch über das Strafverfahren, eine Gerichts- und Notariatsordnung und ein Gesetzbuch über das Civilverfahren gleichsam zu schaffen. An der Abfassung eines Civilgesetzbuches, wozu erst im Anfange dieses Jahres eine Commission niedergesetzt worden ist, hat der Verfasser keinen Antheil mehr gehabt. Er giebt folglich hier nur eine systematische Zusammenstellung der Hauptbestimmungen aus den oben gesammelten Gewohnheitsrechten, neben welcher wir eine Uebersicht der Gerichtsorganisation und Skizzen der neuen Gesetzbücher finden. Ueber die Zweckmäßigkeit der letzteren erlauben wir uns kein Urtheil, da darüber nur die Praxis entschei-

den kann. Vortheilhaft war es in keinem Falle, daß die Wirksamkeit des Verfassers in dieser Beziehung so zur Unzeit unterbrochen wurde, zumal da sein Nachfolger der Sache durchaus nicht gewachsen zu seyn schien. Auch hat man von weiteren Fortschritten in der Organisation der Rechtspflege neuerdings nicht viel gehört. —

Das Ganze schließt mit einem letzten Abschnitte über den Zustand des Griechischen Volkes während der Regentschaft bis zum 31. Juli 1834. Er enthält eine Wiederholung einiger schon oben berührten allgemeinen Bemerkungen, eine ausführliche Erzählung von der Verschwörung des Kolokotronis und des Dr. Franz, von dem Proceß des ersteren, und den Unruhen in der Maina, und endlich die näheren Umstände der Abberufung des Verfassers, mit einer Anzahl eben nicht sehr sauberer Ausfälle gegen den Grafen von Armansperg, Herrn Dawkins und Herrn von Kobell. Wir lassen es darüber bei den obigen allgemeinen Bemerkungen bewenden. Die Thatsachen waren anderwärts her bereits ebenso gut bekannt, als sie hier von dem Verfasser gegeben werden, und haben in uns nur abermals die Meinung bestätiget, daß dieser Zwiespalt der Regentschaft ein Makel

in ihrer Geschichte bleiben wird, welchen die Darstellung des Verfassers gewiß am wenigsten auszuwaschen im Stande seyn dürfte, daß die Zurückberufung des Verfassers ein politischer Mißgriff war, welcher um jeden Preis vermieden werden mußte, und daß der Verfasser, wenn er einmal sprechen zu müssen glaubte, besser gethan haben würde, mit mehr Ruhe, mit politischem Tacte und mit der Würde eines unrechter Weise Beschuldigten zu sprechen. Seine Rache ist, von seinem Standpuncte aus, gerecht, allein leider etwas mißlungen. —

Uebrigens soll, der Vorrede zufolge, noch ein dritter Band, bloß Documente enthaltend, das Werk ergänzen; wir glauben, ihn, als den vielleicht gehaltvollsten, im Voraus empfehlen zu dürfen.

---

## 2.

## Memoiren des Friedensfürsten, Manuel Godoy, Herzogs von Alcudia, Fürsten von Bassano, Grafen von Evaramonte ꝛc.

In Folgendem geben wir einen gedrängten, zusammenhängenden Auszug aus den kürzlich zu Paris bei Ladvokat in Französischer Uebersetzung erschienenen

Memoiren des bekannten Günstlings Carls IV. von Spanien, der von einer niedrigen Stufe sich schnell zu den höchsten Würden im Königreiche emporgehoben sah, in der Geschichte aber mehr einen berüchtigten als einen glänzenden Namen erhalten hat. Das Dunkel, welches durch die Verfälschungen hauptsächlich seiner Feinde in seine Geschichte gekommen ist, die wunderlichen Gerüchte, die über sein schnelles Emporsteigen in Umlauf waren vielleicht noch mehr, als die nicht unbedeutende Rolle, die er in einer wichtigen Epoche der Geschichte seines Landes spielte, haben dem Erscheinen des Buches mit gespannter Erwartung entgegen sehen lassen. Uns liegt die unter den Augen des Fürsten selbst, und nach dem Originalmanuscript durch J. G. d'Esmenard besorgte, und von letzterem mit einer Einleitung begleitete Französische Uebersetzung vor, während gleichzeitig auch eine Englische Uebersetzung die Presse verlassen hat.

Wir geben einen möglichst vollständigen Auszug, in sofern, als wir uns der Mittheilung der den größten Theil des Buches einnehmenden Polemik gegen eine Menge von Geschichtschreibern fast gänzlich enthalten, aber den erzählenden Theil des Buches, so weit es der Raum dieser Blätter gestattet, und wo

es nur irgend zur Characteristik des Verf. beiträgt, und neue Aufschlüsse über die Geschichte seiner Zeit giebt, unverkürzt vorlegen.

Im ersten Capitel des Werkes giebt der Verf. die Gründe an, aus denen er sich bewogen gefunden habe, die längst gewünschte Veröffentlichung seiner Denkwürdigkeiten bis jetzt zu verschieben. Es sei dieß, sagt er, auf den ausdrücklichen Wunsch Carls IV. geschehen, der ihm nach seiner und der königlichen Familie Ankunft in Fontainebleau gegen das Ende des Monat Mai 1808 den Wunsch zu erkennen gegeben habe, es möge zu seiner Vertheidigung nichts geschrieben werden. Auch die treueste Darstellung der Begebenheiten, welche diesen unglücklichen Ausgang für ihn gehabt hätten, würde nur dazu dienen, den Feind zu erbittern, in dessen Gewalt man sich jetzt befände; und wollte man Manches mit Stillschweigen übergehen, so könnte die Rechtfertigung nicht vollständig seyn. Vor der Hand sei es daher besser, zu schweigen. Die Zeit werde kommen, wo man unbedenklich die Wahrheit veröffentlichen und so sich rechtfertigen könne.

---

Ich bin am 12. Mai 1767 (nicht 1764) ge-

boren. Meine Eltern waren D. Joseph de Goboy und Marie Antonie Alvarez de Faria; ihr Vermögen war gering, ihre Herkunft edel. Das Haus meiner Väter ist noch zu Castuera, aber durch die Zeit fast zerstört, zu sehen, und im Besitz der Tochter meines verstorbenen Bruders. Meine Mutter war auch in Badajoz geboren, aber von Portugiesischem Stamme, und aus einer erlauchten Familie. Wenn man mich beschuldigt, daß ich mir einen falschen Stammbaum habe fertigen lassen, so muß ich dagegen bemerken, daß ich bei der Erlangung von Orden, mit denen Carl IV. mich ehrte, die erforderliche strengste Ahnenprobe bestanden habe. Wenn meine Eltern gewöhnlich arm genannt werden, so ist das nicht im strengsten Sinne des Worts zu verstehen, und kann nur heißen, daß sie nicht reich waren. Das Haus, in welchem ich geboren bin, war groß genug, von der Königlichen Familie auf einer Reise nach Sevilla im Jahre 1796 bewohnt werden zu können. Endlich haben meine Feinde mich auch als einen bloßen Abenteurer ohne alle Bildung, der nur Guitarre spielen und Nationalgesänge singen konnte, darstellen wollen, und diese Erdichtung wird noch jetzt als Wahrheit immer wieder nacherzählt.

Ich habe aber nie ein Instrument gespielt, und die Musik ist mir immer ganz fremd geblieben.

Meine Eltern hielten streng auf Sittlichkeit. Sie gestatteten nur ungern, daß wir in den unentbehrlichsten Künsten des Luxus unterrichtet wurden. Zum Soldatenstande bestimmt, mußten wir unsere Erholungsstunden mit Reit- und Waffenübungen ausfüllen. Mein Vater beaufsichtigte alle unsere Studien, und wollte, daß unsere Erziehung unter seinen Augen geschehe. Er wählte uns geschickte und tugendhafte Männer zu Lehrern, und wir besuchten keine öffentlichen Schulen. Meine Lehrer waren nach einander D. Francisco Ortega, D. Pedro Muñoz de Mena, D. Alonzo Montalvo und D. Mattheo Delgado, alle Männer, die mit der Zeit fortgingen, die Griechische und Römische Literatur genau kannten, und mich mit ihren Meisterwerken vertraut machten. Nachdem meine erste Bildung vollendet war, beschäftigte ich mich acht Jahre hindurch mit dem Studium der Mathematik, der schönen Wissenschaften und der modernen Philosophie.

So ausgebildet, ging ich, 17 Jahre alt, nach Madrid, und der Vorwurf, den man mir wiederholt gemacht hat, daß ich damals kaum habe lesen

und schreiben können, ist ungegründet. Im Jahre 1784 trat ich unter Carl III. in die Königliche Garde ein, und die Zerstreuungen des Hoflebens zerstörten keineswegs meine Neigung für Wissenschaft und Kunst. Die Brüder Joubert, Franzosen und in Frankreich erzogen, wissenschaftlich gebildete junge Leute, wurden meine vertrautesten Freunde. Ihnen verdanke ich meine Kenntniß der Italienischen und Französischen Sprache, mit ihnen benutzte ich alle Mußestunden zu verständiger Lectüre und nützlicher Unterhaltung. Mit großem Danke muß ich auch des ehrwürdigen Vater Enguide und mehrerer anderer Gelehrten seines Ordens gedenken; es waren wahrhaft christliche Philosophen, welche mir die herrlichsten Lehren gaben. Auf diese Weise verlebte ich die ersten Jahre im königlichen Dienst; man sah mich selten im Theater, und noch seltener bei Festlichkeiten. Das Spiel war mir immer zuwider. — —

Ich selbst habe anfangs nicht gewußt, wodurch ich die Gunst meines Königs erworben habe; die Erklärung liegt vielleicht in Folgendem.

Natürlich machten die täglich aus Frankreich eingehenden Nachrichten einen lebhaften Eindruck auf Carl IV., und Marie Luise; es war die Zeit des

Unglücks für Ludwig XVI. und seine Familie. Aufs Tiefste ergriffen von diesen unglücklichen Ereignissen, schrieben Carl IV. und Marie Luise deren Ursache, und nicht mit Unrecht, dem fortdauernden Ministerwechsel dieses schlecht bedienten und von den Intriguen und Gegenwirkungen seines Hofes hin und her geworfenen Königs zu. Die nachbarliche Lage beider Königreiche ließ nicht ohne Grund fürchten, daß der Brand auch Spanien anstecken könne. Carl IV. blickte um sich her; er wagte nicht, auf seine eignen Mittel zu rechnen, und wußte nicht, wem er vertrauen dürfe; er suchte Licht, und sah nur eine täuschende Finsterniß. Er schwankte. — — Ich will dieses Schwanken weder entschuldigen, noch tadeln; ich begnüge mich damit, den Zustand des königlichen Paares darzustellen. Sie hätten gern einen Mann gefunden, der ihr eignes Werk wäre, einen wahren Freund, der ihrer Person, ihrem Hause ergeben, getreu für das Wohl des Staates wachte, einen Unterthan, dessen persönliches Interesse sich mit dem seines Gebieters identificirte. Durch meinen täglichen Dienst in ihre Nähe geführt, wurde ich mit einer Art von Vertraulichkeit in dem Palast zugelassen, welche in Spanien gewöhnlicher ist, als

man im Auslande glaubt. Die wohlwollende Freundlichkeit meiner Gebieter, die immer wiederkehrende Gelegenheit verstatteten mir zuweilen, eine Meinung über die neuesten Nachrichten zu äußern, welche übrigens der Gegenstand aller Sorgen und aller Gespräche waren. Wenn meine Gebieter eine günstige Idee von meinen Anlagen, von meinen loyalen Gesinnungen bekamen, wenn sie in mir den zuverlässigen Mann gefunden zu haben glaubten, den sie suchten, so war diese günstige Meinung von mir, die, sie mochte gegründet seyn oder nicht, mir am Ende so viel Unglück brachte, gewiß nicht das Resultat eines ehrgeizigen und anmaßenden Strebens von meiner Seite. Allerdings hegte ich, wie jeder Andere, den Wunsch, zu steigen, aber dieser Wunsch beschränkte sich auf meine militärische Laufbahn; und ich kann versichern, daß ich, ehe ich die Absichten des Königs in Bezug auf mich genau kannte, nicht ohne Unruhe und Schüchternheit die Auszeichnungen, die mir eine kleine Reihe von Jahren hindurch zu Theil wurden, annahm. Die Unruhen in Frankreich wurden indessen immer drohender. Auf einen alten unentschlossenen Minister (Florida Blanca) folgte ein anderer Greis (Aranda), der nichts fürchtete, und Alles

wagen wollte. Der Kleinmuth des Ersteren und die Verwegenheit des Letzteren flößten dem König gleiches Mißtrauen ein. Von der Französischen Tribüne kamen Provocationen und directe Beleidigungen; Ludwigs XVI. Thron war gestürzt, die Republik hergestellt; man sprach von Nichts, als Aufwiegeln der Nachbarstaaten und Einführung der Propaganda und des Kriegs. Im Norden war die Invasion schon geschehen; Ludwig XVI. und seine Familie erwarteten im Kerker den Tag ihrer Hinrichtung. Was war zu thun? welche Partie zu ergreifen? Der Sturm brach los und tobte auf allen Seiten. So während eines Erdbebens, am Rand eines Craters, dessen schwarzer Rauch den nahen Ausbruch anzeigte, da der Schrecken vor unseren Thoren war, und alle Gemüther erstarren machte, sah ich mich plötzlich am Ruder des Staates. Meine Gebieter erkannten den Werth meiner Ergebenheit, welche die Gefahren einer solchen Lage nicht achtete.

---

Spaniens Lage, als ich am 15. November 1793 in das Ministerium berufen wurde, war folgende.

Der unvorsichtige und unpolitische Krieg, welchen Spanien, in Verbindung mit Frankreich, 1779

mit England anfing, sollte den Aufstand der Englischen Colonieen in America begünstigen; er erschöpfte die bereits sehr zerrüttete Staatscasse vollends. Zwischen den Bedürfnissen des Staates und seinen Einnahmen war ein großes Mißverhältniß, und in Spanien wie in Frankreich sank der Credit. Als Carl IV. den Thron bestieg, war die Bank San Carlos dem Bankerott nahe, bei verschiedenen Gesellschaften brach dieser aus, und überall zeigten sich solche bedenkliche Symptome. Das Gouvernement dachte anfangs an Einschränkungen jeder Art im Staatshaushalte; aber da 1783 der Friede zu Stande kam, trafen die Reformen und Ersparnisse hauptsächlich die Armee. Die Land- und Seemacht war bei dem bevorstehenden unvermeidlichen Kriege nicht über 36,000 Mann stark. Die Cavallerie war in dem schlechtesten Zustande, die Arsenale waren leer, die Fabriken lagen nieder, die bestimmte Truppenzahl nie vollständig, u. s. w. Bei den Familienverbindungen mit Frankreich und Portugal war man dem Continent gegenüber ruhig, und hielt es für unnützen Luxus, mehr Soldaten zu halten, als zum Dienst gerade nöthig war. Die lange Ruhe hatte Trägheit erzeugt; die Kriegskunst war ganz vernachlässigt, da

man seit langer Zeit nur einige unbedeutende Operationen unternommen hatte. Die materiellen Hülfsquellen Spaniens hätten ungeheuer seyn können, wenn die früheren Regierungen nicht vor jeder Neuerung und großen Maßregel zurückgebebt wären. Das Grundeigenthum war Lehngut, und, unter wenige Titularbesitzer vertheilt, größtentheils in todten Händen. In den untersten Volksclassen regte sich, aber nur kaum, einige Industrie, und der Handel war durch den Adel verachtet. Von der Mittelclasse strebte Alles nach dem Staatsdienst und Kirchenstellen, und so erhielt die Kirche mehr Priester, als sie brauchte, die Klöster wurden überfüllt, und ein Schwarm von Advocaten, Procuratoren, Schreibern und Anhängern der Justiz bedeckte Spanien. Dazu kam eine Menge von Subalternen und Candidaten, die, ohne zu nützen, bloß auf Kosten des Staats lebten. [1]) Die vorhandenen bedeutenden Reichthümer waren todte Capitale, die nicht benutzt wurden, als um Majorate,

1) Pretendientes ist ihr allgemeiner Titel, den sie unter ihre Bewerbungsschreiben zu setzen, nie verfehlen: Tantos annos de pretendiente, so viel Jahre Candidat.

fromme Stiftungen zu errichten und die todten Hände zu vermehren.

Bei dem Allen war doch wahrer Patriotismus vorhanden, zu welchem die religiöse Gesinnung kam, die auch gesellschaftliche Tugenden erzeugt. Diese beiden Richtungen des Spanischen Characters belebten meine Hoffnungen, als ich an das Ruder des Staates trat. Daß uns von Frankreich aus Krieg bedrohte, war gewiß, und dennoch nichts bei uns vorbereitet. Einige Regimenter waren gegen die Pyrenäen vorgerückt; man versuchte, einen Cordon zu bilden; die Garnisonen wurden einiger Maßen verstärkt. Meine Vorgänger hatten es sich nur angelegen seyn lassen, Spanien den Zustand Frankreichs geheim zu halten. Die einzige Zeitung in Madrid war seit drei Jahren über die auswärtigen Angelegenheiten verstummt; fremde Bücher und Journale einzuführen, war verboten, und die Handelscorrespondenz stand unter strenger Aufsicht. — Die Nachrichten drangen heimlich ein, und circulirten, übertrieben, von Mund zu Munde; Furcht hatte sich aller Gemüther bemächtigt.

Der Graf von Florida Blanca hatte den Gra-

sen von Aranda Platz gemacht. Die eine Zeit lang unterbrochene Verbindung zwischen dem Spanischen und Französischen Cabinet war wieder einiger Maßen lebhaft geworden. Bourgoing kam nach Spanien mit einem eigenhändigen Briefe Ludwigs XVI., welcher darin den Wunsch aussprach, den allgemeinen Frieden erhalten zu sehen, und daß Spanien an der Erhaltung dieses Friedens mit beitragen möge. Bei Wiederherstellung der freundschaftlichen Verbindung der beiden Cabinette hätte Aranda dieser eine solche Richtung und solche Dauer geben können, daß sie die Besorgnisse hinsichtlich der Unternehmung der Emigrirten, der Kriegsrüstungen Oesterreichs und Preußens, und der aufrichtigen Gesinnung Ludwigs XVI. beschwichtigten. Aranda, der für die Französische Revolution eine Art philosophischer Nachsicht affectirte, hätte die Gelegenheit benutzen, und ohne die Ehre Spaniens zu beeinträchtigen, den Neutralitätsvertrag abschließen sollen, der bald mit so viel Stolz von uns gefordert wurde. Ein solcher Vertrag zu günstiger Zeit, freiwillig und aus Gefälligkeit, mit einer feierlichen und gehörig motivirten Erklärung abgeschlossen, würde manche Wolke verjagt haben. Es kam nicht so; der berühmte Diplomat ließ es bei der

bloßen Herstellung freundschaftlicher Verbindung zwischen beiden Höfen bewenden.

Der 10. August kam, die Abolition des Königthums und die Einsetzung der revolutionären Regierung. Oesterreich und Preußen hatten unterlegen; Siegerstolz belebte die Herzen der Feinde der Monarchie. Bourgoing, der, weil er nun nicht mehr den König repräsentirte, beim Hofe nicht mehr vorgelassen wurde, forderte Spanien zur Erklärung über seine Absichten auf, und verlangte, wenn diese friedliche wären, die Abschließung eines förmlichen Vertrags. Da bestimmte Aranda, für Ludwig XVI. besorgt, und die Gefahr eines Krieges, zu dem keine Vorbereitung getroffen war, erkennend, Carl IV., mit der Republik zu unterhandeln, und die Neutralität zu wählen.

Ueber die Grundzüge des Vertrags war man schon mit Bourgoing übereingekommen, als ich in das Ministerium berufen wurde. — Nicht bloß die Krone, — die Freiheit, das Leben Ludwigs XVI. forderten alle möglichen Opfer von uns. Diese Rücksicht leitete mich mehr, als die Furcht vor einem Kriege, der bei der Aufregung der Republicaner und ihrem Hasse gegen alle monarchischen Regierungen als

unvermeidlich vorauszusehen war. Ich schlug daher meinem König vor, bei Eingehung des Neutralitätsvertrages, seine Vermittelung für die königliche Familie in Frankreich eintreten zu lassen. Es mußte, neben dem Vertragsentwurfe, deßhalb eine besondere, vertrauliche Mittheilung an die Französische Regierung gemacht werden; die Republicaner durften nicht gereizt werden, und auf diese Weise hatte unser Schritt zu Gunsten Ludwigs XVI. nicht das Ansehen einer der Republik auferlegten Bedingung. Carl IV. willigte mit Thränen in den Augen sogleich ein. Gelang es, auf diese Weise Ludwig XVI. zu retten, so war der Neutralitätsvertrag doch ein Opfer, welchen der Preis rechtfertigte, für welchen es gebracht wurde. Ich schrieb im Namen des Königs an unsern Gesandten in London, daß er Pitt vermögen solle, daß England Frankreich ein gleiches Anerbieten mache. Dabei erhielt der Gesandte Vollmacht, bei den einflußreichen Mitgliedern der beiden Englischen Kammern alle Mittel anzuwenden, die er für wirksam halten würde. In Paris wurde ein unbegrenzter Credit eröffnet, [1]) um dem erlauchten

1) Dem Spanischen Minister wurden nicht bloß drei

Gefangenen um jeden Preis Freunde zu verschaffen. Unser Agent hatte ausgedehnte Vollmacht. Wenn die Vermittelung angenommen würde, sollte er nach und nach: 1) die Französische Regierung anerkennen; 2) die Vermittelung Spaniens bei den Verbündeten, um sie zum Frieden zu bestimmen, anbieten; 3) wenn Ludwig XVI. Abdankung als unerläßlich anerkannt würde, sollte er einwilligen und sich für das zukünftige Betragen des Monarchen verbürgen; 4) äußersten Falls sollte er, um ihn zu retten, Geißeln anbieten, die mit ihrem Kopfe für Ludwigs Treue haften sollten. Nichts wurde unterlassen; die Couriere jagten die Heerstraßen entlang, denn es war keine Minute zu verlieren. *)

---

Millionen zur Disposition gestellt, wie de Pradt erzählt. A. des Orig.

*) In dem Folgenden vertheidigt sich der Fürst gegen die Beschuldigungen, die ihm besonders von Französischen Geschichtschreibern gemacht worden sind, und führt, zur Widerlegung des von ihnen und namentlich von Thiers auf seine Unkosten dem Grafen von Aranda als „Mann des Friedens" gemachten Lobeserhebungen, eine Unterredung mit dem Letzteren an, in welcher ihn dieser von dem Plane der Vermittelung für Ludwig XVI. abzubrin-

Bei dem damaligen Haß gegen die monarchische Regierungsform und der Aufregung der Gemüther war es kein Wunder, daß der unermüdliche Eifer unsers Gesandten, Don Joseph Ocariz, erfolglos blieb, obgleich derselbe durch bedeutende Leute, von denen ich jetzt nur Morisson, Lanjuinais, Boissy d'Anglas, Fauchet, Salles, Henri de la Riviere nennen kann, unterstützt wurde.

Am 26. December reichte Ocariz beim Minister der auswärtigen Angelegenheiten die Spanische Intercessionsschrift ein, und am folgenden Tage wurde sie der Nationalversammlung mit einem Schreiben des Ministers (Lebrun) übergeben, in welchem Letzterer die Ueberzeugung ausspricht, daß nur die Absicht, Ludwig XVI. zu retten, Carl IV. zur Erklärung der Neutralität bewogen habe.

Ocariz schrieb, der erhaltenen Instruction gemäß, mit Beziehung auf den einzugehenden Friedensvertrag, Folgendes: 1)

„Aber es ist jetzt noch ein Umstand vorhanden,

---

gen, vergebens versuchte, und die zu lang ist, um sie bei dem uns gestatteten Raume zur Prüfung mitzutheilen.

1) Der Eingang des Briefes ist hier weggelassen.

welcher die Freundschaft und das Bündniß zwischen Spanien und Frankreich befestigen könnte; und hier steht das Interesse Spaniens und Frankreichs, ja ganz Europas auf dem Spiele; ich meine den glücklichen Ausgang der Angelegenheit, welche jetzt Frankreich beschäftigt und die Blicke aller Nationen auf sich gerichtet sieht. Die Art, wie der unglückliche Ludwig und seine königliche Familie behandelt werden, muß allen Völkern den Edelmuth Frankreichs und die Mäßigung seiner Politik zeigen. Wo es dem Schicksale des Hauptes vom Hause Bourbon gilt, kann der König von Spanien nicht müssig bleiben; er wird in diesem Falle nicht den Vorwurf verdienen, daß er sich in die Angelegenheiten eines unabhängigen Staates mische; er will nur zu Gunsten seines Verwandten und gewesenen Bundesgenossen die Stimme der Natur und des Mitleids hören lassen. Die Moral aller Regierungen und aller Länder rechtfertigt diesen Schritt und empfiehlt ihn unter den vorliegenden Umständen. Ohne mich also auf eine Erörterung über Principien einzulassen, die bei einem Fremden als ungehörig erscheinen könnte, will ich nur im Namen meines Königs einige Gedanken aussprechen, welche das Interesse der Humanität, das Rechtsge-

fühl eingiebt, und die im Völkerrechte begründet sind:

„Nur Leute, für welche das Interesse der Humanität, die Gerechtigkeit und das Völkerrecht keinen Werth haben, können sich über den Antheil wundern, welchen alle Völker an dem Processe Ludwigs XVI. nehmen; man kann ihnen leicht zeigen, daß sie selbst dieser wichtigen Angelegenheit eine noch größere Bedeutung geben. Bei jedem andern Rechtsfall würde die Vernachlässigung der ersten Rechtsgrundsätze in der Art, zu verfahren, von ihnen getadelt worden seyn; viele Franzosen und Mitglieder der Nationalversammlung haben diese Verletzung des Rechts mit Nachdruck angefochten; ihre Aeußerungen und Klagen darüber sind in allen fremden Ländern gehört worden, und haben die ruhigen Gemüther, welche aus der Ferne und leidenschaftlos beobachten, aufs Lebhafteste ergriffen. Das Beispiel eines Angeklagten, der von denen gerichtet werden soll, die sich selbst zu seinen Richtern aufwarfen, und von welchen die Meisten durch vorgefaßte Meinungen und alten Haß beherrscht werden; eines Angeklagten, der ohne ein vorhandenes Gesetz verurtheilt werden soll, und wegen Verbrechen, deren Beweise ich nicht untersuchen will, die ihn aber,

auch wenn sie erwiesen wären, der durch die Constitution garantirten Unverletzlichkeit nicht verlustig machen würden; ein solches Beispiel ist, abgesehen von aller Gerechtigkeit, so gefährlich, daß eine Nation, die sich selbst achtet, sich hüten muß, es andern Nationen zu geben, von welchen sie geliebt und geachtet seyn will. Die ganze Welt muß erschrecken, wenn Gewalt, Thätlichkeiten gegen einen Fürsten begangen werden, der wenigstens durch Milde und Herzensgüte bekannt ist, und der eben durch diese Eigenschaften an den Rand eines Abgrundes geführt worden ist, wohin auch die ärgste Willkür den grausamsten Tyrannen nicht geführt haben würde.

„Und wenn Ludwig XVI. Fehler begangen hat, sind sie nicht durch einen so schnellen Sturz, durch die Leiden einer langen und schweren Gefangenschaft abgebüßt, durch die Besorgnisse wegen seiner Familie, und die Beleidigung derer, die die höchste Stufe des Heroismus zu ersteigen glaubten, wenn sie die gefallene Größe in den Staub traten?

„Spanien weiß es — und darum will es vermittelnd eintreten — daß keineswegs ganz Frankreich schuldig ist, oder verantwortlich für die Verirrungen und Meinungen einiger seiner Kinder; daß

die Französische eine hochherzige Nation ist und die Mehrzahl ihrer Vertreter Gewaltthätigkeit und unnütze Strenge verabscheuen; aber es ist offenbar, daß diese nicht frei sind. Wenn bei dieser Unterdrückung der Denkfreiheit Ludwigs Feinde es bis zu dem Aeußersten treiben sollten, so würde man unmöglich die andern Nationen überreden können, daß Frankreich mit voller Freiheit handelte; man würde daraus folgern, daß es in Frankreich Leute gäbe, die mächtiger, als die Regierung und als Frankreich selbst wären.

„Und welches Vertrauen könnte man dann in die Friedens-, Bundes- und Handelsverträge mit Frankreich setzen? Europa würde in einer solchen Lage der Dinge nur einen fortwährenden Grund zu Besorgnissen sehen; es würde täglich neue Unruhen fürchten und sich in seinen allgemeinen Interessen bedroht glauben; es würde allgemeine Verstimmung und unversöhnliches gegenseitiges Mißtrauen entstehen.

„Dagegen würde ein billiges und grosmüthiges Verfahren gegen den angeklagten König die Rückkehr des allgemeinen Vertrauens sichern. Die Anwesenheit Ludwigs XVI. in dem Lande, wo er ein durch Verträge gesichertes Asyl hätte, würde ein lebendiges Zeug-

niß von der Hochherzigkeit Frankreichs und zugleich von seiner Macht seyn. Die ganze Welt würde ein Volk bewundern, das im Siege mäßig, von heftigen, aber edlen Leidenschaften entflammt wäre, und welches selbst nach errungenen Triumphen im Stande wäre, das Haupt vor dem Altare der Gerechtigkeit zu beugen. Dieses Betragen würde überall Achtung einflößen und den Frieden sichern, der überall gewünscht wird, und dessen Frankreich selbst mitten in seinem Ruhme bedarf. Möge diese schöne Hoffnung sich erfüllen! u. s. w."

Bei Verlesung dieser, der ersten zu Gunsten des unglücklichen Monarchen sprechenden Worte in der Nationalversammlung herrschte wider Erwarten tiefe Stille. Einen Augenblick lang war Hoffnung da. Aber der wilde Thuriot erhob seine Stimme, und als man ihm den lautesten Beifall zurief, wagte Niemand mehr, den Antrag eines auswärtigen Hofes zu unterstützen. Carl IV. aber gab die Hoffnung noch nicht auf, und Dcariz scheuete keine Mühe, den unglücklichen König zu retten, so lange noch ein Schimmer von Hoffnung vorhanden war. Die Französische Regierung drängte indessen, mit Drohungen sogar, zur förmlichen Abschließung der Friedensverträge, de-

ren Entwürfe es eigenmächtig zu seinem Vortheile auslegen wollte. Der Castilianische Stolz wurde auf eine schwere Probe gestellt, aber Alles mit Würde ertragen. Was nicht bewilligt werden sollte, wurde mit schönen Worten auf einen günstigen Zeitpunct verschoben, und — man wartete. Die Entwickelung kam immer näher. Ocariz wagte mitten in der zügellosen Heftigkeit derer, welche den Convent beherrschten, noch einmal zu sprechen, und trug von Neuem die Bitte des edlen und gefühlvollen Carl IV. vor.

In der Schreckensnacht vom 17. Januar, als man eben im Begriff war, die Frage über Leben und Tod zu entscheiden, wurde dem Convent eine Mittheilung des Spanischen Gesandten gemeldet. Ocariz wiederholte die Vermittelung und trug nochmals auf die rührendste Weise die Wünsche und Bitten Carls IV. vor, die sich jetzt nur noch auf das Leben des Königs beschränkten, indem er sich zur Eingehung aller nöthigen Bedingungen erbot. Wenigstens dreihundert Mitglieder wünschten die Vorlesung der Mittheilung; aber die, welche Blut wollten, von einer bewaffneten, wüthenden Menge unterstützt, widersetzten sich. Danton wollte, daß Spanien sofort der Krieg erklärt würde.

Carl IV. hatte Alles gethan. Als Ludwigs Haupt gefallen war, wurden die Unterhandlungen mit Frankreich abgebrochen. Bourgoing machte zwar noch einige Versuche, aber ich ließ ihm wissen, daß seine Gegenwart und seine Schritte unter den vorliegenden Umständen nicht zur Trauer des Hofes paßten; er mußte sich entfernen, zu seinem, wie zu meinem großen Bedauern. Aranda wollte dagegen die Unterhandlungen fortgesetzt wissen, die Unterhandlungen mit Frankreich, wo noch das Blut eines Königs rauchte, für den Carl IV. sich bis zum Bitten herabgelassen hatte. Ich sagte dem Grafen, von tiefem Schmerz ergriffen, daß ein Friedensbündniß mit der Französischen Republik eine entehrende Feigheit sei; wir würden uns zu Mitschuldigen an einem Verbrechen machen, welches Spanien und alle Nationen empören müsse.

Bourgoing verschloß sich, da ihm die allgemeine Theilnahme an dem Ende Ludwigs XVI. in Madrid nicht entgehen konnte, in sein Hotel, um zu zeigen, daß er die öffentliche Meinung und die Trauer des Hofes achte. Endlich schrieb er auf dringenden Befehl seiner Regierung an mich und verlangte eine bestimmte Antwort hinsichtlich der angeknüpften Ver-

handlungen und auf die Frage über Krieg und Frieden. Ich antwortete, daß der König die Fortsetzung der Unterhandlungen jetzt nicht mehr für angemessen halten könne, und daß er, die Entscheidung über Krieg und Frieden Frankreich überlassend, alle Vorbereitungen zu treffen entschlossen sei, welche die Ehre seiner Krone und die Sicherheit seiner Staaten erforderten. Bourgoing ließ mich hierauf um eine vertrauliche Unterredung bitten, welche ich ihm mit aller bei der herrschenden Gährung nöthigen Vorsicht und mit Erlaubniß des Königs bewilligte. Wir sahen uns in Aranjuez; aber die Zusammenkunft änderte meine Ansicht nicht. Wir schieden mit gegenseitiger Achtung, und über viele Gegenstände gleichgestimmt. Am 23. Februar war Bourgoing nach Frankreich abgereist.

Noch ehe die letzten Nachrichten des Gesandten von Madrid nach Paris kamen, hatte die Regierung den Krieg gegen uns beschlossen, und fing die Feindseligkeiten an. Unsere Handelsschiffe wurden in den Französischen Häfen weggenommen. Die officielle Kriegserklärung gegen uns wurde am 7. März bekannt gemacht mit einem langen, von Barrère abgefaßten Bericht des Vertheidigungsausschusses [1]). Als

1) S. Moniteur vom 8. März 1792.

Gründe der Kriegserklärung waren angegeben: 1) Seit dem 14. Juli 1789 habe die Spanische Regierung fortwährend die Souveränität des Französischen Volkes beleidigt, indem sie in allen diplomatischen Schriften nur Ludwig XVI. den Titel Souverän gegeben habe. 2) Durch eine Verordnung vom 20. Juli 1791 habe der König von Spanien den in seinen Staaten wohnenden Franzosen große Qualen bereitet, und zwinge sie, ihrem Vaterlande zu entsagen. — Diese Verordnung war das Werk des Grafen von Florida Blanca. Alle Fremde, die sich als Reisende oder für die Dauer in Spanien aufhalten wollten, mußten der katholischen Religion und dem König von Spanien den Eid der Treue leisten, auf ihre Eigenschaft als Fremde verzichten, jede Verbindung mit ihrem Vaterlande abbrechen und sich verpflichten, den Schutz ihrer Gesandten nicht in Anspruch zu nehmen, — dieß Alles bei Strafe der Galeere oder der Verbannung mit Confiscation des Vermögens. Die übertriebene Furcht vor der Französischen Revolution und der Propaganda hatte diese Maßregel hervorgerufen, die jedoch schon nach Verlauf eines Monats auf Verwenden der auswärtigen Höfe gemildert wurde. — 3) Während des Sclavenaufstandes auf St. Domingo

hätten die Spanier die Schwarzen begünstigt, ihnen Lebensmittel und Munition verkauft und ihnen die Französischen Flüchtlinge ausgeliefert, — ein Vorwurf, der in sofern wenigstens grundlos ist, als von unserer Seite zu Gunsten der Schwarzen nur das geschah, wozu die Umstände nöthigten. — 4) Nach dem 10. August 1792 habe die Spanische Regierung ihren Gesandten zurückberufen und die Anerkennung des provisorischen executiven Rathes verweigert, — eine Maßregel, die von Aranda ausgegangen war, welchem Barrère wegen seiner Friedensabsichten ein besonderes Lob ertheilt. — 5) Nach der Einsetzung des Convents habe die Spanische Regierung die bisherige Correspondenz zwischen beiden Staaten nicht fortsetzen wollen, und die Anerkennung des Gesandten der Französischen Republik verweigert. — Bourgoings bekanntes Werk über Spanien widerlegt diese Beschuldigungen, die nur zum Theil und scheinbar gegründet sind. — 6) Statt die durch die Allianzverträge versprochenen Hülfstruppen zu schicken, rüste sich Spanien zum Kriege gegen Frankreich und zum Bündniß mit dessen Feinden. — 7) Die Kriegsrüstung Spaniens sei unter dem Vorwande von Besorgnissen wegen England vorgenommen worden, wäh-

rend Spanien mit Letzterem in Unterhandlungen stehe. — Die Rüstungen hatten 1790 wegen Differenzen zwischen uns und England begonnen, die Unterhandlungen mit England fanden erst drei Monate nach dem Erscheinen der Kriegserklärung Statt. 8) Spanien schicke Truppen an die Französische Grenze; 9) es bewillige den Emigrirten Schutz. 10) Die Rüstungen würden fortgesetzt und zahlreiche Truppenabtheilungen mit Artillerie nach der Grenze geschickt; 11) der König von Spanien habe seine Anhänglichkeit an Ludwig XVI. und die Absicht, ihn zu halten, zu erkennen gegeben. 12) Auf die Nachricht von Ludwigs Hinrichtung habe er alle Verbindung mit dem Gesandten der Republik abgebrochen. 13) Die Spanische Regierung habe durch die Nichtannahme der Antwort auf ihre Mittheilung vom 17. December den Antrag auf Neutralität verworfen. 14) Die enge Verbindung zwischen dem Spanischen und Englischen Cabinet sei ganz offenbar, obschon die Republik den Krieg gegen England erklärt habe. 15) Der König von Spanien gestatte, daß die in Frankreich angenommenen Grundsätze von der Kanzel aus angegriffen würden. 16) Die Spanische Regierung habe die Mißhandlung von Franzosen durch das Volk gedul-

det, eine Beschuldigung, welche von allen damals in Spanien lebenden Franzosen für ungegründet erklärt werden wird. 17) Diese Beleidigungen seien Zeichen von feindlicher Gesinnung und einer Verbindung mit den nordischen Mächten, und zusammengenommen kämen sie einer Kriegserklärung gleich.

Carl IV. entwarf selbst das Manifest auf diese Kriegserklärung, indem er die darin enthaltenen Erdichtungen durch Auseinandersetzung der Wahrheit, Vernunftgründe, gerechte Klagen und eine gemäßigte Sprache entkräftete.

Es herrschte in Spanien nur Eine Stimme, und diese verlangte den Krieg. Jeder gab dazu, was er hatte, der Reiche, wie der Arme. Selbst die Blinden in Madrid und in anderen Städten, welche keine andere Erwerbsquelle haben, als ihren Gesang, und den Handel mit Volksliedern, begnügten sich nicht damit, den Krieg gegen Frankreich gratis zu besingen, sie öffneten auch ihre ärmlichen Börsen. Handwerker, denen es an baarem Gelde fehlte, gaben die Producte ihrer Arbeit; wer gar nichts hatte, wollte Soldat werden. Die Municipalitäten rüsteten die Freiwilligen ihrer Bereiche aus. Endlich wurden auch die gewöhnlichen Truppenaushebungen nicht nöthig,

da Spanier in Menge freiwillig sich einfanden und sich in die Armee einstellen ließen. — —

Der Kriegsrath bestand aus den Officieren, welche die verschiedenen Armeecorps befehligen sollten. Nach langen Verhandlungen wurde beschlossen, das Heer in drei Theilen operiren zu lassen, von welchen der eine die Grenze von Guipuzcoa und Navarra, der andere Aragonien besetzen, und der dritte von Katalonien aus in Roussillon eindringen und Languedoc bedrohen sollte. Der letztere Plan war schwierig, weil natürliche und künstliche Befestigungen die feindliche Grenze schützten. Aber politische und militärische Gründe machten diese Maßregel nothwendig. Die Stellung der Franzosen in Roussillon verlieh ihnen einen großen Vortheil, wenn sie, wie zu fürchten stand, zuerst angriffen, und wenn Roussillon einmal besetzt war, so konnte man sich hier leichter, als irgendwo auf Französischem Gebiet halten. Durch die Ausführung dieses Plans hatte man auch den Vortheil, mit dem Angriff auf die mittäglichen Hafenplätze in Verbindung zu stehen, ein Unternehmen, welches sehr wichtig war, weil man dadurch die Kräfte deß Feindes theilte; und sich auch die Unruhen in Marseille, Lyon, Toulon und den umliegenden, eben-

falls gegen die Tyrannei der Republik aufgeregten Gegenden zu Nutzen machen konnte. Ein Einfall von Navarra aus hätte keineswegs die günstige Stimmung der Einwohner so für sich gehabt. Außerdem konnte auch ein Angriff auf Roussillon am besten der Aufmerksamkeit der Französischen Regierung entgehen, weil er von unserer Seite mit unserer lange Zeit müssigen und großer kriegerischer Unternehmungen entwöhnten Armee als gewagt erscheinen mußte. Dieß war der Plan zum ersten Feldzuge, und er kam zur Ausführung; denn man vermag viel mit Spanischen Soldaten und einem General wie Ricardos.

Dieser fiel bald darauf mit 4000 Mann in Roussillon ein, wo 16,000 Franzosen an mehreren Orten zerstreut lagen. Als die übrigen Abtheilungen der Armee die Avantgarde einholten, hatte sich Ricardos schon der ersten Vertheidigungslinie in den östlichen Pyrenäen bemächtigt und hielt Caret besetzt. In weniger als vierzehn Tagen war fast ganz Cerdagne bis Puycerda besetzt. Ein starkes Detaschement observirte Bellegarde bei La Jonquière. Aus seiner Stellung bei Arles verdrängt, wurde der Feind immer weiter zurückgetrieben, und erlitt bei Masdeu (am 18. Mai) eine vollständige Niederlage, und ließ

uns drei verschanzte Lager, welche der General Defflers hatte aufschlagen lassen. Bellegarde wurde belagert und ergab sich am 24. Juni nach hartnäckigem Widerstand. Bei jedem Angriffe wurde der Feind geschlagen. Die Franzosen wollten den 14. Juli mit einer Schlacht feiern und verdoppelten die Zurüstungen, um sich den Sieg zu sichern; Ricardos errieth ihren Plan, machte sich schlachtfertig und offerirte selbst das Treffen. Der republicanische General nahm es nicht an, und verlor so den großen Tag, an welchem seine Truppen sich glorreich hätten zeigen können. Täglich drangen wir weiter vor und Defflers wollte, da er die Gefahr der Hauptstadt drohen sah, unsere Kraft zum Theil nach Cerdagne hinablenken. Bis jetzt war das Glück der Waffen auf beiden Seiten gleich geblieben; aber die kleinen Vortheile, welche unsere Gegner erlangt hatten, hielten uns nicht auf; der Feind hatte in der Ebene von Roussillon nur noch sein Lager vor Perpignan und eine feste Stellung bei Peyrestortes. Diese mußten wir erlangen, um nach Rivesaltes kommen zu können. Bald hatten wir die Franzosen aus Arles und Cabestany, aber mit großem Verlust auf beiden Seiten, vertrieben. Wir blieben Sieger über den Feind, der sich hart-

näckig vertheidigte. Am folgenden Tag erhielt er Verstärkung von Salces, fing das Treffen von Neuem an, und verdrängte uns wieder aus der gestern errungenen Stellung. Unsere Truppen zogen in Ordnung nach Masdeu und Trouillas zurück. Der General Courten vertheidigte sich 17 Stunden lang gegen eine vierfach stärkere Zahl von Feinden, und führte seine Division nach Trouillas.

Die Franzosen wollten noch ein Treffen wagen. Ricardos griff zu neuen Maßregeln, um ihren Plan zu vereiteln. Aber die Armee hatte zehn Bataillons alte Linientruppen zur Verstärkung erhalten. Dagobert hatte den Oberbefehl und ward von Cassagne und Fabre beaufsichtigt. Wir waren schlagfertig, der rechte Flügel bei Masdeu, das Centrum bei Trouillas, der linke Flügel am Thuir. Dagobert hatte versprochen, dem Kampfe mit einem entscheidenden Schlage ein Ende zu machen; er wollte das Centrum unserer Armee vernichten, und so ihr den Rückzug abschneiden. So begann das Treffen bei Trouillas. Man kämpfte Mann gegen Mann, mit der größten Heftigkeit. Der Thuir war von Leichnamen angefüllt, und das Schlachtfeld so mit Todten bedeckt, daß sich zuletzt die Cavallerie deßhalb nicht mehr frei

bewegen konnte. Dagobert erschöpfte alle Quellen der Kriegskunst und beging keinen Fehler, aber vergebens; mehrere alte Regimenter waren grösten Theils zerstört. Die Franzosen zählten 6000 Todte und Verwundete, wir kaum den dritten Theil. In der Französischen Armee fing man an zu desertiren, und viele Flüchtlinge benutzten die Finsterniß der Nacht, um das Gebirge zu erreichen.

So war unser erster Feldzug fast nur eine Reihe von glücklichen Ereignissen; wir siegten meistens, so lange wir ohne Verbündete waren, mit diesen mußten wir ihre Unfälle theilen [1]). — —

Seit dem Anfange des Krieges bestand in Spanien immer eine nicht eben zahlreiche Partei, welche sich abgesondert hielt, aber nicht ohne Einfluß war, und die Verbindung gegen die Republik nur ungern sah. Das Volk war indessen ganz entschieden für den Krieg; aber jene Partei sah bei dem Volke nur einen künstlichen, durch die Aristocratie und den Clerus erregten Enthusiasmus. Diese Ansicht war in der

---

1) Wir enthalten uns der näheren Mittheilung dessen, was der Fürst über die Touloner Expedition zur Rechtfertigung Spaniens sagt.

Anmerk. des Uebers.

Mittelclasse, unter jungen Advocaten, Professoren, Studirenden und Candidaten sehr verbreitet; doch wurde sie auch von Leuten aus höheren Ständen getheilt, deren einige aus Eitelkeit, andere aus philosophischen Schriften und von ausländischen Autoren die neuen Ideen angenommen hatten, welche die Welt mit schönen Hoffnungen und trüben Vorahnungen erfüllten. Niemand billigte das gewaltsame Vorschreiten der Französischen Revolution; aber man nahm gern die Theorieen an, welche sie hervorgerufen hatten; ungern sah man einen Kreuzzug gegen sie gerichtet. Wenige von jenen Utopisten wagten zu hoffen, daß Frankreich jenen vereinten Kräften Widerstand werde leisten können; aber sie wagten doch, Bedenken über den Ausgang des Kampfes zu äußern, oder Triumphe der Republik voraus zu verkünden. Bei den ersten Siegen im Norden wurde diese Partei kühner; sie fand neue Beweise gegen die Räthlichkeit des Krieges.

Im Jahre 1794 waren die drei Befehlshaber unserer Armeen in Madrid zusammengekommen, um sich über den bevorstehenden Feldzug zu berathen, und hatten den Operationsplan entworfen. Er wurde dem Staatsrath vorgelegt. An den Frieden war nicht

zu denken, da die Jacobiner davon nichts hören wollten. Aber die Friedenspartei, oder besser gesagt, die Französische Partei hatte auch ihre Vertreter; und es trat ein Kämpfer für sie mit offnem Visier in die Schranken und warf den Handschuh hin, und die Frage über Krieg und Frieden wurde im Staatsrath verhandelt. Der Graf von Aranda war gegen den Krieg, und erklärte sogar, daß man sich mit Frankreich gegen die nordischen Mächte verbinden müsse, wenn seine Existenz durch die Verbündeten gefährdet würde. Er hatte Recht nach den alten Regeln der Europäischen Politik, wo es nur darauf ankommt, das materielle Gleichgewicht zwischen den verschiedenen Mächten aufrecht zu erhalten. Aber er vergaß, daß auch die Französische Revolution das materielle Gleichgewicht bedrohte.

Der Graf von Aranda übergab eine sorgfältig ausgearbeitete Schrift, die ich zu beantworten hatte. Er sprach leichter und besser, als er schrieb. Feurig von Character und mit einer hohen Meinung von sich, wurde er im Sprechen bald warm; wenn er aus dem Stegreif sprach, fehlte es seinen Gedanken, seinem Ausdruck nicht an Kraft; oft vergaß er die den Zuhörern schuldige Rücksicht; seine Reizbarkeit,

seine laute Stimme beeinträchtigten seine Ueberredungskunst; man fand in seiner Sprache den stolzen, gebieterischen Geist, aber zuweilen glückliche Züge. Wenn er schrieb, war sein Styl schwerfällig, sein Periodenbau hart, sein Raisonnement nicht folgerecht; es war ihm schwer, das rechte Wort zu finden. Daher verlor er sich immer in Umschreibungen und Dunkelheiten.

In der gedachten Schrift wollte er zeigen:

1) Der Krieg sei ungerecht. Denn, sagte er, dieser Krieg verletzt das erste aller Rechte der Nationen, ihre natürliche und politische Unabhängigkeit. Dieses Recht ist nicht durch die Regierungsform, noch durch die Person dessen, der an der Spitze steht, bedingt; es ist ein der Nation innwohnendes Recht; daher haben die Regierungen als Repräsentanten der Nationen dieses Recht. Die Revolutionen sind nichts Neues; sie schreiben sich vielmehr aus älter Zeit her; die Geschichte jeden Volkes ist voll davon. Das Recht der Völker, ihre Gesetze zu ändern, zu verbessern, ist ein angebornes und ewig, wie die Völker selbst. Von Gott kommt die Gewalt aller Associationen, monarchischer, wie republicanischer, und eben dadurch sind sie geheiligt. Ein Staat darf bei den

inneren Unruhen des Nachbarstaates nicht anders als freundschaftlich interveniren; sobald man durch Gewalt der Waffen zur Annahme von Gesetzen und bestimmten Regierungsformen zwingen will, so ist dieß eine Verletzung des natürlichen Rechts, des Völkerrechts; noch ungerechter wäre es, eine Nation zu bekriegen, um ihr eine Person aufzudringen, oder eine Familie, die von ihr verstoßen worden ist. Da ich als guter Spanier und treuer Rathgeber des Königs die Wahrheit zu sagen habe, so kann ich nicht umhin, zu erklären, daß der Krieg mit Frankreich ohne Grund, ja ohne Vorwand, ja ohne einen Anschein von Recht begonnen wurde; Familienbande zwischen den Fürsten und Privatinteressen geben einen solchen Vorwand nicht ab; sie sind nur gut, wenn es gilt, eine Vereinigung der Völker herbei zu führen, aber sie müssen unbeachtet bleiben, als verderblich und Gefahr bringend, wenn sie die Nationen nur gegen einander aufbringen und Zwietracht erregen können. Wenn man das natürliche Gefühl der Verwandtschaft und den frommen Wunsch des Königs von Spanien, die in Frankreich von seinen Vorfahren so lange getragene Krone ihnen zu erhalten, loben darf, so verdient es noch mehr Lob, wenn man seine persönlichen

Wünsche dem allgemeinen Recht der Nationen, dem Frieden Frankreichs und Spaniens opfert; zwischen den Völkern bestehen wichtigere und entschiedenere Rechte und Interessen, als die persönlichen Rechte von zwei regierenden Familien sind; und diese Rechte kennen und ehren, ist für einen König ein größerer Ruhm, als der, auf Kosten seiner Unterthanen eine Familienbeleidigung gerächt zu haben, eine Beleidigung, die ohnehin schon genug durch die Siege unserer Waffen bestraft ist.

2) Behauptete der Graf, daß der Krieg unpolitisch sei, und zwar a. weil man durch ihn dem gefährlichen Grundsatz der Einmischung fremder Mächte in die innern Angelegenheiten einer Nation die Thür öffne; b. weil es nicht klug sei, sich in einen Krieg über Grundsätze einzulassen, da die Stimme der Völker lauter an die Ohren der Völker schlüge, als die veralteten Lehren von Unterwerfung und Gehorsam; c. weil man die natürlichen Feinde Spaniens und Frankreichs begünstige, und das Interesse Frankreichs allein eines mit dem unsrigen sei; und sollte Frankreich durch die nordischen Mächte vernichtet werden, so würden die Bourbonen in Spanien und Italien isolirt, und ohne Schutz Oesterreich und Spanien

gegenüberstehen; und d. weil, abgesehen von allen Privat- und Familieninteressen, das lange Zeit zwischen Spanien und Frankreich bestandene, ursprünglich auf einen, zur Sicherung unserer Land- und Seemacht abgeschlossenen Familienvertrag sich gründende Bündniß erhalten werden müsse, indem England die Gelegenheit nicht unbenutzt lassen werde, seinen, durch die vereinigten Seemächte jener beiden Staaten vereitelten Plan, die Herrschaft über alle Meere zu erlangen, zu realisiren, und unsern Handel an sich zu ziehen.

Der Graf fuhr fort, zu beweisen, 3) daß der Krieg für uns verderblich, und unsern Kräften nicht angemessen sei, und 4) er gefährde die Existenz der Spanischen Monarchie. Er schloß:

Wenn wir einige Niederlagen erleiden, so wird Spanien allein sich gegen eine ungeheure Macht vertheidigen müssen, die es unter ihrer Last erdrücken wird; dann bleibt uns nichts, als den heiligen Jago um Wunder zu unserer Rettung zu bitten; nach dem natürlichen Laufe der Dinge kann nichts uns retten; Spanien muß unterliegen. Ich kenne Frankreich, und weiß, wie schnell die neuen Ideen sich dort ver-

breiten; ich sage es, und sage es mit Bedauern vorher: wenn man nicht in Zeiten der Gefahr vorbeugt, wie ich es jetzt noch für möglich halte; wenn wir uns nicht von den nordischen Mächten lossagen, und jetzt, wo das Glück noch unseren Waffen lächelt, einen guten Frieden schließen, werden früher oder später, vielleicht bald, die Pferde der Französischen Cavallerie die Spatziergänge des Prado zerstampfen, und sich da in den Fontainen baden. Ich fühle, daß meine Prophezeiungen keine eitlen sind. Wird man deßhalb sagen, daß ich den Nationalgeist nicht achte? Man stelle ihn ja nicht auf eine so gefährliche Probe; man fordere das Unmögliche nicht. Wahrheit, Klugheit sind besser, als alberne Anmaßung; Muth reicht nicht aus, um einen mächtigen und erzürnten Feind zu besiegen. Wenn ich meine trüben Ahnungen ausspreche, möge dieß das Herz Ew. Majestät nicht betrüben; meine Treue muß ihm den Tribut einer langen, im Dienste von drei erhabenen Monarchen, Philipps V., Ferdinands VI. und Carls III. erlangten Erfahrung darbringen. Die Reinheit meiner Absichten entschuldige die Freiheit meiner Worte; gebe der Himmel, daß Spanien den Gefahren entgeht, welche Europa bedrohen. Könnten doch zwei Nationen, einen Streit über

Personen und Grundsätze, welcher die wichtigsten Interessen gefährdet, vergessend, wieder befreundet werden, und das alte Bündniß herstellen!

Carl IV. hatte dieser Rede ohne ein Zeichen der geringsten Aufregung zugehört. Alle Räthe waren über die Verwegenheit des Grafen erschrocken, und jedem machte es Sorge, darauf antworten zu müssen. Der König befahl mir, zuerst zu reden. Ich suchte zunächst den unangenehmen Eindruck zu mildern, welchen die Grundsätze des Grafen nothwendigerweise hatten hervorbringen müssen. Ich hatte dieselben zu widerlegen, und suchte sie daher zu erläutern, und ihnen einen gemäßigteren Sinn zu geben. In Bezug auf den Frieden waren wir beinah einerlei Meinung; wir wollten ihn beide, nur verlangte er ihn auf der Stelle, und ich wollte die günstige Gelegenheit abgewartet wissen.

„Wenn irgendwo, sagte ich, die politischen Theorieen frei besprochen werden können, so ist es gewiß hier, wo der Kampf der Meinungen nie Anstoß geben wird. Um sich zu belehren und gute Maßregeln zu wählen, muß die Frage vielfach besprochen, müssen alle Gründe vorgebracht und frei erwogen werden,

welche Gedanken, eigene oder entlehnte auch Jeder habe; die Discussion giebt Licht, die Frage stellt sich von allen Seiten dar, die Wahrheit wird offenbar, die, welche sie lieben und achten, beugen sich vor ihr; ihr Triumph ist gewiß. Wie verschieden auch über die Staatsangelegenheiten gedacht wird, in dieser Versammlung lebt nur Ein Geist; wir sind alle von dem Gefühle der Treue, von Vaterlandsliebe beseelt; die Wege können verschieden seyn, aber wir streben nach Einem Ziele. Ich will erörtern, nicht verwerfen, überreden, oder mich überreden lassen, und meine Meinung aufgeben, wenn ich sie für irrig erkennen muß.

„Das Schicksal Spaniens, die Erhaltung der Krone, die Ehre des Staates können von unserer heutigen Entscheidung abhängen. Wer möchte so bedeutende Interessen einer eitlen Laune der Eigenliebe unterordnen?

„Ich will den Frieden, ich habe ihn gewollt, und gewiß, Spanien bedarf seiner; der Friede wäre eine unschätzbare Wohlthat. Das Land fing kaum an, sich von den Verlusten in dem letzten fünfjährigen Kriege zu erholen. Die Regierung hatte schon viel wieder gut zu machen, viel zu thun, um den Handel, die Industrie und den Credit zu heben, und die Capitale

wieder in Umlauf zu bringen, welche die Kriegsbesorgnisse hatten verschwinden lassen. Der gegenwärtige Krieg hat unsere entstehenden Hoffnungen zerstört. Die Hülfsquellen des Staates, das Privatvermögen sehen neuen Verlusten entgegen. Aber ich appellire an Euer unparteiisches Urtheil: wessen ist die Schuld? Nein, man kann der Regierung Sr. Majestät nicht zur Last legen, was andere Hände vorbereitet haben. Es ist hier weder der Ort, noch die Zeit zu Anschuldigungen. Die menschliche Vorsicht wird oft durch den Gang der Ereignisse getäuscht. — Was man jetzt beklagt, ist die traurige Folge des so zur Unzeit über die Nordamericanische Frage eingegangenen Krieges. Glücklich wären Spanien und Frankreich, wenn alles aus diesem Kriege, der allein den Namen eines unpolitischen verdient, entstandene Uebel sich auf den ungeheuren Aufwand beschränkte! Aber ein böser Genius hat die Gelegenheit benutzt, ein Feuer anzuzünden, dessen erste Funken bald die ganze Welt in Brand stecken werden. Vielleicht hätte ich diese Saite nicht berührt Unser Vorsitzender, der Graf von Aranda, hat den Americanischen Krieg selbst als die Ursache unserer Finanzzerrüttung erwähnt; ich muß hinzufügen, daß er noch größere politische Nachtheile zur Folge

gehabt hat. Es war ein Unglückskrieg, der erste Ring in der Kette von Unglücksfällen, welche der gegenwärtige Krieg auf uns lasten läßt, mit dem wesentlichen Unterschied jedoch, daß der erste ganz frei und ohne Zwang war; und was den jetzigen Krieg anlangt, wir haben ihn weder gesucht, noch gewollt! so sehr wir uns bemüht haben, ihn zu vermeiden, ist er nothwendig, unerläßlich gewesen.

„Ja, nothwendig, und das heißt auch: gerecht. Denn kein Krieg ist gerecht, wenn er nicht nothwendig ist. Ich werde zuerst aus den Grundsätzen des allgemein anerkannten Völkerrechts beweisen, daß der jetzige Krieg gerecht ist. Rechte und Pflichten zwischen den Nationen sind gegenseitig. Wenn man die Grundsätze erwähnt, welche die Rechte bestimmen, so erwähnt man auch die, welche die Pflichten festsetzen; verletzt man diese, so haben die Rechte keine Kraft mehr. Die Nationen sind von einander unabhängig; keine hat das Recht, in den innern Angelegenheiten der anderen zu interveniren. Das ist ein unbestreitbarer Grundsatz; aber er ist mit der Beschränkung zu verstehen: „so lange diese Nation selbst das Princip achtet und dem Nachbarvolke weder Unruhe, noch Schaden verursacht.“ Hat Frankreich diese Bedingung

erfüllt? Blickt auf seine Tribune, auf seine Demagogenhöhlen, auf die brandstiftenden Bücher, die es seit den ersten Tagen der Revolution in Europa verbreitet hat! Heißt das nicht, sich in die innern Angelegenheiten anderer Länder mischen? Heißt das nicht, die Völker aufwiegeln, die Regierungen beleidigen und laut Aufruhr predigen? Wird man sagen, daß das Recht, seine Gedanken durch Rede oder Schrift bekannt zu machen, das Recht eines freien Volkes ist? Das mag auch seyn, aber gewiß nur in den eigenen Angelegenheiten, nicht auch in fremden. Wer hat Frankreich oder irgend einer Nation der Erde das Recht gegeben, andere Regierungen zu beleidigen, oder Zwietracht und Aufwiegelung unter ihnen zu entzünden?

„Eine Regierung zeigt sich durch Duldung solcher Frevel, wenn sie sich derselben auch nicht selbst schuldig machte, feindselig gegen andere Regierungen. Es kommt wenig darauf an, ob sie selbst oder ihre Untergebenen, so die Gesetze, den Frieden, die Existenz oder die gesellschaftliche Ordnung, sie sei gut oder schlecht, eines Nachbarstaates angreifen. Nicht bloß mit den Waffen greift man die Existenz eines Staates an; der heftige Tadel, Hohn, Sarcasmus,

beißende Ironie, freche Herausforderung sind auch Beleidigungen, Verletzungen, Feindseligkeiten, die tiefer verwunden, als materielle Waffen. Denn offener Krieg fordert und findet doch Widerstand; aber das moralische Gift schleicht sich ein und verderbt, aller Vorsicht ungeachtet. Gestehen wir es, ein Volk durch Gewalt der Waffen zur Annahme einer bestimmten Regierungsform zwingen, oder ein Land in Verwirrung gerathen machen, indem man zur Empörung gegen die bestehende Ordnung reizt, flammende Fackeln schüttelt und alle Feuer des Bürgerkrieges entzündet, sind das nicht gleich verderbliche Wege der Einmischung in fremde Angelegenheiten; und ist diese nicht tausendmal schlimmer, gehässiger, als jene? Soll man nicht das Recht haben, ein Volk oder eine Regierung zu bekämpfen, welche jenen Weg einschlägt? Die Vernunft, der natürliche Vertheidigungstrieb berechtigen dazu, einen solchen Unruhstifter abzuwehren. Alle Staatslehrer sind einig über das Recht, einen Feind zu bekämpfen, der unter irgend einer Gestalt Unruhen erregt, und die Grundpfeiler der gesellschaftlichen Ordnung angreift. Das sind die Principien der allgemeinen Gerechtigkeit, die sich auf das Interesse Aller gründen, und

mit dem Recht der Selbsterhaltung und Vertheidigung übereinstimmen, welches jedem einzelnen Individuum zusteht, und noch mehr der Gesellschaft, welcher jeder Einzelne seine Kräfte, seine Tugenden unter dem Schutz einer Regierung gewidmet hat, um in Frieden seine Rechte genießen zu können. Das sind auch die Principien der menschlichen Gerechtigkeit, um deretwillen wir nicht Frankreich, sondern die Tyrannen bekriegen, die seinen Namen und seine Macht mißbrauchend, alle Nationen dagegen aufwiegeln.

„Es giebt noch mehrere Grundsätze des Völkerrechts, auf die wir uns beziehen dürfen. Die Französische Nation bekriegt sich selbst; sie ist in zwei Parteien getheilt, die Volkspartei und die royalistische. Lyon, Toulon, Marseille und andere Städte in verschiedenen Gegenden haben ihre Unzufriedenheit mit dem Nationalconvent zu erkennen gegeben, der über ihren Widerstand triumphirt hat. Von der Gironde bis an die Loire, der Westküste entlang, von der Loire bis Havre, fordert der allgemeine Wunsch eine durch das Gesetz gemäßigte Regierung; die royalistische Stimmung in einem großen Theile der Bretagne und der Aufstand in der Vendee sind bekannt. Ich versichere ohne Uebertreibung, daß drei

Viertheile Frankreichs keine Feinde des Königthums sind. Die erschreckliche Verfolgung dieser Gesinnung, das Gesetz gegen die Verdächtigen, die Gefängnisse, welche von Gefangenen überfüllt sind, das Blut, das in Strömen vergossen wird, beweisen hinlänglich, daß zwei Parteien da sind, die tyrannische, unterdrückende und die unterdrückte, die unter das Joch gebeugt ist, oder sich mit den Waffen in der Hand vertheidigt, im Innern sowohl, als auf den Grenzen. Das ist der Bürgerkrieg mit allen seinen Schrecken; haben die Nachbarstaaten nicht das Recht, ist es nicht edel von ihnen, die Partei zu unterstützen, die sie ihres Beistands für würdig halten? Wäre es unrecht, den Royalisten in einem Lande beizustehen, wo der Umsturz des Thrones augenblicklich auf allen Seiten das Verbrechen hervorgerufen hat? Müssen wir nicht die einzige Partei in Schutz nehmen, die uns Garantieen bietet? und liegt für Spanien nicht ein Beweggrund mehr in dem zu Gunsten der Bourbons abgeschlossenen Familienvertrage, der weder aufgehoben, noch verjährt ist? Hat der gefallene Stamm nicht ein Recht auf die Erfüllung dieses Vertrages, so lange noch eine Möglichkeit vorhanden ist, ihm den Thron wieder zu verschaffen?

Es giebt allerdings Fälle, wo das Interesse der Nationen wichtiger seyn kann, als das des regierenden Hauses; aber solche Fälle sind sehr selten. Die Rechte der herrschenden Familie sind fast nie abgesondert von dem Interesse des Landes; ohne mich hierbei aufhalten zu wollen, wer wird nicht anerkennen, daß das Interesse des Hauses Bourbon mit dem Spaniens identisch ist! Der Familienvertrag war „dinglich und persönlich" zugleich; auf der einen Seite sicherte er den Bourbons den Thron, auf der andern jedem dem Scepter eines Gliedes von diesem Hause gehorchenden Staate Ansehen, Schutz und gegenseitige Vortheile. Alle Unterthanen Frankreichs, Italiens und Spaniens bildeten eine und dieselbe Familie. Wie sehr hat sich unser Land unter dieser Dynastie gehoben! Welche Kraft, welchen Glanz verlieh das Bündniß dieser Fürsten! Jedermann weiß es, Niemand kann es leugnen. Hieße das die Rechte dieser Familie über die unserigen stellen, wenn man die Waffen ergreift, um ihr, unter deren Schutz sich Spanien wohlbefindet, beizustehen? Hätten unsere Fürsten sich so wenig um das Vaterland verdient gemacht?

„Wenn es also gerecht ist, die Angriffe der

Französischen Regierung abzuwehren, wenn die Menschlichkeit gebietet, den Unterdrückten beizustehen, wenn ein Vertrag Spanien an das Haus seiner Fürsten bindet, wenn Dankbarkeit kein leeres Wort, die Heiligkeit der Verträge keine Chimäre ist, so wird kein Verständiger, kein Unparteiischer den jetzigen Krieg ungerecht nennen; und um so weniger, wenn er die Vorsicht, die Mäßigung in Anschlag bringt, mit welcher Spanien, erst nachdem es alle ehrenvolle Mittel zur Erhaltung des Friedens vergeblich angewendet hatte, sich für den Krieg entschieden hat.

„Ich kann es behaupten, ohne Widerspruch von irgend Jemanden in Spanien, in Europa, in Frankreich selbst, wenn er nicht durch Leidenschaft geblendet ist, besorgen zu müssen. Der gegenwärtige Krieg ist nicht aus Laune, in Uebereilung, aus Rachsucht oder aus einem Familieninteresse begonnen worden. Selbst wenn man annimmt, daß das Interesse der Krone keine Wichtigkeit für uns habe, was die Castilianische Ehre nie zulassen wird, so kann Niemand die Sicherheit des Staates unberücksichtigt gelassen wollen.

„Das sind die wahren Beweggründe gewesen, die diesen Krieg veranlaßt haben. Ich berufe mich

auf Spanien selbst, welches diesen Krieg nicht bloß gewollt, sondern laut verlangt, und uns freiwillig die Mittel dazu gegeben hat. Wenn ein Krieg aus Laune unternommen wird, oder das Volk das wenigstens glaubt, dann wird dem Cabinet durch das Schweigen der Unterthanen, die Lauheit der öffentlichen Meinung, und oft durch ein allgemeines Murren die Unklugheit fühlbar gemacht. Selbst bei gerechten Kriegen, segnen die immer zu Klagen geneigten Völker die Regierung, welche die Gelegenheit ergreift, ihn zu endigen, ohne daß die Nationalehre zu sehr dabei leidet. Haben wir jetzt Lauheit bemerkt, Murren gehört? Nein! es ist zu bekannt, daß die Regierung, um die Wohlthat des Friedens nicht zu verlieren, alle mit der Sicherheit des Landes und der Würde der Krone verträglichen Mittel angewendet hat; so lange wir bemüht waren, den Frieden zu erhalten, war das Volk ungeduldig über die Zögerung; die ganze Nation hat ein Kriegsgeschrei erhoben, ohne das Signal der Regierung abzuwarten. — —

„Die Mehrzahl sah anfangs mit Freude, wie ein grosses Volk sich im Innern zu reformiren begann, wie es sich mit seinem Fürsten vereinigte, und

den Staat auf liberale Grundlagen zu bauen suchte. Die Täuschung dauerte nicht lange; es war die Morgenröthe eines schönen Tages, aber der Himmel verdunkelte sich, und ein Unwetter brach aus; die entfesselten Leidenschaften haben die Stimme der Vernunft nicht hören lassen; Frankreich gab sich allen Ausschweifungen hin. Da entstand ein Gefühl der Mißbilligung unter uns; noch war es kein Kriegsgeschrei; der Verstand der Spanier, die Weisheit der Regierung ehrten die Unabhängigkeit unserer Nachbaren. Andere Mächte nahmen gleich anfangs einen drohenden Ton an, obwohl sie hernach in der Ausführung sehr langsam waren, und der befehlende Ton hat den Brand nur noch mehr entflammt. Spanien hat seine Vermittlung angeboten, sich bis zum Bitten erniedrigt, sich darauf beschränkt, seinen alten Bundesgenossen vor einem Verbrechen zu warnen, mit welchem er sich schänden, und in ein Meer von Elend stürzen wollte. Es ist mit Unverschämtheit und Stolz zurückgewiesen, das Verbrechen begangen worden. Die Anarchie wurde größer; die Unverschämtheit ging so weit, daß man von uns verlangte, wir sollten die Waffen niederlegen. Der König von Spanien soll die bluttriefende Hand der Mörder

des Hauptes seiner Familie in die seinige schließen, einen Friedensvertrag auf dem Leichnam Ludwigs XVI. unterzeichnen, oder diese wilden Republicaner zu Feinden haben! Welcher Spanier konnte in der Wahl schwanken, und welche Antwort hatte er als: Krieg!? Krieg, rief die Nation, und der König beschloß ihn.

„Aber steht uns nicht auch das Recht der Selbsterhaltung zur Seite, das Recht der Vertheidigung gegen einen Feind, der unsere Gesetze, Sitten, unsern Glauben gefährdet? Die Philosophie des Jahrhunderts hat die Kreuzzüge für die Religion verworfen; wird sie den Kreuzzug des Atheismus und der Anarchie billigen? Wie will man die rechtfertigen, welche Alles mit Füßen treten, eine Regierung, welche alle Verbrechen predigt und ihre entsetzlichen Lehren überall verbreitet? Wie leiden die Völker, wo diese Vandalen, mit dem Oelzweig oder den Säbel in der Hand, eingedrungen sind? Man zeige mir ein Gesetz, welches uns verbietet, die Ruhestörer zu bekämpfen, deren Ausschweifungen das Jahrhundert schänden, und die durch den Schrecken, den sie einflößen, die Aufklärung verhaßt machen, und bei mehr als einer Nation verzögern können. Ihnen gilt der Krieg; hier soll kein Familienstreit gerächt,

Frankreich keine Regierungsform aufgedrungen, kein durch die Empörung gestürzter Thron wieder aufgerichtet, noch zur Annahme eines Fürsten gezwungen werden, der, ohne Recht auf Vertrauen, das Land nicht würde regieren können. — —

„Aber der Tag ist nicht fern, wo der Patriotismus einiger Bürger die Horde von Elenden stürzen und vernichten wird, welche Frankreich zerstören und schänden. Der Tag einer heilsamen Reaction ist nicht fern, wo andere Männer, andere Gesetze, andere politische Grundsätze uns Garantieen leisten werden; dann werden wir uns verstehen können. Dann erst darf nach meiner Ueberzeugung dieser Krieg endigen, der ein bloßer Vertheidigungskrieg ist, und den wir gern beendigt sehen werden, wenn die antisociale Lage Frankreichs unsere Ehre und unsere Sicherheit nicht mehr gefährdet.

„Wird diese Hoffnung erfüllt werden? — So viel ist gewiß, daß die Regierung, unter der jetzt unsere Nachbaren leiden, nicht lange bestehen kann; in Frankreich kann die Barbarei nicht heimisch werden. Die Reaction kann daher nicht fehlen; und sobald sie eintritt, werden die Nachfolger der jetzigen Tyrannen nach deren Sturz einen anderen, den ent-

gegengesetzten Weg jedenfalls einschlagen. Mag sich nun eine republicanische, monarchische oder gemischte Regierung bilden, wenn sie nur die allgemeinen Ideen der Gerechtigkeit anerkennt und die geringste Garantie gewährt, so wollen wir dem Strome ungehindert seinen Lauf lassen; dann noch den Krieg fortzusetzen, würde eine neue Ueberschwemmung zur Folge haben. Ich weiß nicht, was dann die anderen Cabinette thun werden; aber ich kann versichern, daß Spanien nur unter Bedingungen dem allgemeinen Bunde beigetreten ist, welche die Ehre und Sicherheit des Landes vorschrieben. Niemand kann uns zwingen, den Krieg weiter fortzusetzen.

„So glaube ich gezeigt zu haben, daß das Ministerium, weit entfernt, gegen die Herstellung des Friedens zu seyn, bereit ist, sich damit in den Augen der Nation ein Verdienst zu erwerben. Ist nun wohl der Augenblick gekommen? Ich kann es nicht glauben. Die Ehre unserer Waffen ist unbefleckt; aber die des Ministeriums, die es bis jetzt auch noch ist, würde empfindlich leiden, wenn wir ohne Grund die Sache unserer Bundesgenossen aufgeben wollten, wenn wir mit Tyrannen, die Frankreich unterdrücken und decimiren, mit Männern ohne Religion, die kein

göttliches, noch menschliches Gesetz anerkennen, in Unterhandlung treten wollten. Was würde man sagen, wenn wir, ohne durch die dringendste Nothwendigkeit dazu gezwungen zu seyn, mit Leuten zu sympathisiren schienen, die von so viel Verbrechen besudelt sind? Würden wir nicht ihre Genossen seyn, oder doch scheinen? haben sie sich nicht für Feinde eines Jeden erklärt, der ihre Handlungsweise nicht billigt und nicht gemeine Sache mit ihnen machen will, wie es in den Decreten vom 19. November und 16. December 1792 geschehen ist? — Jetzt ist kein Friede möglich! Die Jacobiner sind weit entfernt, ihn zu wollen; sollen wir sie darum bitten? Soll Spanien den Anfang machen, mit solchen Leuten Frieden zu schließen? Und wenn das Ministerium so schwach seyn sollte, welcher Spanier wird mit ihnen unterhandeln wollen, und seinen Namen neben den eines Collot d'Herbois, Conthon, Saint-Just oder Robespierre setzen? Werden Gesandte seiner katholischen Majestät nach Paris gehen, und durch ihre Gegenwart die Meutereien, durch die es täglich mit Blut befleckt wird, autorisiren und die fortwährend gegen die Majestäten des Himmels und der Erde ausgestoßenen Frevelreden anhören? Werden sie den Bacchanalien dieser wüthenden Thoren,

die sich Republicaner nennen, beiwohnen wollen? Nein, lassen wir sie allein; alle Nationen weichen ihnen aus. Soll Spanien da einen Repräsentanten haben, wo das Verbrechen herrscht?

„Nennt also diesen Krieg nicht ungerecht, unpolitisch, so lange Frankreich sich unter dem Eisenarm seiner Tyrannen beugt, so lange dieser Arm die Nachbarstaaten bedroht. Frankreich ist unterdrückt; der Krieg, mit welchem wir es bekämpfen, kann es ihm leichter machen, das Joch abzuschütteln, das es im Innern zerrüttet und ihm so viele Feinde macht. Wenn Frankreich diese Tyrannei ertragen will, so ist der Krieg nothwendig, wie er auch enden mag. Wenn Frankreich unterliegt, wird die Politik dafür sorgen, daß es nicht fremdem Ehrgeiz zur Beute, und daß das Europäische Gleichgewicht erhalten wird; denn wenn dieses verloren ginge, so wäre das ein Unglück, obschon ein weniger großes, als das, welches uns jetzt bedroht. Damit Frankreich nicht Fremden zur Beute werde, soll Spanien sich der Gefahr aussetzen, Frankreich zur Beute zu werden? — — Uebrigens kann das Ministerium überzeugt seyn, daß wir die Zukunft nicht außer Augen gelassen haben. Unsere Verbindungen mit den fremden Mächten, welche bei der Er-

haltung des Europäischen Gleichgewichts betheiligt sind, haben wir nicht vernachlässigt. Was England betrifft, so thut es mir vorzüglich leid, daß es von diesem Kriege so viele Vortheile hat. Frankreich und England sind jetzt zwei Geißeln, die uns das Schicksal von zwei verschiedenen Seiten zuschickt; es ist unsere Schuld nicht. Jener Feind ist stürmisch, eilig, im Augenblick gefährlich; dieser ist auch bedeutend, aber langsamer; die Klugheit gebietet, uns zunächst vor dem ersteren zu schützen. Gegen den zweiten wollen wir uns vorsehen; die Zeit bringt zuweilen Hülfe.

„Wenn aber Frankreich triumphirt, wie es bereits angefangen hat? Auf die Dauer ist das nicht möglich, so lange die Regierung nicht besser geordnet ist; und sobald dieß der Fall wird, ist Frankreich im Augenblick unser Freund. Aber wenn dennoch das anarchische Frankreich den Sieg behauptet? — dann wird sich Spanien in den Willen des Schicksals fügen müssen, aber es hat sich keine Vernachlässigung der ersten aller Pflichten, der der Selbsterhaltung, vorzuwerfen. Was auch kommen mag, die Regierung wird immer vorbereitet seyn; sie denkt an jede Möglichkeit, mag das Glück der Waffen uns untreu wer-

den, mögen die verbündeten Höfe ihr politisches System verändern, das unserige bleibt unveränderlich; Launen und fremde Einflüsterungen werden uns nicht abhalten, Frieden zu schließen, sobald er rathsam scheint.

„So wenig wie im Kriege werden wir bei Friedensunterhandlungen einzeln dastehen; mehr als eine Regierung theilt unsere gemäßigten Gesinnungen; sie schließen sich uns an. Aber so sehr wir den Frieden dem Glanz von Siegen vorziehen, müssen wir uns doch lieber allen Gefahren und der Strenge des Schicksals aussetzen, ehe wir entehrende Verträge unterschreiben.

„Ich werde über die Kosten des Krieges wenig sagen, er ist ein nationaler; das Volk bringt freiwillig Alles, was der Ruhm und die Sicherheit des Landes fordern, noch heute ebenso reichlich, als im Anfange. Es gilt der Erhaltung unserer Rechte, unseres Glaubens, unserer bedrohten Altäre, der Existenz des Vaterlandes. In der socialen Umwälzung, welche die Franzosen predigen, in den wunderbaren Reformen, die sie ankündigen, sieht der Ernst des Spaniers nur die verderblichen Rathschläge des Fremden. Wenn ein Volk sich so uneigennützig zeigt, de-

reichert es sich, so oft es giebt; seine Tugend läutert sich und wächst. Das ist ein unerschöpflicher Schatz für den Staat.

„Die Franzosen sind weit hinter den Spaniern zurückgeblieben. Wir werden nie genöthigt seyn, die Truppen mit Assignaten zu löhnen; wir werden nie die reichen Privaten und Kirchen ausplündern, um unsere Armeen zu erhalten. Man übertreibt das Lob von dem Enthusiasmus der Republicaner. Um die leeren Cassen zu füllen, hat die Französische Regierung ihre Zuflucht zu Confiscationen und der Guillotine genommen. Laßt die Schrecken des Schwertes aufhören, Gedankenfreiheit eintreten, und man wird sehen, wie echt dieses republicanische Feuer ist, ob es nicht ein erkünsteltes und ohne Wärme ist. Bei uns ist Alles wahr, wirklich, freiwillig. —

„Was die Gefahren dieses Krieges anlangt, so ist er allerdings ernsthafter, als die militärischen Paraden einer früheren Zeit, wo die Diplomaten der Armee folgten, und nach jeder gewonnenen Schlacht zusammenkamen, — um wegen einer Heirath zu unterhandeln, — oder Feste anzuordnen. Der jetzige Krieg gleicht vielmehr den alten Religionskriegen, wo die Exaltation der Gemüther die physischen Kräfte ver-

doppelte. Es ist ein Krieg über Grundsätze, über Volksinteressen, ein gewaltiger Kreuzzug, wie er ohne Beispiel ist in der Geschichte! Die Wissenschaft will durch die Waffen herrschen. Wenn der Ausgang eines solchen Kampfes zweifelhaft ist, so ist doch die Wahrscheinlichkeit für uns; unsere Sache ist gerecht, ein wenig darf man aufs Glück rechnen. Entweder macht die jetzt in Frankreich herrschende Partei einem anderen System, welches eine friedliche, regelmäßige und beruhigende Uebereinkunft gestattet, Platz; oder diese stolze, siegestrunkene Partei verfolgt ihre Laufbahn bis ans Ende. Im ersteren, wahrscheinlicheren Falle ist der Friede nahe; unsere Arme sind ihm geöffnet; im zweiten Falle, wenn der Feind triumphirt, muß man sich mit Kühnheit waffnen und ihm die Spitze bieten. Ich rede aus innerster Ueberzeugung; das Glück kann uns abwechselnd günstig oder ungünstig seyn, aber wir unterliegen nicht; Spanien kämpft für seinen König, für seinen Gott, für seinen Herd, für den Boden seines Vaterlandes, welchen der Fremde nie ungestraft zertreten hat." — —

— — — — — — — — — —

Mehrere Mitglieder des Ministeriums und der König selbst gaben während meiner Rede wiederholt

Beifallszeichen. Als ich geendigt hatte, richtete Carl IV. ohne Unwillen, vielmehr ganz ruhig, den Blick auf den Grafen, als wenn er ihn zum Sprechen auffordern wollte. Alle Räthe sahen hierin eine gute Gelegenheit für ihn, das vorher so hart Ausgesprochene zu mildern. Aber sichtbar gereizt und mit einem rauhen Ton, der seinem Alter und seiner Stellung zum Fürsten, dessen Gegenwart und Würde mehr Rücksicht geboten, nicht angemessen waren, sagte der Graf etwa folgende Worte: „Ich habe zu dem, was ich gesagt habe, nichts hinzuzufügen, noch etwas davon zu widerrufen. Ich könnte leicht auf die weniger begründeten, als angenehmen Ausführungen antworten, mit denen man die Partei des Krieges hat vertheidigen wollen; wozu aber? Alles, was ich sagen könnte, wäre unnütz. Ew. Majestät haben den Worten Ihres Ministers unzweideutige Zeichen von Beifall geschenkt. Wer wollte wagen, Ew. M. durch Widerlegungen zu mißfallen?“

Ein Rath wollte etwas sagen, wahrscheinlich um eine Erklärung abzuwehren, die zu erwarten stand. Aber der König hob mit den Worten: „Genug für heute!“ die Sitzung auf, und durchschritt hastig den Saal, wo wir noch Alle auf unsern Plätzen saßen,

um in sein Cabinet zu gehen. Als er am Grafen vorüberging, stammelte dieser einige Worte; ich konnte sie nicht hören. Wahrscheinlich waren es Entschuldigungen. Wir hörten Alle die Antwort des Königs; sie lautete: „Bei meinem Vater warst Du immer ein Starrkopf und ohne Ehrfurcht gegen ihn; aber Du hast ihn nie im Staatsrath beleidigt.“

Es ist bekannt, was ferner erfolgte; mehrere Personen sind Zeugen gewesen, wie ich mich beim König um Verzeihung für den bejahrten Grafen verwendet habe. Die Biographen haben das unerwähnt gelassen, und nicht erzählt, daß ich es war, der ihn aus den Händen der Inquisition rettete, als ihm diese nach seinem Sturze nochmals den Proceß machen wollte. Um dem ersten Zorne Carls IV. zu genügen, wurde eine Art von Proceß eingeleitet; ich vermachte den dazu beauftragten Richter, dabei die Philosophie des Grafen außer Acht zu lassen, und daß seine Feinde, die gegen ihn zeugen wollten, nicht abgehört wurden. So wurde er nur wegen Mangels an Achtung gegen den König verurtheilt und deßhalb in die Alhambra zu Granada verbannt. Es ist ungegründet, wenn erzählt wird, daß der Graf hier mit zu wenig Rücksichten behandelt worden sei. Auf meine

Anordnung war er nicht sowohl ein Gefangener, als ein Gast im Palast der Mauriſchen Könige. Die herrlichen Gärten, die ſchönen Spatziergänge ſtanden ihm offen und kein Wächter beſchränkte ſeine Freiheit. Er konnte alle möglichen Beſuche annehmen und ſeine Einkünfte frei gebrauchen. Ich war indeſſen bemüht, ihn aus der Verbannung zu befreien; und ſehr bald gelang es mir, dahin zu wirken, daß er in ſeinem Geburtslande Arragonien wohnen durfte. Dennoch war er immer mein Feind, und hat ſeinen Haß gegen mich mit ins Grab genommen. [1])

(Fortſetzung folgt.)

---

1) Im Folgenden rechtfertigt ſich der Verf. gegen die Anſchuldigung, daß ſeine Feindſchaft den Sturz und die Verbannung des Grafen herbeigeführt habe, und ſucht aus dem Character des Grafen und ſeiner Hartnäckigkeit, die ihm als einem Arragonier angeboren geweſen ſei, zu beweiſen, daß lediglich er, der Graf, ſelbſt ſein Schickſal verſchuldet habe, wie er denn auch ſchon vorher dreimal daſſelbe Schickſal gehabt hätte. Zur Beſtätigung deſſen, was er von dem Character des Grafen ſagt, beruft er ſich auf das Zeugniß von deſſen Lobredner Muriel, der ganz mit ſeiner Darſtellung übereinſtimme.

3.

# Napoleon über die Kriege von Julius Cäsar. [1])

Am 27. April 1821, acht Tage vor seinem Tode, hatte der Kaiser mehrere Stunden des Tages damit hingebracht, verschiedene Schachteln, Tabatieren und andere für seinen Sohn bestimmte Gegenstände zu versiegeln und zu inventiren. Nachdem er Alles dieß in zwei Schachteln von Mahagoniholz verschlossen, übergab er sie mir zur Verwahrung, um sie seinem Sohne, sobald er volljährig sei, einzuhändigen. Dieser Tag war einer der beschwerlichsten für den Kaiser während des ganzen Verlaufs seiner Krankheit, sowie für uns einer der betrübendsten wegen der

---

1) Précis des guerres de Jules César, par l'Empereur Napoléon, écrit à l'ile St. Hélène, sous la Dictée de l'Empereur, par M. Marchand. Unter diesem Titel erschien in diesem Jahre bei Gosselin in Paris eine der nachgelassenen Schriften Napoleons, an deren Aechtheit nicht zu zweifeln ist. Wir wählen als Mittheilung aus genanntem Buche zuerst des Herausgebers Marchand einleitende Vorrede, da sie mannichfache Details, besonders über die letzten Augenblicke des großen Todten bietet.

Offenbarwerdung von Symptomen, die ein baldiges Ende verkündeten. Zu wiederholten Malen zwangen ihn Erbrechungen, im Dictiren seines letzten Willens inne zu halten, und alle unsere Bemühungen, ihn zu veranlassen, eine Arbeit aufzuschieben, deren Folgen so unglückverkündend waren, blieben fruchtlos.

„Ich bin sehr schwach, sagte er; ich fühle es, daß mir nur wenige Zeit noch bleibt, und deßhalb zu Ende kommen muß. Gieb mir doch ein Glas von jenem Constantiawein, den mir Las Cases geschickt, ein Tröpfchen wird mir ja nicht schaden." Ich wagte es, ihm bemerklich zu machen, daß er diesen Wein des Dr. Automarchie Befehlen zufolge durchaus nicht trinken dürfe. „Bah, meinte er, den Kopf schüttelnd, sie verstehen Alle nichts. In diesem Lande mangelt ja Alles; auf was soll ich denn warten? Gieb mir nur den Wein, er soll mich wieder beleben. Ich will zwar nichts thun, um meine Tage abzukürzen, aber ich gebe auch keinen Strohhalm darum, um sie zu verlängern. Hier sitzt es, sagte er, seine Hand auf die rechte Seite legend; wie mit einem Rasirmesser schneidet es hier ein."

Alles, was der Kaiser sagte, trug das Gepräge der Würde, Ruhe und Güte; das Bett, in welchem

er saß, war mit versiegelten, für seinen Sohn und seine Familie bestimmten Sachen bedeckt. Hierunter gehörte eine goldene, mit einer sehr schönen Kamee verzierte Tabacksdose, die er der Lady Holland als Zeichen seiner Achtung und Dankbarkeit für die Sorgfalt vermachte, mit welcher diese Dame bemüht gewesen war, dem erlauchten Gefangenen kleine Genüsse zu bereiten, die der Unglückliche stets so innig zu schätzen weiß. Ferner lag auf dem Bett eine goldene Tabatiere, für den Dr. Arnott bestimmt, auf welche er noch mit einem Federmesser ein N zeichnete. Ein kleines Brett, das er in der linken Hand hielt, diente ihm zum Schreibepult; mit der andern Hand tauchte er in ein Dintenfaß, welches der neben seinem Bett stehende Graf von Montholon hielt.

Neben ihm lag ein diamantenes Halsgeschmeide; dieses nahm er und gab es mir mit den Worten: „Nimm, ich weiß nicht, wie meine Angelegenheiten in Europa stehen; die gute Hortensie hat mir es gegeben, als sie Malmaison verließ, in der Meinung, ich könnte es nöthig haben. Ich glaube, es ist zweimal hunderttausend Fr. werth; leg es Dir um den Leib; in Frankreich wird es Dich in den Stand setzen, das Schicksal zu erwarten, das ich Dir durch

mein Testament und meine Codicille zu bereiten strebe. Verheirathe Dich ehrenvoll. Mache Deine Wahl unter den Familien der Officiere oder Soldaten meiner alten Garde; gar viele dieser Tapfern sind nicht glücklich; ein besseres Schicksal war ihnen vorbehalten, wäre Frankreich nicht vom Mißgeschick heimgesucht worden. Die Nachwelt wird es zu würdigen wissen, was ich für sie gethan, wenn die Verhältnisse sich anders gestaltet hätten..." Erschöpft, hielt er inne. Nie werden diese Worte aus meiner Erinnerung schwinden, und noch nach funfzehn Jahren füllen sich, wenn ich daran denke, meine Augen mit Thränen.

Noch an demselben Tage um 9 Uhr Abends ließ der Kaiser, der, in seinen Schlafrock gehüllt, in einem großen Lehnsessel saß, auf die Codicille und Testamente die Aufschriften und Siegel seiner drei Testamentsexecutoren setzen. Es waren dieß der General Graf Bertrand, der General Graf von Montholon und ich. Hierauf ließ er sich vom Grafen Bertrand das Protocoll vorlesen.

Nachdem der Kaiser nun so seine Angelegenheiten in Ordnung gebracht, beschäftigte er sich lange mit uns und unsern Bedürfnissen, um nach Europa zurückzukehren. Sodann besprach er sich mit uns, was

für Vorkehrungen wir in England und Frankreich zu treffen hätten, damit seine Asche nicht in St. Helena verbannt bliebe. Folgende Instructionen ertheilte er uns in Beziehung auf den König von Rom: „Sie veranlassen ihn, seinen Namen Napoleon wieder anzunehmen, sobald er das Alter der Vernunft erreicht hat, und es passender Weise thun kann.

„Gelingt es ihm, durch das Glück begünstigt, wieder den Thron zu besteigen, so ist es meiner Testamentsvollführer Pflicht, ihm Alles klar vor Augen zu bringen, was ich meinen alten Officieren und Soldaten und meinen treuen Dienern schuldig bin.

„Meine Erinnerung wird seines Lebens Ruhm bilden; Sie werden ihm zur Erlangung alles dessen behülflich seyn, was er in dieser Beziehung bedarf; mit Kraft werden Sie seine Ideen auf Thatsachen und Dinge lenken; bei d'Albe, Fain, Menneval und Bourienne werden Sie viel finden, was ihm von großem Interesse seyn kann.

„Begünstigt das Glück seine Rückkehr nach Frankreich, so wünsche ich, daß mein Blut so wenig als möglich am Hofe der Könige sei, und daß meine Neffen und Nichten sich unter einander verheirathen, sei dieß nun in den Römischen Staaten, oder in der

Schweizer Republik, oder in den Vereinigten Staaten von America.

„Verkünden Sie brieflich, oder wenn Sie sie sehen können, der Kaiserin Marie Louise die Achtung und die Gefühle, welche ich gegen sie gehegt; empfehlen Sie ihr meinen Sohn an, der ja keine andere Hülfe hat.

„Sammeln Sie die Gemälde, Bücher und Medaillen, die meinem Sohne zu richtigen Ideen verhelfen, und die falschen vernichten können, die ihm vielleicht eine fremde Politik eingeprägt, auf daß er die Dinge sehe, wie sie sind.

„Sollte man meine Feldzüge in Italien und Aegypten, sowie meine übrigen Manuscripte drucken lassen, so dedicire man sie meinem Sohne, wie auch die Briefe der Souveräne, wenn man sie findet. Letztere muß man sich in den Archiven zu verschaffen suchen; das wird nicht schwer halten, da die Nationaleitelkeit dabei nur gewinnen kann."

Dieser letztere Wunsch ward nur durch die Veröffentlichung eines Theils der Manuscripte, die der Kaiser den Generalen Gourgaud und Grafen Montholon dictirte, in Ausführung gebracht; der andere Theil befindet sich in den Händen des Generals Bertrand,

dem auch ich des Kaisers Bemerkungen über Cäsars Commentare, die er bisher in Besitz hatte, verdanke. Da die Art meines Dienstes mich beständig in der Nähe des Kaisers hielt, so hatte ich auch meistentheils die Ehre, ihm vorzulesen, oder nach seinem Dictat zu schreiben. In dieser Weise wurden mir die Bemerkungen über Cäsars Commentare durchaus und hauptsächlich während der langen schlaflosen Nächte dictirt, „wo ihm Arbeit, wie er sagte, Linderung seiner Leiden gewährte, und einige Blumen auf den Weg streute, der ihn zum Grabe führte."

Da ich durchaus keine anderen gültigen Rechte hatte, um Eigenthümer dieses Manuscripts zu werden, als weil es mir dictirt worden, so wandte ich mich schriftlich mit meiner Bitte an den Grafen Bertrand. Seine Antwort war, wie ich sie von der Güte erwarten durfte, mit der er mich stets beehrt hat.

Ich hatte anfangs die Idee, an dieses Werk (jedoch nicht in Form eines Tagebuchs, denn ich hätte dieß für einen Verstoß gegen die Achtung und Treue gehalten, von der wir alle für des Kaisers Person durchdrungen waren, wenn ich mir je die Erlaubniß genommen, ohne seine Autorisation ein Tagebuch zu

führen) meine Erinnerungen an die Insel Elba, die hundert Tage und St. Helena anzuschließen; allein reifere Ueberlegung führte mich zu der Ansicht, daß dieß Dictat über Cäsars Commentare, sich seinen bereits publicirten und noch zu publicirenden Schriften anreihen und demzufolge der Oeffentlichkeit auch ohne alle fremde Zulage übergeben werden müsse.

Meine Erinnerungen stützen sich einzig und allein auf mein Gedächtniß, aber auf das Gedächtniß des Herzens, das nie im Stiche läßt. Möchte die Publicität, welche ich ihnen dereinst zu geben gedenke, den Kaiser zeigen, wie ich ihn gesehen: groß an Genie, Talenten und Ruhm auf dem Throne; groß an Muth und Resignation im Unglück; vom Donnerkeil getroffen.. und dennoch aufrecht stehend.

Eines großen Mannes letzte Augenblicke bieten soviel Interesse, daß es für diejenigen, welche Zeugen derselben waren, gewissermaßen zur Pflicht wird, sie der Nachwelt zu überliefern. Ich gebe hier die Erzählung von Napoleons letzten Augenblicken, wie sie mir im Gedächtniß eingegraben sind, und sowie ich sie in meinen Noten bemerkt finde.

Die Stunden, welche des Kaisers Tode vorangingen, wurden mehr zu ernster Unterhaltung oder

Lectüre, als auf die Sorgfalt für seine Gesundheit verwandt. Die beiden letzten Lectüren waren die, mit der er den General Bertrand beauftragte, nämlich über Hannibals Feldzüge vom Brigadegeneral Fréderic Guillaume, und die andere über Dumouriez Feldzüge, die ich die Ehre hatte, ihm vorzulesen.

Zum letztenmale dictirte er in der Nacht vom 29. zum 30. April dem General Grafen Montholon; es war der Plan zu einer militärischen Organisation von Frankreich, den er selbst erste Träumerei betitelte. Nach dem Weggange des Generals dictirte er mir von 4 bis 5 Uhr Morgens, was er die zweite Träumerei nannte, die ich der ersten anschließen mußte.

Mir ist nicht bekannt, daß diese Fragmente bisher veröffentlicht worden sind. Wäre es aber nicht zu bedauern, wenn diese letzten Gedanken, gesprochen am Rande des Grabes, verloren wären? Es war ja der Schwanengesang.

Der Kaiser fühlte sich so wohl, daß er, wie er gegen mich äußerte, einen Ritt von funfzehn Meilen machen könnte. Ach! das sollte nicht lange dauern. Am Abend des 2. Mai dictirte er mir zwischen 8 und 9 Uhr Abends, mit seinen testamentarischen

Verfügungen und zärtlicher Fürsorge für seinen Sohn beschäftigt, folgende Verfügungen:

„Ich vermache meinem Sohn meine Wohnung in Ajaccio und was dazu gehört; zwei Häuser bei Salines nebst Gärten; meine Güter im Gebiete von Ajaccio werden ihm eine jährliche Rente von funfzigtausend Frk. gewähren.

„Ich vermache..." Hier fühlte er sich so matt, daß er die Fortsetzung auf den nächsten Tag verschob; allein mit dem Gedächtniß schwanden auch täglich die körperlichen Kräfte des großen Mannes. Ich kannte des Kaisers Besitzungen in Corsica, und wußte, daß er seinem Sohne dort gar nichts zu vermachen hatte. An diesem Tage hatte sich schon einige Abschweifung gezeigt, und leider nahm dieser Zustand nun immer mehr zu, bis zum 5. Mai, wo das große Genie von der Erde verschwand.

In der Nacht vom 4. bis zum 5. Mai war er sehr aufgeregt; mitten im beständigen Deliriren waren unarticulirte Worte, wie Frankreich, Armee, die letzten, welche wir vernehmen konnten; der Kaiser sprach nicht mehr! Um 4 Uhr Morgens folgte Ruhe dieser Aufregung, Ruhe des Muthes und der Resignation; das Auge des Kaisers blickte

ſtarr, der Mund war geſpannt; einige Tropfen Zuckerwaſſer, die ihm der Doctor Antomarchie in den Mund flößte, belebten den Puls ein wenig; ein Seufzer entfloh der edlen Bruſt, und wir ſchöpften wieder Hoffnung.

Um 6 Uhr Morgens traten alle zum Dienſtperſonal des Kaiſers gehörige Franzoſen in ſein Zimmer; mit Gewalt überwältigten ſie den Schmerz, der ſich ihrer bemeiſterte; die Seele erſtarrt durch heilige Todtenſtille, reihten auch ſie ſich um das Bett, an welchem wir ſchon ſtanden. Unſere feſt auf das erhabene Haupt des Kaiſers geheftete Augen wandten ſich nur ab, um in des Doctors Blicken zu leſen, ob noch ein Hoffnungsſtrahl da ſei; vergebens, der unerbittliche Tod war gekommen.

Um halb 7 Uhr Abends, als ſich die Sonne in die hellen Meeresfluthen tauchte, war der Augenblick, wo ſich der große Mann, der einſt die Welt mit ſeinen Genie beherrſchte, in ſeinen unſterblichen Ruhm hüllte. Des Doctor Antomarchie Bangigkeit mehrte ſich; die Hand, die zum Siege führte, und deren Pulsſchläge er zählen wollte, war erſtarrt. Der Doctor Arnott zählte nach der Uhr die Zwiſchenräume von einem Athemzug zum andern; fünf-

zehn Secunden, dann dreißig, dann eine Minute verstrichen; noch warteten wir, allein vergebens; der Kaiser war nicht mehr!

Die Lippen waren entfärbt, der Mund leise zusammengezogen, die Augen starr, das Antlitz ruhig und heiter.

In diesem Augenblick machten sich unsere Thränen mit um so mehr Gewalt Bahn, als sie lange unterdrückt worden waren. Um 10 Uhr traten die Kinder der Gräfin Bertrand ins Todtenzimmer; noch einmal sollten sie die Hand küssen, welche sie seit sechs Jahren so oft geliebkost hatte. Die trostlose Scene vor ihnen machte sie unfähig, die furchtbare Gemüthsbewegung zu ertragen; das älteste Kind fiel in Ohnmacht, man mußte es vom Schmerzensorte wegtragen.

Währenddem trat der Capitän Croket in Begleitung des Doctor Arnott ins Zimmer, um die Todesstunde des Kaisers zu constatiren. Sein Gang verräth seine innere Bewegung; mit Ehrfurcht zieht er sich zurück, die Verbindlichkeit entschuldigend, die es ihm zur Pflicht machte, diesen Auftrag zu erfüllen.

Kurze Zeit darauf ersetzen ihn zwei Englische

Aerzte, legen die Hand aufs Herz des Opfers, und kalt zurückkehrend, bestätigen sie dem Sir Hudson Lowe den vom Doctor Arnott erstatteten Bericht. So starb der Kaiser Napoleon, die Schmach seines Todes dem regierenden Hause von England, und der Nachwelt die Pflicht vermachend, den an ihm begangenen Meuchelmord zu rächen, umgeben von einigen getreuen und ergebenen Dienern, aber verbannt und fern von dem, was der Mensch so gern noch liebend in den letzten Augenblicken sucht, einer Mutter, einer Gattin und einem Sohn.

Ohne hier auf die Critik der Werke eingehen zu wollen, welche über die Insel Elba, die hundert Tage und die Gefangenschaft von St. Helena veröffentlicht worden sind, halte ich es dennoch für Pflicht, überall, wo ich des Kaisers Worte und Ideen entstellt finde, der Wahrheit ihr Recht zu geben und die Dinge zu erzählen, wie ich sie kenne.

Als ich daher in dem letzten Werke, welches über St. Helena erschienen ist, S. 94 im zweiten Bande las, der Kaiser habe, nachdem er Marlborough gelobt, und dem Doctor Arnott für das 20. Regiment mit dem Bericht der Feldzüge dieses Generals ein Geschenk gemacht, bei der Entlassung des Engli-

schen Arztes über Marlborough gescherzt, und selbst den ersten Vers des bekannten Gesanges auf den General gesungen, so muß ich bekennen, daß mein Gedächtniß von allem diesem nichts weiß. Daß der bei Uebergabe des Geschenkes gegenwärtige Verfasser eine heitere Stimmung nicht bemeistern konnte, die sich seiner bei der Erinnerung an einen Gesang bemächtigte, mit dem er einst eingewiegt worden, will ich nicht bestreiten. Allein er hätte besser gethan, gar nicht an diesen Umstand zu erinnern, als das, was das Geschenk für das 20. Regiment Ehrenvolles hatte, lächerlich machen zu wollen. Er hätte besser gethan, überhaupt zu schweigen; denn wahrlich, ich bin froh, daß mir nicht jener strenge, mißbilligende Blick gegolten, den ihm der Kaiser beim Ausbruch jener unzeitigen Heiterkeit zuwarf. Wie er war auch ich bei Ueberreichung des Geschenkes gegenwärtig, da mich der Kaiser selbst abgeschickt hatte, um es aus der Bibliothek zu holen; nachdem er über mehrere Generäle gesprochen, verweilte er insbesondere bei Marlboroughs Lobe. Und mit jenem feierlichen Tone, welchen der Kaiser anzunehmen wußte, wenn er seiner Freigebigkeit ein historisches Gepräge verleihen wollte, sagte er: „Nehmen Sie, Doctor, ich liebe die Tapfern aller Nationen.

Ich will dem 20. Regiment ein Geschenk machen; geben sie der Bibliothek in meinem Namen diese Bände."

Als der Kaiser in St. Helena dem General Bertrand die Ehre erzeigte, seine Uhr mit der seinigen zu vertauschen, knüpfte er geschickt an diese Gabe eine Erinnerung des Ruhms: „Nehmen Sie, Bertrand, sagte er, sie schlug zu Rivoli die zweite Stunde des Morgens, als ich Joubert anzugreifen befahl." So wußte der Kaiser zu schenken!

Ohne bewußtes Buch specieller critisiren zu wollen, erwähne ich nur noch die Bemerkung auf S. 119, wo der Kaiser dem Abbé Vignaly weitläufige Instructionen in Hinsicht des erleuchteten Trauergerüstes ertheilte, welches nach seinem Tode errichtet werden sollte. „Der Kaiser, sagt der Verfasser, sah auf meinem Gesicht etwas, was ihm mißfiel." Dieses Umstandes erinnert sich mein Gedächtniß, und im Nothfall meine Bemerkungen noch recht wohl, nicht aber folgender Worte, welche der Verfasser dem Kaiser in den Mund giebt: „Sie stehen über diesen Schwächen; aber was wollen Sie? Ich bin weder Philosoph, noch Arzt." Entweder man mußte die Sache

erzählen, wie sie sich ereignet, oder nichts weiter, als das Gespräch des Kaisers mit dem Abbé Vignaly.

Doch genug hiervon, nicht in einer Vorrede will ich die Irrthümer widerlegen, die über den Kaiser veröffentlicht worden sind. Lieber will ich diese Zeilen mit der schmeichelhaften Huldigung schließen, die Napoleon einer unserer nationalen Berühmtheiten darbrachte.

„Kennen Sie Larrey? fragte der Kaiser eines Tages den Doctor Arnott, während eines seiner Besuche." — Nur dem Namen nach, erwiederte dieser. Diese Frage fand in Folge einer Unterhaltung Statt, in welcher der Kaiser zu erfahren suchte, ob die Engländer nach den Schlachten mehr Verlust an Verwundeten haben, als die Franzosen. Doctor Arnott antwortete, die Französischen Chirurgen seien zwar sehr unterrichtet; allein er glaube doch, der Verlust auf unserer Seite sei beträchtlicher. Der Kaiser schien vom Gegentheil überzeugt zu seyn, und führte als Grund die Sorgfalt und die Talente des Baron Larrey an, den er mit folgenden Worten pries:

„Welch ein Mann, wie brav und würdig war dieser Larrey! Welche Sorgfalt weihte er der Armee in Aegypten, sowohl während des Marsches durch

die Wüste, nach der Belagerung von Saint-Jean-d'Acre, als auch in Europa. Ich habe gegen ihn eine Achtung gehegt, die sich nie verloren hat. Wenn die Armee je Jemanden eine Säule der Dankbarkeit errichtet, so hat Larrey die gegründetsten Ansprüche darauf."

---

## 4.

## Irland.

### 1. Von Raumer[1].

Denkt an Irland! sollte man stets den Engländern antworten, wenn sie von Eroberungssucht anderer Regierungen, von Unterdrückung anderer Völker reden, denn das Unrecht, welches sie an dem unglücklichen Volke der Iren vor 600 Jahren angefangen, und immer höher getrieben haben, und welches sie heut noch fortsetzen, ist viel größer, als das, welches gegen irgend ein anderes Volk der Erde von rohen und übermüthigen Siegern verübt worden ist. Es ist moralisch sogar größer, als unmittelbare Ausrottung, weil diese nur ein einziges großes Trauer-

1) England im Jahre 1835. Leipzig bei Brockhaus 1836. II. 8.

spiel, ein großes Verbrechen, der Zustand Irlands aber eine durch Jahrhunderte fortgesetzte Verhöhnung des Rechts und aller edlern Gefühle der Menschen ist, die Entwürdigung eines bis auf acht Millionen herangewachsenen Volkes, welche den Unterdrückern wie den Unterdrückten gleiches Verderben bereitet.

Es kommt in dem Zustande Irlands dreierlei zusammen, wovon jedes für sich allein schon hinreichend wäre, denselben unerträglich zu machen, und das Volk zu äußerster Gegenwehr anzutreiben: 1) die Unterdrückung der nationalen Selbstständigkeit, wozu Natur und Vernunft jedes durch Abstammung, Sitte und Sprache abgeschlossene Volk berufen; 2) die gewaltsame Bedrückung der Religion, zu welcher sich die Masse der Nation, fast nur mit Ausnahme der eingedrungenen Fremden bekennt, und Beraubung der Landeskirche; 3) die Vertreibung des Volkes aus dem Eigenthum seines Bodens, wodurch acht Millionen Menschen in ihrem eigenen Lande heimathlos gemacht worden sind.

Wir haben früher in dieser Zeitschrift [1]) einen kurzen Abriß der Geschichte Irlands gegeben, welcher diese dreifache Ungerechtigkeit klar nachwies, wenn es

1) Minerva 162. Band.

irgend eines Nachweises bedürfte. Jeder Engländer weiß, wie Heinrich II. vor 600 Jahren in Irland eindrang, mit einem Erlaubnißscheine des Papstes; wie Irland nach und nach seiner Selbstständigkeit, seiner einheimischen uralten Rechtsverfassung beraubt wurde; wie man die Häupter des Volkes durch ungerechte Behandlung und Benutzung ihrer Zwiste unter einander zur Empörung trieb; wie die Niederlage der sogenannten Rebellen dazu gemißbraucht wurde, Confiscationen nicht bloß gegen sie, sondern auch gegen ihre Lehn- und Zinsleute zu verhängen; wie Jacob I. die alten Einwohner und kleinen Grundeigenthümer aus ganzen Provinzen vertrieb, um sie mit Englischen und protestantischen Ansiedlern zu bepflanzen; wie die Einführung des Englischen Lehnrechts dazu gemißbraucht wurde, den alten Irländischen Bauer, welcher ein wahres, ächtes Eigenthum an seinem Lande hatte, zu einem bloßen Laßbauer (tenant at will) zu machen, welchen der Grundherr nach Belieben jeden Augenblick fortjagen konnte; wie die Confiscationen sich unter Cromwell und Wilhelm III. erneuerten, weil Irland dem alten Königshause und der Religion seiner Väter am längsten treu blieb, wie eine Geistlichkeit ohne Kirche sich des

ganzen Kirchenguts bemächtigte, und es ohne allen Nutzen für die moralische und religiöse Bildung des Volkes verzehrt. Alles dieß ist Niemand unbekannt, und ebenso wenig die weiteren Folgen dieser Ungerechtigkeiten, wie das Volk in der größten Noth sich auf kleinen Pachtungen in Wohnungen, die kaum für Thiere gut genug sind, abarbeitet, um den schweren Grundzins für den Eigenthümer und den Hauptpachter, den Zehnten und andere Gefälle für den Geistlichen, der nicht seines Glaubens ist, die Gebühren des katholischen Pfarrers und für sich selbst nur die dürftigste Nahrung zu erschwingen; wie ein anderer großer Theil des Volkes nicht einmal zu diesem dürftigen und mühseligen Unterkommen gelangt, sondern heimathlos und ohne regelmäßige Arbeit sich bettelnd umhertreibt, wie aus diesem allgemeinen physischen Elend nothwendig auch eine tiefe moralische Verwilderung entstehen muß, von welcher man sich nur wundern kann, daß sie nicht noch größer ist, und dem Volke noch immer ein so großer Vorrath von Arbeitslust, Gutmüthigkeit, Fröhlichkeit übrig bleibt, wie aber doch das Gefühl des Unrechts, was ihm widerfährt, auch die Scheu vor dem Unrecht, womit allein es sich gegen seine Unterdrücker wehren kann,

vermindern muß, und so Ungesetzlichkeit und Unordnung von allen Seiten hervorgerufen werden.

Allein wenn diese Dinge in England und gegen Engländer, selbst gegen Freunde der Reformen zur Sprache kommen, so weisen sie vor allen Dingen den Grund aller Beschwerden, als etwas vor vielen Menschenaltern abgethanes, als ein völlig abgeschlossenes und nicht mehr zu änderndes Factum zurück. Die Eroberung und die Confiscationen können nicht mehr rückgängig gemacht werden; weder den neuen Eigenthümern, noch der Kirche kann man nehmen, was sie haben, wenn es ihnen auch nicht von Gott und Rechts wegen, sondern von Gewalt und Unrechts wegen zugekommen seyn sollte. Das Unglück ist, daß das Volk sich für die Größe des Landes zu sehr vermehrt; wäre Irland drei oder viermal größer, als es ist, so könnte man allen Familien Grundeigenthum geben; aber bald würde auch das erschöpft und für die immer anwachsende Volksmenge doch nicht genug vorhanden seyn. Das Volk hat auch an seinem Elende große Schuld. Es ist unreinlich, dem Trunk ergeben, händelsüchtig, immer in Parteien gespalten, die blutige Schlägereien in großen Massen als Lustbarkeit betreiben, zu Gewaltthat und Mord geneigt,

und dann immer bereit, durch falsche Eide und Bedrohung der Zeugen den Lauf des Rechts zu hemmen, und was dergleichen mehr ist, was man in neueren, auch Deutschen Reiseberichten aus und über Irland zur Ersättigung lesen kann.

Das sind Dinge, welche man gründlich widerlegen kann, ohne je den Boden der grünen Insel mit einem Fuße zu betreten, weil sie sich von selbst widerlegen. Ein Unrecht wird durch die längste Zeit seiner Fortdauer nicht zum Recht, sondern es vergrößert sich nur, und die Bestrafung, welche nie ausbleibt, wird nur fürchterlicher, je länger sie zögert. Es ist nicht davon die Rede, Irland seine alte Selbstständigkeit zu geben, diese verlangt es selbst nicht, weil es jetzt nicht wüßte, was es damit anfangen, und wie es dieselbe behaupten sollte. Auch haben sich bis jetzt nur noch leise Andeutungen darüber vernehmen lassen, daß die Confiscationen unter Elisabeth, Jacob I., Cromwell, Wilhelm III. als ungerecht zurückgenommen, und das Land seinen alten Eigenthümern wiedergegeben werden müsse. Auch das würde dem Volke wenig helfen, denn ihm kann es einerlei seyn, wie die Grundeigenthümer heißen, von denen es den Boden in kleinen Stücken, aber immer

um einen Zins, der ihm nur Kartoffeln und Buttermilch zu seiner eigenen Nahrung übrig läßt, erpachten muß. Aber dennoch muß die Rechtmäßigkeit jener Confiscationen und die Entschädigung der alten Besitzer endlich einmal zur Sprache kommen, und es möchte wohl rathsamer seyn, in Zeiten an eine ruhige und gesetzliche Ausgleichung zu denken, als den Ausbruch eines Sturmes abzuwarten, dessen Vorboten schon jetzt nicht fehlen.

Dem Hauptübel wird jedoch weder durch eine Ausgleichung zwischen den jetzigen und den vormaligen Besitzern, noch durch eine Abschaffung oder Umgestaltung der Zehnten, noch auch durch ein Gesetz gegen die Abwesenheit der Grundeigenthümer (die Absentees), noch durch eine Armentaxe, und durch die letzte am allerwenigsten gesteuert werden. Alles das sind nur Palliative, welche eine Zeitlang der Krankheit zu wehren scheinen, weil sie die Symptome etwas mildern, aber sie nicht heilen, sondern zum Theil schlimmer und rettungsloser machen, als vorher. Wer soll denn in Irland die Armentaxe bezahlen? Doch auch wieder die wenigen Pachter, welche etwa ein leidliches Unterkommen gefunden haben, damit auch sie es bald vorziehen, sich lieber als Arme nothdürftig,

aber sorgenfrei verpflegen zu lassen, als durch angestrengte Arbeit unter Gefahr und Sorgen auch noch die Armentaxe zu gewinnen. Auch die Abschaffung der Zehnten wird zwar dem Landbauer ein klein wenig mehr Ruhe geben, aber zuletzt doch der Unterschied nicht groß seyn, ob ihm der Zehntsammler oder der Verwalter und Hauptpachter, dessen Afterpachter er nur ist, die Früchte seines Schweißes vorwegnimmt, ehe an ihn und die Seinigen nur etwas davon kommen darf. Nur der Unwille würde hinwegfallen, welcher sich jetzt des Pachters bemächtigt, wenn ihm ein Geistlicher den Zehnten von allen Erzeugnissen, von Feldfrüchten, Vieh, Milch, Eiern, Butter nimmt, der gar nichts für ihn thut; aber dieser Unwille würde sich bald gegen den Grundherrn allein wenden müssen, weil nun dieser allein in dem übertriebenen Pachtzinse den Lohn des Arbeiters verkürzt.

Ganz richtig sagt daher v. Raumer (II. 404.), nachdem er unbefangen und zwar kurz, aber treu den Zustand Irlands geschildert hat: Es giebt nur eine Maßregel, welche gründlich helfen kann: die völlige Abschaffung des Zeitpachtsystems und die Verwandlung der Laßbauern (tenants at will, Jagdbare, übersetzt v. Raumer, weil sie nach Belieben weg-

gejagt werden können) in Eigenthümer. Er verweist auf das Beispiel Preußens mit seinen Gesetzen über die Regulirung der bäuerlichen Verhältnisse seit 1808, wie wir schon früher in diesen Blättern dieß als den einzigen Weg bezeichnet haben, das Staats- und Volksleben Irlands wohlthätig, gerecht und dauerhaft zu ordnen. Es wäre auch gewiß nichts leichter, als die Ausführung dieser Maßregel, sobald sich der Egoismus der Grundherren nur zu einem kleinen Opfer entschließen möchte, und man nicht zu viel auf einmal dabei unternähme.

Denn darin möchte wohl v. Raumer sich irren, daß bei einer Verwandlung der Laßbauern und Pachter auf kurze Zeit in Zinsleute mit festem Eigenthumsrecht der Grundherr unmittelbar gewinnen könnte. Jetzt wird ein großer Theil der Felder in den möglichst kleinsten Parcellen und zu einem sehr hohen Preise zum Theil nur auf ein Jahr und meistens nur auf wenige Jahre verpachtet. Der Pachter muß sich mit dem spärlichsten Lebensunterhalt begnügen, darf kein Fleisch essen, sondern muß Alles verkaufen, um das Pachtgeld entrichten zu können, kann auf die Wohnung und seine Bequemlichkeit nichts wenden, und darin mag auch wohl der Grund liegen, warum

die Bemühungen mancher Grundherren, ihre Pachter an bessere Wohnungen, Ordnung, Reinlichkeit zu gewöhnen, vergeblich gewesen sind. Wenn der Pachter sich zu einem gewissen Wohlstande erheben kann, so findet sich alles dieses von selbst; um aber wohlhabend werden zu können, muß er von dem Ertrage seines Fleißes etwas übrig behalten können. Daher müssen nothwendig die Pachtgelder vor allen Dingen geringer werden, sie müssen nicht mehr willkürlich gesteigert werden können, und dabei müssen die Grundherren unvermeidlich für die erste Zeit etwas von ihrer Einnahme verlieren. Sie gewinnen freilich auch dabei wieder, aber nicht an Geld, sondern an Sicherheit, an öffentlicher Ordnung; sie ersparen manche Ausgabe, welche sie jetzt für dergleichen Zwecke machen müssen; aber für die erste Zeit bringen sie doch ein Opfer.

Dieses Opfer würde um so größer werden, je rascher und allgemeiner man eine so große Maßregel, als die gezwungene Vererbpachtung der Güter, oder die Vertheilung des gesammten Bodens in kleine Erbzinsgüter seyn würde, durchführen wollte. Es würde den neuen Erbzinsleuten im Durchschnitt an Allem fehlen, an Gebäuden, an Geräthschaften, an Vieh

und Vorräthen. Wenn auch die Regierung dazu, was doch kaum möglich seyn würde, die nöthigen Capitalien herschießen wollte, so würde selbst das Ungewohnte der Lage den neuen Erbpachtern noch manches Hinderniß in den Weg legen, und ein großer Theil derselben würde sich in diesen Verhältnissen nicht behaupten können. Es würde also auch an dem Erbzins mancher Verlust entstehen.

Für ungerecht würden wir zwar ein Gesetz nicht erklären können, welches den sämmtlichen Grundherren beföhle, einen bestimmten Theil ihrer Länderei in geschlossene und feste Bauerhöfe mit Eigenthumsrecht der Inhaber gegen unwandelbare, wenn auch in Naturalien festgesetzte Zinsen zu verwandeln. Die natürliche Bestimmung des Bodens, die Völker zu ernähren, kann durch keine menschliche Satzung umgestoßen werden, und Landeigenthum ist ebensowohl ein Inbegriff von Pflichten, als von Rechten,[1]) so daß jene die Grundlagen von diesen sind. Ueberdem wäre jene Maßregel nur ein Anfang, altes Unrecht wieder gut zu machen, und wenn Unrecht gegen Einzelne im Laufe der Zeiten verschwinden kann, so kann es nie-

1) Raumer II, 403.

mals durch Verjährung geheilt werden, sobald es ganze fortbestehende Classen der bürgerlichen Gesellschaft trifft. Aber die Gerechtigkeit ist es nicht allein, welche bei einem solchen Gesetze zu berücksichtigen ist, sondern auch die Ausführbarkeit, und daß die Zwecke, welche man sich vorsetzt, dabei auch wirklich erreicht werden. Wie oft haben nicht Gesetze gerade das Entgegengesetzte von dem, was man mit ihnen beabsichtigte, herbeigeführt!

Man hat aber für Irland eine sehr triftige Veranlassung, zuerst nur die Auseinandersetzung zwischen der Kirche und den weltlichen Grundbesitzern wegen der Zehnten vorzunehmen, weil diese ohnehin jeder andern vorangehen müßte. Dabei suchen die Minister bisher immer nur den Zehnten in eine mäßige Rente zu verwandeln, welche der Eigenthümer entrichten, oder vorschießen und von seinen Pachtern wieder einziehen soll. Denn wenn man auch den Willen hätte, das Letztere zu verhindern, und also die Erleichterung, welche durch Verwandlung der Zehnten in eine Rente bezweckt wird, den Pachtern zu Gute kommen zu lassen, so wird es an den Mitteln fehlen, die Grundherren zu hindern, die Ablösungsrente doch wieder den Pachtern aufzubürden. Man müßte zu diesem Ende die

Pachtpreise durch Gesetze bestimmen, und selbst dieß würde keine völlige Sicherheit gewähren. Allein der Endzweck würde vollkommen erreicht, wenn man den zehntpflichtigen Boden mit der Kirche in Natur theilte, so daß diese statt des Zehnten Land bekäme, dessen Betrag aus zwei Factoren zu berechnen wäre: 1) aus dem zehnten Theile des Bodens selbst, nach seinen verschiedenen Culturformen, und 2) aus dem Aequivalent für die Arbeit, welche der Zehntpflichtige bisher zur Gewinnung des Zehnten anwenden mußte. Es würde nicht schwer fallen, für diese Auseinandersetzung billige, durchschnittmäßige Grundsätze aufzustellen, und da es ohnehin so schwer hält, die Erhebung des Zehnten in Irland durchzusetzen, so werden auch die Zehntempfänger sich lieber mit einem geringern, aber sichern Ertrage begnügen, als das Ganze auf das Spiel zu setzen.

Wir wollen einmal annehmen, daß die Kirche im Durchschnitt $^1/_6$ des zehntbaren Bodens zur Abfindung erhielte, so würde sie mit dem, was sie schon besitzt, wenigstens 5 Millionen Morgen Getreideland bekommen, und dieses in Erbpacht austhun können. Dieß müßte ihr gesetzlich zur Pflicht gemacht werden; es müßte das Kirchenland in Bauerhöfe eingetheilt

werden, auf welchen eine Familie sich erhalten kann, und welche an die Kirche eine mäßige jährliche Rente, zwar in Geld, aber nach dem jährlichen Marktpreise des Weizens bestimmt zu entrichten hätte. Die Regierung würde freilich ein Capital bereit halten müssen, um den neuen Colonisten die Errichtung des nöthigen Gebäude und die Anschaffung des Inventars möglich zu machen; allein auch diese Vorschüsse könnten durch eine aufzulegende Rente zurückgezahlt werden. Auf diese Weise würde allein schon eine Zahl von vielleicht 300,000 kleiner Grundeigenthümer geschaffen werden können.

Dabei würde man den Vortheil haben, die große Frage über Appropriation der Kirchengüter, über die Einziehung der geistlichen Stellen der Anglicanischen Kirche und Verwendung des Kirchenguts für katholische Zwecke ganz bei Seite lassen zu können. Diese Operation würde also einem großen Theile des Volkes eine feste Stellung durch Grundeigenthum geben, ohne die Kirche zu berauben, und dieser Vortheil würde derselbe seyn, wenn die Rente wie bisher der Englisch-bischöflichen Geistlichkeit, als wenn sie der katholischen zu entrichten wäre. Diese Puncte, welche die Entscheidung so sehr erschweren, wenn sie zusam-

men entschieden werden müssen, könnten also ganz getrennt werden, und die Ablösung des Zehnten vor sich gehen, ohne durch religiöse Ansichten und Parteiung gestört zu werden.

Damit wäre freilich erst einem Theile des Volks geholfen, und es muß dem Ganzen die Wiedereinsetzung in sein ursprüngliches Recht am Boden zu Theil werden. Dieß durch ähnliche Gewaltstreiche bewirken zu wollen, wie die, durch welche ihm jenes Recht entrissen worden ist, würde eine zu große Erschütterung hervorbringen, und daran ist nicht zu denken. Auch ein Gesetz, welches auf einmal den Grundherren beföhle, etwa $^{1}/_{3}$ oder die Hälfte ihrer Länderei in Erbpacht zu geben, würde aus den vorhin angegebenen Gründen seinen Zweck verfehlen. Nur durch ein allmähliches planmäßiges Fortschreiten ist das Ziel zu erreichen, und auch hier müßte die Regierung eintreten, um sowohl die Mittel zu der Errichtung geschlossener Bauergüter vorzuschießen, als auch um die Ausführung selbst zu leiten. Die Regierung hat in Canada, in Neuholland, auf dem Cap, so große Landstrecken, nicht bloß zur Disposition, sondern auch Abkäufer dazu, und es wäre nur ein Act der Gerechtigkeit, wenn sie davon einen angemessenen Theil dem

Irländischen Volke, nicht um es dahin zu verpflanzen, sondern zur Entschädigung und zu einem Fonds überließe, aus welchem in Irland die Stiftung neuer Erbzinsgüter bestritten werden könnte.

Ein Gesetz brauchte dann nur im Allgemeinen ein Maximum des Erbzinses und hiernächst die Bedingungen festzusetzen, unter welchen ein Irländer auf die Verleihung einer Bauerstelle Anspruch machen könnte, und denjenigen Landeigenthümern, welche selbst auf ihren Gütern dergleichen Colonate, aber mit festem, unwiderruflichem Rechte der Inhaber, und ohne solche je wieder unmittelbar zum Gute einziehen zu können, errichten würden. Selbst Rückstand des Erbzinses dürfte nicht zum Abtreiben des Zinsbauern, sondern nur zu den sonst gesetzlichen Mitteln der Execution und zuletzt zum Verkauf des Gutes berechtigen.

Diese Regeneration eines freien, nur zu mäßigen Zinsen verpflichteten Bauerstandes würde auch der übermäßigen Zunahme der Bevölkerung Einhalt thun, indem sie die allzu frühen Heirathen verhindern und überhaupt die sittliche Ordnung der Familie erhöhen und befestigen würde. Die Stärke der Staaten liegt in einem freien Bauerstande, und wo

noch Staaten gänzlich untergegangen sind, ist es durch den Mangel einer solchen Masse kleiner Grundeigenthümer geschehen. Großes Grundeigenthum mit einem Haufen von Leibeigenen, bloßen Lohnarbeitern, kleinen Jahrespächtern, die nichts besitzen und nichts zu vertheidigen haben, als ihren eigenen Leib, hat noch niemals einen Staat beschützt. Durch diesen Mangel eines freien, erblich angesessenen Bauernstandes ist schon die Römische Herrschaft untergegangen, England eine Beute der Dänen und Normannen geworden, und es weiß recht gut, was ihm in Irland bevorstünde, wenn einmal ein feindliches Heer von wenig tausend Mann ins Land käme.

---

II. Orangelogen.

Wenn der Factionsgeist durch sein wildes Treiben Irland zerrüttet und die gesetzliche Ordnung und Sicherheit in ihren tiefsten Gründen vernichtet, so darf man auch das wahrhaftig nicht dem Character des Irländischen Volkes zuschreiben, sondern auch darin sind ihre Unterdrücker wo nicht der Zeit nach vorangegangen, doch wenigstens neuerlich der angreifende Theil gewesen. Sie haben eine Verbindung gestiftet, welche, zunächst für Irland berechnet, sich nach

und nach auch durch England und Schottland, und in den Englischen Colonieen ausgebreitet hat, vornehmlich aber in die Armee gebracht worden ist, den berüchtigten Oranienbund. Daß der Zweck dieses Bundes in Irland Bekämpfung des Katholicismus und man ist berechtigt zu sagen, Verfolgung der Katholiken war, ist klar; was aber in England und Schottland dabei beabsichtigt wurde, ist um so mehr noch im Dunkel, als die Oberhäupter und Leiter dieses Bundes wohl selbst keinen deutlichen Begriff davon hatten, ihn nur als Werkzeug des Widerstandes und der Gewalt ausbildeten, durch welches sie ihren politischen Meinungen Nachdruck geben wollten, und welches in der Folge zu jedem Unternehmen gebraucht werden konnte, welches die Umstände etwa darbieten mochten. Es ist bekanntlich in der neuesten Zeit selbst der Verdacht erregt worden, daß es wohl auf eine Veränderung der Englischen Thronfolge abgesehen seyn könne, um die Trennung Hannovers von England zu verhindern, und dem Großmeister des Bundes auch die kaiserliche Krone von Großbritannien und Irland auf das Haupt zu setzen. Wenn dieß auch nur eine Erfindung des Parteihasses seyn mag, so wäre doch der Oranienbund, wie er jetzt schon war,

und wie er in Kurzem noch ausgebildet werden konnte, wohl im Stande gewesen, ein sehr großes Gewicht in die Wagschale zu legen.

Die Regierung mußte daher wohl endlich ein Einsehen haben, da man aus Irland schon lange die Klage gehört hatte, daß alle Bemühungen, das unglückliche Land zu beruhigen, vergeblich seyn müßten, so lange es den Oranienmännern gestattet sei, das Volk durch ihre Umtriebe in beständiger Spannung zu erhalten, und besonders durch Processionen mit Fahnen, Musik, aufregenden Liedern zu reizen und zu erbittern. Es kamen dazu die Anzeigen von der weiten Verbreitung des Bundes in der Armee, ungeachtet schon der Herzog von York als damaliger Oberbefehlshaber der Armee scharfe Befehle gegen alle geheime Verbindungen erlassen hatte, und von den Massen, welche durch den Bund jeden Augenblick in Bewegung gesetzt werden können. Daher wurden von dem Parlamente im J. 1835 zwei Commissionen ernannt, um die Entstehung, Einrichtung, Ausbreitung und Zwecke des Oranienbundes zu untersuchen, nämlich eine für Irland, in welcher die Conservativen beinah die Mehrheit hatten, und eine für England, Schottland und Wales, in welcher die Whigs die

Majorität ausmachten. Diese Commissionen vernahmen hauptsächlich angesehene Mitglieder des Bundes selbst, und legten ihre Verhandlungen im Herbst 1835 dem Parlamente vor, welche in fünf Abtheilungen gedruckt sind. (Report: Orange Lodges, Associations or Societies in Ireland. Ordered by the House of Commons to be printed 20. Jul. 1835. 2. Second Report from the Select Committee appointed to enquire into the nature, Character, extent and tendency of orange lodges, associations or societies in Ireland. 3. Third Report etc. 6 Aug. 1835. 4. Orange Institutions in Great-Britain and the Colonies. 5. Report of the Select Committee appointed to enquire into the origin of Orange Institutions in Great-Britain and the Colonies. — 7 Sept. 1835). Die Commission für England hat ein Gutachten dazu gegeben; die Irländische bloß ihre Zeugenverhöre überreicht. Aus diesen Verhandlungen ergeben sich folgende Thatsachen.

Die erste Loge wurde am 21. Sept. 1795 in einem Dorfe (Loughgall) in Nordirland gestiftet, zu dem Zwecke, die Katholiken aus ihren Pachtungen zu vertreiben und dafür Protestanten einzusetzen. Man

verwüstete in der Nacht die Häuser der Katholiken, zerschlug und vernichtete ihre Mobilien und jagte die Familien fort. In einer Nacht, sagt der Zeuge Christie, ein Quäker, welcher seit 60—70 Jahren in jener Gegend wohnt, wurden wohl 12 bis 14 Häuser katholischer Pachter überfallen und manche ganz zerstört; man sah ganze Schaaren von Flüchtlingen halbnackend und hungrig durch das Land ziehen, die meisten gingen nach Connaught. An ihre Stelle traten protestantische Pachter. Dieser Unfug wurde 1796 und 1797 immer ärger. Die Verbündeten wurden zuerst Tagesanbruch-Männer genannt; aber bald vertauschten sie diesen Namen mit dem der Oranienmänner.

Anfangs gehörten dazu nur Leute aus den niedern Classen, aber bald nahmen sich die Vornehmern der Sache an, und theilten Stiftungsbriefe aus, um der Sache einen gesetzlichen Schein zu geben. Schon im November 1798 bestand zu Dublin eine große Loge unter dem Großmeister Thomas Verner, dem Großsecretär J. E. Beresford u. A. Die Art, wie sie wirkte, beschreibt der damalige Goveror von Armagh, Lord Gosford, in einem Umlaufschreiben an die höhern Beamten der Grafschaft: „Es ist kein

Geheimniß, daß eine Verfolgung mit allen Greueln der wildesten Grausamkeit in dem Lande wüthet. Kein Alter und nicht die anerkannte Unschuld an den neulichen Unruhen (der Rebellion von 1798) findet Verschonung, noch viel weniger Schutz. Das einzige Verbrechen, welches den unglücklichen Verfolgten zur Last gelegt wird, ist ihnen leicht zu erweisen; es ist das Bekenntniß des katholischen Glaubens. Den Gesetzen trotzende Banditen haben sich selbst zu Richtern über dieses vorgebliche Verbrechen aufgeworfen, und ihr Urtheilsspruch ist ebenso kurz, als furchtbar: Verlust alles Eigenthums und sofortige Verjagung aus dem Lande. Es wäre ein ebenso trauriges, als überflüssiges Geschäft, die Greuel im Einzelnen zu schildern, womit die Ausführung einer so ausgebreiteten und schrecklichen Proscription begleitet ist, welche in der ganzen Geschichte kein Seitenstück findet. Mehr als die Hälfte der Einwohner eines bevölkerten Landes werden mit einem Schlage aller Früchte ihres Fleißes und aller Mittel ihrer Erhaltung beraubt, und in dem härtesten Winter hinausgestoßen, um für sich und ihre hülflose Familie ein Obdach zu suchen, wo sie schwerlich eins finden. — Diese Abscheulichkeiten werden immerfort verübt, und ungestraft begangen.

Unparteiische Gerechtigkeit ist aus dem Lande verschwunden.

Seitdem griff der Oranienbund in Irland immer weiter um sich, und ging auch nach England über, wo er hauptsächlich in den Manufacturdistricten ausgebreitet wurde. Im J. 1808 wurde eine große Loge in Manchester errichtet, von welcher alle andern Logen in England ihre Stiftungsbriefe erhielten. Im J. 1813 brachte Wynne die Sache an das Parlament, ließ sich aber von Lord Castlereagh bereden, die Motion zurückzunehmen, weil der Bund ohnehin fast ausgestorben und im Begriff sei, Alles, was in seiner Constitution gesetzwidrig sei, selbst abzuändern. Im J. 1827 übernahm der Herzog von Cumberland die Würde des Großmeisters in England, und 1828 auch für Irland als kaiserlicher Großmeister. Die Statuten des ganzen Bundes wurden im Juni 1835 unter dem Namen und der Autorität des Herzogs revidirt und bestätigt. Neben ihm steht der Bischof von Salisbury als Großprälat, und eine ganze Menge von Lords und andern Vornehmen, Geistlichen und Weltlichen, als Deputirte, Großmeister und Großcaplane. Deputirter Großmeister für Schottland ist der Herzog von Gordon.

Der Orden (Bund, Brüderschaft) ist in der äussern Einrichtung der Freimaurerei nachgebildet. An der Spitze steht der Großmeister, welcher das wichtige Recht hat, alle Brüder nach jedem beliebigen Orte und zu jeder Zeit zusammenkommen zu lassen. Dadurch kann er, wenn es ihm beliebt, in Irland über 200,000 Mann, in London allein über 50,000, zusammenbringen. Die Würde des Großmeisters ist lebenslänglich. Der Großmeister läßt ein Scepter vor sich her tragen, die Caplane erscheinen in pontificalibus, die Dignitarien mit ihren Staatskleidern und den Zeichen ihrer Würde. Ihm zunächst stehen die Deputirten- (Provinzial-) Großmeister, der Prälat, die Großcaplane, der Großschatzmeister, der Großsecretär mit ihren Deputirten und Assistenten, als Großdignitäre des Bundes. Sie bilden gleichsam das Cabinet, das Ministerium des Großmeisters, und werden zwar alle Jahre gewählt, aber bleiben doch in der Regel immer dieselben. Ein Großcomittee oder hoher Ordensrath vertritt die Stelle der großen Loge, so lange diese nicht versammelt ist, und wird jährlich gewählt.

Die große Loge besteht aus allen Großdignitarien des Ordens, den Großbeamten der Provinzial-

logen und den Mitgliedern des hohen Ordensrathes. Sie ist die eigentliche Regierung des Ordens; ohne ihre Sanction und die Bestätigung des Großmeisters kann nichts angeordnet werden. Sie versammelt sich zweimal im Jahre, im Mai und am 5. November. Ihre Verhandlungen werden gedruckt und an die Logen ausgetheilt.

Unter ihr stehen zunächst die großen Provinziallogen, unter diesen die Hauptlogen der Bezirke, unter diesen die Privatlogen. Durch diese Mittelinstanzen geht die Correspondenz bis zur großen Loge. Eine Privatloge kann überall errichtet werden, wenn nur eine Guinee an die große Loge eingeschickt wird. Eine jede Privatloge hat (wenn sie zahlreich genug ist) einen Meister, einen Deputirten-Meister, Schatzmeister, Secretär, einen Ausschuß, und wenn ein Geistlicher zu haben ist, einen Caplan. Jede Loge wählt diese Beamten selbst; nur die Wahl des Meisters muß von der Bezirksloge bestätigt werden. Die Beamten der Bezirksloge werden von den Meistern der Privatlogen, und die Beamten der Provinziallogen von den Beamten der Bezirkslogen gewählt. An die große Loge muß jede Loge einen jährlichen Beitrag bezahlen. Jeder eifrige Protestant, welcher 18 Jahre alt ist, kann

durch Kugelung zum Oranienmann erwählt werden. Er soll treu, fromm, höflich und mitleidig seyn, vernünftige Gesellschaft lieben und das Fluchen meiden.

Die große Loge in Dublin bestand 1835 aus 14 Deputirten-Großmeistern (worunter 11 Peers), 12 Großcaplanen, 32 Deputirten-Großcaplanen, 186 Mitgliedern des hohen Ordensrathes; sie hatte unter sich 20 Provinziallogen, 80 Bezirkslogen und 1500 Privatlogen. Wie viel Logen in England und Schottland sind, giebt unsere Quelle nicht an. Aber in Canada allein hat der Orden 12,853 Brüder in 17 Provinzial-, 40 Bezirks- und 154 Privatlogen. Von diesen hat man sich nicht gescheut, zu erklären, daß sie sehr darauf gespannt seien, welche Maßregeln die Regierung gegen die Protestanten in Irland nehmen werde; daß ihre eigene Ergebenheit gegen die Regierung und ihr Beistand zur Erhaltung Canadas als Englischer Colonie sich danach richten werde.

In England hat der Großmeister noch größere Gewalt, als in Irland. Er kann unter andern außerordentliche Commissarien absenden, um die Logen zu visitiren und neue zu errichten. Ein solcher Generalinspector für Großbritannien war der Oberst Fairman, welchen die Parlamentscommission mit abhörte

und nöthigte, wenigstens einen Theil seiner Papiere vorzulegen. Einen ähnlichen Auftrag für Italien und die Englischen Plätze im Mittelländischen Meere erhielt ein Hr. Nucalla, welchen aber mehrere Regimentscommandanten in Malta und Corfu in seiner Thätigkeit verhinderten, indem sie die Errichtung von Logen in ihren Regimentern untersagten. Ungeachtet dieser Schwierigkeiten sind doch in 50 Regimentern Oranienlogen gestiftet.

Es ist leicht abzusehen, wohin es führen kann, wenn ein bedeutender Theil der Armee auf diese Weise in eine Verbindung gezogen wird, deren eigentliche Tendenz nicht klar ist. Freilich der öffentliche Zweck ist: Erhaltung der wahren Religion in ihrer gesetzlichen Verfassung, der protestantischen Thronfolge in England und die Vertheidigung der Personen und des Eigenthums der Oraniennänner. Es wird jetzt kein Eid der Verschwiegenheit gefordert; aber doch hat die Brüderschaft ihre geheimen Gebräuche, Zeichen und Erkennungsworte. Früher wurde ein förmlicher Eid geschworen: den König und seine Nachfolger mit äußerster Anstrengung zu vertheidigen, so lange er und sie das Ansehen des Protestantismus beschützen werden!

Die Parlamentscommissionen mußten ihre Nach-

forschungen vornehmlich darauf richten, ob nicht unter dem Deckmantel eines ganz löblichen Eifers für die protestantische Kirche doch ganz weniger unschuldige und lobenswerthe Bestrebungen verborgen seien, und sie haben denn auch manche Beweise großer Unduldsamkeit gegen die Katholiken und eines sehr ungehörigen Einwirkens auf die Rechtspflege und auf die Wahlen, sowie manche andere noch ärgere Dinge an das Licht gezogen. Im J. 1832 faßte die Provinzialloge der Grafschaft Tyrone Beschlüsse, welche geradezu auf das Vertreiben katholischer Pächter hinzielten, und die von der Regierung angeordneten Maßregeln für die Volkserziehung verwarfen. Die größte Veranlassung zu Unordnungen und Gewaltthaten waren immer die Processionen der Oranienbrüder zur Feier des Sieges, welchen Wilhelm III. am 13. Juli 1691 an der Boyne über die Irländer erfocht. Selten liefen diese Processionen ohne Blutvergießen ab, und sie waren von der Regierung verboten, wurden aber doch unter den Augen und oft mit unmittelbarer Theilnahme der ersten Beamten des Landes gehalten. Kamen dergleichen Dinge zur gerichtlichen Anklage, so wurden die gemißhandelten Katholiken wohl noch für schuldig erklärt und ge-

straft, die eigentlichen Thäter aber freigesprochen, denn Geschworne, Friedensrichter und Zeugen waren selbst Oranienbrüder. Ein Oranienbruder war 1810 in eine katholische Capelle eingebrochen, hatte die Meßgewänder daraus genommen und war der That geständig. Am Gerichtstage erschien er mit einer großen Oranienschleife vor der Brust, führte gar nichts zu seiner Entschuldigung an, wurde aber dennoch freigesprochen und von den Oranienmännern im Triumph nach Haus gebracht. Der Richter sagte öffentlich: er danke Gott, daß er den Ausspruch der Geschwornen nicht zu verantworten habe. Der Zeuge, ein geachteter, aber freilich katholischer Advocat, setzt hinzu, in diesem Geiste sei von 1810 bis jetzt die Justiz zwischen Katholiken und Oranienmännern stets gehandhabt worden. Im J. 1829 war eine Schlägerei zu Macken, wo die Oranienmänner der angreifende Theil waren. Nichtsdestoweniger wurden sie zu Geschwornen aufgerufen und die Katholiken verurtheilt, einer davon gehängt und die übrigen transportirt. Ein Lieutenant von der Yeomanry, Namens Hamilton, ließ seine Leute vor dem Hause eines Zolleinnehmers aufmarschiren, und auf dasselbe schießen, wobei ein Mensch erschossen wurde. Es wurde zwar

ein Criminalverfahren angefangen, man entließ aber den eigentlichen Schuldigen auf Bürgschaft und strafte nur die Theilnehmer wegen unvorsetzlichen Todtschlags. Nach kurzer Zeit wurde Lieutenant Hamilton selbst Friedensrichter in dem Orte, wo noch die Witwe des auf seinen Befehl getödteten M'Brian lebt. Im November 1830 zog ein Haufe Oranienmänner nach Maghery, einem katholischen Dorfe, wo sie bei einer frühern Procession beleidigt worden waren. Ihre Officiere, Oberst Verner und andere waren zugegen und redeten zwar ab, aber ohne ernstliche Maßregeln, die ihnen zu Gebote standen, zu nehmen. Die Männer aus Maghery waren geflüchtet, es wurden eine Menge Unfertigkeiten verübt, Leute gemißhandelt, die Häuser erbrochen und verwüstet. Die Sache kam zur Klage; die Beschädiger wurden sämmtlich freigesprochen, von den Beschädigten aber viele, weil sie einige Tage zuvor ihren Gegnern eine Trommel zerschlagen hatten, zu dreimonatlichem Gefängniß verurtheilt.

Diese Fälle, deren eine große Menge angeführt werden, mögen zum Theil unbedeutend scheinen; aber die Ungleichheit der Rechtspflege, auch bei geringern Gegenständen, ist es niemals. Es giebt kein Gefühl,

was bitterer seyn kann, als das, von einem Richter absichtliche Ungerechtigkeit dulden zu müssen. Es ist wahr, auch die Katholiken lassen es an Gewaltthaten nicht fehlen, und wenn sie sich nicht durch die Parteilichkeit der Geschwornen der Strafe entziehen können, so gelingt es ihnen oft durch die Parteilichkeit und die Furcht der Zeugen. Allein das Unrecht der Protestanten und des Oranienbundes insbesondere wird dadurch nicht zum Recht, daß ihre Gegner es nicht besser machen. Vielmehr steht auch darin die Partie ungleich, daß auf der einen Seite ein armes, ungebildetes Volk, auf der andern Leute von Stand und Vermögen sich befinden, die am ersten zur Erhaltung der gesetzlichen Ordnung und Sicherheit mitwirken sollten.

So innig auch die Verbindung zwischen den Oranienvereinen in Irland und England ist, so hat sie doch in dem letzten einen ganz andern Character. Hier ist keine katholische Volksmasse zu bekämpfen, und der Oranienbund wird daher nur für eine protestantisch-christliche Brüderschaft ausgegeben. Ihre Mitglieder behaupten, daß sie sich durchaus nicht in politische Angelegenheiten einmischen. Aber doch gehört es zu den Grundsätzen des Bundes, Jeden auszusto-

ßen, welcher bei den Wahlen für einen liberalen Candidaten ſtimmt. Die große Loge in Dublin faßte am 7. Januar 1835 den förmlichen Beſchluß, aus allen Kräften die Wahl der Tory-Candidaten Hamilton und West zu unterſtützen. Bei der Wahl zu Trim erſchienen 200 bewaffnete Oranienbrüder, angeführt von einem Geiſtlichen. „Hatte derſelbe ein Crucifix in der Hand? fragte die Commiſſion. — Das nicht, antwortete der Zeuge; aber eine Piſtole.“ Auf dem Rückwege zog der Haufe durch Kells, wo ein Katholik ermordet wurde. Drei wurden vor Gericht geſtellt, und die Jury aus ſechs Proteſtanten und ſechs Katholiken zuſammengeſetzt. Die Letzten ſprachen einſtimmig ſchuldig, die Erſten Nicht ſchuldig! aus, und die Sache wurde zur nochmaligen Verhandlung ausgeſetzt. Am deutlichſten wird aber die politiſche Tendenz des Oranienbundes durch die Adreſſe klar, welche die große Loge im J. 1835 an den Großmeiſter erließ, und aus der von dem Herzog von Cumberland darauf ertheilten Antwort. Die Veranlaſſung war die Entlaſſung des Whig-Miniſteriums, und ſowohl die Adreſſe, als die Antwort, ſprechen von nichts, als Widerſtand gegen Whigs und Reformers. Der Oranienbund hat ſich mit zwei andern Vereinen,

dem Braunschweig-Club und dem Conservativ-Club für England und Irland, vereinigt, und es war im Werke, freiwillige Beiträge zu einem nationalen protestantischen Fonds einzusammeln.

Mit einem Whigministerium kann der Oranienbund nicht bestehen, und Eins oder das Andere muß fallen. Der Kriegsminister Lord Hill hat einen entscheidenden Schritt gethan, indem er die Verbote gegen die Oranienlogen in der Armee erneuerte und Jeden vor ein Kriegsgericht zu stellen befahl, welcher eine Loge in einem Regimente errichten oder halten würde. Bekanntlich hat seitdem der Großmeister selbst die Verbindung aufgelöst; aber die Irländische große Loge hat dieß nicht anerkannt. In Irland sind eine Menge Oranienmänner in allen Zweigen des Staatsdienstes, besonders auch im Justizfache und unter den Friedensrichtern, und so lange dieses besteht, werden alle Maßregeln zum Besten der Katholiken, oder vielmehr des Volkes im Allgemeinen in der Ausführung vereitelt werden. Der Statthalter Lord Mulgrave hat daher schon alle Oranienmänner, welche erst die Aufnahme unter die Friedensrichter und die Advocaten suchten, zurückgewiesen, und man scheint eine Erklärung zu erwarten, daß überhaupt Niemand ein von

der Krone abhängiges Amt bekleiden kann, wenn er dem Vereine angehört.

Es ist auch in dieser Angelegenheit ein unglücklicher Umstand, daß die Sache des Volkes und der Religion auf diese Weise in Verbindung gesetzt sind, und daß für das erste nichts Ersprießliches geschehen kann, ohne zugleich die Interessen der protestantisch-bischöflichen Geistlichkeit zu berühren, und einen Vorwand zum Widerspruch aus Gründen der Religion und des Rechts der Kirche abzugeben. Darum wäre es wohl sehr rathsam, beide von einander zu trennen, und erst die Kirche ohne Rücksicht, ob protestantisch, oder katholisch, mit den Grundeigenthümern wegen der Zehnten aus einander zu setzen, und zwar unbedingt sie in Land entschädigen zu lassen, dieses aber, wie oben angegeben wurde, zur Ansiedelung kleiner Grundeigenthümer, erblicher Lehn- und Zinsleute von ächter Irländischer Abstammung zu verwenden, und die Frage über Appropriation, d. h. über die Verwendung des Kirchenvermögens zu andern Zwecken, als zum Unterhalt bischöflich-protestantischer Pfarrer, Domherren und Bischöfe, einstweilen ganz bei Seite zu setzen.

Dieß Letzte wäre wohl um so unbedenklicher, als

diese Sache ohnehin von einer andern Seite von selbst zur Sprache kommen muß. Eine tiefe Reform des Englischen Kirchenwesens kann ohnehin bei den großen und dem heiligen Zwecke der Kirche so sehr entgegenlaufenden Mißbräuchen nicht ausbleiben. Bessere Bildung der Pfarrer und der Candidaten des Pfarramts, strenge Obliegenheit derselben, in ihrer Gemeinde zu wohnen und ihr Amt zu verrichten, und was damit noch zusammenhängt, würde mit der Zeit jene Frage von selbst erledigen. Pfarreien, zu welchen keine Gemeinde mehr vorhanden ist, würde man in Deutschland zuerst in Vacanz legen und ihre Einkünfte zunächst nur auffammeln lassen, bis eine definitive Bestimmung über gänzliche Einziehung und Verwendung der Dotation zu andern kirchlichen Zwekken erfolgen könnte.

Diese unausbleibliche Reform würde aber, wenn sie auch nicht von der Kirche ausgeht, da die höhere Geistlichkeit im Durchschnitt ihr nicht sehr geneigt ist, doch wenigstens in derselben berathen und ausgeführt werden müssen, und es ist eigentlich gar nicht nothwendig, daß die Reformen sofort in allgemeinen Gesetzen durchgeführt werden. Diese sind im Wesentlichen (über Residenz u. s. w.) schon vorhanden, und

ein jeder Bischof kann in seiner Diöces Alles thun, was nöthig ist, Seminarien anlegen, strengere Prüfungen vornehmen, strengere Aufsicht über die Pfarrer führen, selbst das Patronatrecht in seine kirchlichgesetzlichen Schranken zurückführen. Was als allgemeine Maßregel große Schwierigkeiten findet, würde so in den einzelnen Diöcesen nach und nach ohne allen möglichen Widerspruch durchgeführt werden können.

---

## 5.

## Politische und staatswissenschaftliche Aphorismen.

### Blicke in die nächste Zukunft der Europäischen Menschheit.

Vielen, wo nicht den Meisten, mag es eine Thorheit, Andern ein Aergerniß seyn, wenn die Frage über die Zukunft, besonders in politischer Hinsicht, aufgeworfen und ein Versuch, sie zu beantworten, gewagt wird. Allein es liegt nun einmal nicht nur in dem Wesen der menschlichen Vernunft und ihres Erkenntnißtriebes, sich um das Zukünftige zu bekümmern, sondern es hat die dabei gewonnene Ansicht auch practischen Einfluß auf das gegenwärtige, wirkliche Leben.

Oder kann man bezweifeln, daß ganz anders Derjenige von seinem gegebenen Standpuncte aus handeln und namentlich in das Staatsleben eingreifen wird, der im Ganzen an einen steten Fortschritt der Cultur glaubt, daher durch einzelne Erscheinungen, die das Gegentheil zu beweisen scheinen, sich nicht in diesem Glauben irre machen läßt, sondern stets des mannhaften Spruchs: nunquam de republica desperandum! eingedenk, das andringende Böse rüstig und muthig bekämpft, — und ganz anders wiederum Der, welcher im Gegentheil immer mehr einreißende Demoralisation und ein bevorstehendes unvermeidliches Versinken in Barbarei fürchtet; wird nicht bei diesem Letztern durch diesen Gedanken nothwendig alle Lust und Kraft zu thätiger Wirksamkeit gelähmt werden? Wenn

Wie überhaupt unsere Zeit in fast allen Puncten entschiedene Gegensätze zeigt, so auch in dem Urtheile über die der Europäischen Menschheit bevorstehende Zukunft, welche den Einen im düstersten, den Andern in freundlichem Lichte, wiederum Andern in einem ungewissen Zwielichte erscheint. Wer weiß nicht, daß selbst höchst ausgezeichnete Männer über unsere Zeit das entschiedenste Verdammungsurtheil ausspra-

chen, und das größte Unheil für die Zukunft prophezeiet haben, wie namentlich Deutsche Gelehrte es sich haben angelegen seyn lassen, die Hoffnungen, die allgemein von dem Repräsentativsystem oder Constitutionalismus gehegt wurden, für leere Täuschungen zu erklären; der „Frommen" unserer Tage nicht zu gedenken, die das Reich des Antichrists schon errichtet und den Weltuntergang vor der Thür erblicken! Ohnehin hat die Ansicht viele Anhänger und manchen Anschein historisch-philosophischer Bestätigung, welche in allem Irdischen nur einen ewigen Kreislauf des Entstehens, Blühens und Vergehens, der Geburt, des Wachsthums und Todes erblickt, und welcher zufolge auch die Völker und Staaten denselben Lebenskreis, wie der einzelne Mensch, das Thier, die Pflanze durchlaufen müssen, indem auch sie nur bis zu einer gewissen Periode in jugendlicher Frische heranwachsen, zum Mannesalter gereift, die Fülle ihrer Kraft entwickeln, dann aber altern und absterben! Hat es doch nicht an Naturforschern gefehlt, welche aus wissenschaftlichen Gründen (oder Hypothesen) der ganzen Erde ihren dereinstigen Untergang prophezeien, wie denn unter andern der bekannte Gruithuisen in seiner Schrift über die Cometen (S. 333 ff.)

berechnet, daß die Erde, die bereits 1,440,291 Jahre existirt hat (etwas abweichend von Mose!), noch 1,050,000 Jahre bestehen wird, bevor sie in die Sonne wieder zurückfällt, welches triste Evenement von dem genannten Gelehrten a priori auf das grausigste geschildert wird! — Doch auch Historiker, Philosophen und Politiker stimmen häufig mit jener Ansicht einer Verschlimmerung der Menschheit und namentlich in einer Verzweiflung an unserer Zeit überein; — man erinnere sich nur der bekannten Urtheile über die letztere von Niebuhr, Chateaubriand, Ch. Nodier, — und es ist noch erst ganz vor Kurzem in einer sehr gediegenen Schrift[1]) ausgesprochen worden, nicht nur daß überhaupt, wie bei dem Einzelnen in zunehmenden Jahren, so auch bei dem ganzen Menschengeschlechte eine Abnahme der Kräfte eintreten, sondern daß auch das Menschengeschlecht einer Art von Geisteskrankheit, welche man bei dem Einzelnen fixe Idee nennt, unterworfen seyn könnte, und daß in unserer Zeit sich allerlei Symptome einer solchen Störung des geistigen Lebens zeigten, wie z. B. die fieberhafte Heftigkeit der Bewegung, das Uebermaß star-

1) Tittmann Blicke auf die Bildung unserer Zeit S. 243.

rer Richtung auf gewisse Gegenstände, die Zerfallenheit und Verworrenheit des öffentlichen Lebens, die Leidenschaftlichkeit, die Neigung zum Herausschreiten aus der gewohnten Bahn, der Dünkel, der Alles besser wissen will ꝛc. ꝛc. —

Indessen so unleugbar und bedenklich auch die letztgenannten Thatsachen, zu denen auch das Umsichgreifen des Mysticismus und der pietistischen Secten gehört, an und für sich sind, so bedarf es doch zu ihrer Erklärung keineswegs der Annahme einer allgemeinen Geisteskrankheit unserer Zeit, da jene doch immer nur Verirrungen Einzelner sind und bleiben. Um diese Uebel selbst aber möglichst gründlich zu heilen, ist nächst der Erkenntniß derselben vorzüglich die feste Ueberzeugung, daß bei alledem doch die Sache des Guten und Wahren unaufhaltsam fortschreitet, von Wichtigkeit, weil nur sie den Muth geben kann, kräftig Hand an die Ausrottung des vielfachen Uebels zu legen. In dieser Hinsicht scheint es sehr passend zu seyn, die Ansicht eines unserer vorzüglichsten Schriftsteller im Fache der historischen und philosophischen Staatswissenschaft möglichst verbreiten zu helfen, welche einen ebenso beruhigenden, als kräftigenden Blick in die nächste Zukunft Europas thut.

Wir meinen Schön, der am Schlusse seiner gediegenen „Geschichte und Statistik der Civilisation" Folgendes hierüber sagt.

„„Die Welt kann fortschreiten und Europa doch sich der Verwilderung nähern. Das ist ja die Eigenheit der Civilisation, daß sie mit Räumen und Personen wechselt. Mag der gegenwärtige Zustand noch günstig seyn, was leistet Bürge, daß nicht schon morgen eine sichtbare Verschlimmerung eintritt? Wenn zugegeben wird, daß die Armuth steigt, die Geistesbildung auf die Oberfläche geht, der Staat sich verkünstelt, die Kirche verwittert, die Demoralisation wächst, dann steht im dunkeln Hintergrunde — die Barbarei. Unsere Zeit ist wie die Römische kurz nach dem Erblühen der Wissenschaften und Künste; der Glanz verschwand sehr bald und eine unerhörte Entsittlichung und Verwilderung brach schrittweise ein.""

„Dieser Einwurf läßt sich gewiß sehr wohl denken und vielleicht überall hören. Er schallt sogar aus dem Grabe des größten Kenners der Alten; denn mit ähnlichen Worten schied Niebuhr aus dem Leben. Gleichwohl ist nicht zu verkennen, daß eine durch das politische Erdbeben des Jahres 1830 erzeugte Angst zum Grunde liegt. Ein Uebel ist halb gehoben, wenn

es nur recht erkannt wird. Nun aber läßt sich nicht leugnen, daß die bessere Einsicht die besseren Köpfe bereits aus dem Zauberkreise des negirenden Geistes erlöste. Die wüste, ins Unendliche gehende Concurrenz ist nicht mehr die Göttin der ökonomischen Philosophen. Man bekundete schon öfters das Bedürfniß einer Ordnung, die auf vernünftige Freiheit basirt wäre. Die Mängel der Geistesbildung fallen mehr und mehr in die Augen und erzeugen mancherlei Vorschläge ihrer Heilung. Der Staatsmechanismus hat seinen Höhepunct erreicht; nur Wenige reden ihm noch das Wort. Das Spiel mit leeren Abstractionen beginnt bereits die Tüchtigen anzuekeln. Mehr wie je verbreitet sich die Ueberzeugung, daß die bloß moralischen Ideen für der Völker Heil nicht zulangen. Wir begreifen jetzt Mirabeau, wenn er die Religion für nothwendiger, als die Freiheit erklärt, weil ohne Religion auch keine Freiheit ist. Wir stimmen mit Vergniaud, wenn er eher von den Erinnerungen an die Druiden, als von den Abstractionen der Philosophen Frankreichs Verjüngung erwartet.[1]) Hoffnungslos scheint nur — die Demoralisation; denn nichts ist unauf-

1) Charles Nodier, souvenirs et episodes, Bruxelles 1831. I, 110.

haltsamer, als ein einreißendes Sittenverderbniß! Inzwischen halte man dieses Grundübel darum nicht für unheilbar, weil es mit den Wehen der Oeconomie und Geistesbildung, des Staats und der Kirche zusammenhängt. Wenn es in Werkstatt und Schule, in Staat und Kirche besser geworden ist, so wird es auch mit den Sitten besser werden. Gewiß wird aber dort das Richtige früher vielleicht, als man denkt, zur Darstellung kommen. Die Keime des Wahren liegen so zu Tage, daß die Saat der Wirren unmöglich länger sich erhalten kann. Welcher Mißbrauch von Unverständigen auch noch immer mit den Wörtern: freie Nationalwirthschaft, Volksunterricht und Staatserziehung, Repräsentativstaat und Vernunftchristenthum gemacht wird, so sind doch die besten Beweise vorhanden, daß bereits von den Genien, in welchen sich die geistige Zukunft ankündigt, etwas Bestimmtes, Positives gewollt wird. Freilich ist eben nur eine Ahnung des Richtigen vorhanden; doch wird sie sich gewiß in einer so erfahrungsreichen Periode zu klarer Anschauung steigern. Sollte es denn schwerer seyn, die Oeconomie an die natürlichen Gesetze zu binden, als sie von den Vorurtheilen und schlechten Einrichtungen uneinsichtiger Geschlechter zu befreien? Sollte sich

die Bildung leichter ausbrosten, als verbessern und läutern lassen? Sollte es schwerer seyn, die tächten Formen für jeden Staat herauszufinden, als die Verwaltung auf wissenschaftliche Principien zu begründen? Sollte die passende Organisation des Kirchenthums schwieriger seyn, als die Abschüttelung des Aberglaubens und jahrhundertlanger Vorurtheile? Gewiß wird Niemand behaupten, daß dasjenige, was jetzt Noth thut, größere Anstrengungen fordere, als das erheischte, was die Vorfahren in der Werkstatt und in der Schule, in dem Staate und in der Kirche ausrichten mußten. Aus diesem Grunde darf allerdings der rasche Wechsel der Einrichtungen, der schnelle Umschwung der herrschenden Ideen uns die Hoffnung lassen, daß Europa jetzt die Frucht dreihundertjähriger Bemühungen zu Tage zu fördern im Begriff steht! Die von tödtenden Gegensätzen sprechen, mögen nicht verkennen, daß Katholicism und Protestantism, Absolutism und Constitutionalism, wie sie eben sind, einander bedingen, einander hervorrufen. Ihr seht in der ganzen Natur ein Zusammenwirken verschiedener, entgegengesetzter Kräfte, wenn auf Naturwegen etwas entstehen soll; warum wähnt ihr es in der moralischen Welt anders? Weil das, was

ihr rechts oder links hochschätzet, zu Grunde geht, darin dürft ihr nichts Anderes sehen, als daß ihr einseitig wäret in eurer Schätzung! Es ist freilich ein Irrthum, wenn Viele das Heil der Zukunft von den Massen erwarten; denn ganz gewiß geht jedes Höhere nur von einzelnen erhabenen Individuen aus. Allein so viel ist doch wohl zuzulassen, daß die Massen für große Geister gestimmt und gerichtet werden müssen. Man darf daher auch sogar darin eine Bürgschaft der besseren Zukunft erkennen, daß die neueste Bildung in allen Dingen die breiteste Unterlage sich zu verschaffen suchte. So kann von den berufenen Bildnern der Zeit etwas Gründliches und Dauerhaftes dargestellt werden. Fragt ihr, wo die ersehnten Leiter der Entwickelung sind? Deutet ihr auf die Gräber, die einen großen Namen nach dem andern verschlingen? So wisset, noch keiner Zeit fehlte es an jenen großen Männern, deren sie gerade bedurfte. Die Genien der Menschheit gehen in abgemessenen Zeiträumen auf und nieder, wie die Gestirne des Himmels. Die Geister, von welchen Europas Umgestaltung ausging, erschienen als Krieg und Noth bringende Cometen. Aber die Sage geht, daß Cometen in friedliche Sterne verwandelt wiederkehren. Viel-

leicht ist das Jahrzehent nahe, wo ein anderer Luther, Heinrich IV. und Mirabeau wirken können ohne Schwert und Parteiung?!

---

## 6.

## Statistische Miscellen.

### 1. Europas Pauperismus.

England ist bekanntlich das Land der schroffsten Gegensätze, namentlich in Hinsicht der ökonomischen Verhältnisse oder Zustände des Reichthums und der Armuth; wie es die ungeheuerste Schuldenmasse und dabei die größten Capitalien hat, so findet sich neben dem unermeßlichsten Privatvermögen seiner Großen die grenzenloseste Dürftigkeit eines großen Theiles des gemeinen Volks. Seine gegen 8 Mill. Pf. Sterling betragende berüchtigte Armentaxe hat die Wohlthätigkeit aus einer sog. Liebespflicht zu einer Rechtspflicht gemacht, indem sie jedem Kirchspiele auflegte, seine Armen zu erhalten (durch einen Zuschuß, den es jedem Arbeiter, der seine Familie nicht zu erhalten vermag, zu seinem Lohne nach dem Verhältnisse der Zahl seiner Kinder giebt), und, was leicht erklärlich, dadurch das Uebel so sehr vermehrt,

daß man dafür einen eigenen Namen, Pauperismus (Armenthum), erfunden[1]). Die Sache selbst ist jedoch nicht auf England beschränkt, sondern findet sich überall in Europa. Chateaubriand sagt: „Es wird eine Zeit kommen, wo man es nicht mehr begreifen wird, daß es eine Zeit gab, wo Einige — Hunderttausende und Millionen (nämlich Thaler) commandirten, während Andere, die neben und mit ihnen lebten, nicht wußten, womit sie ihre Blöße decken und ihren Hunger stillen sollten.“[2]) Dieß Wort ist wohl bekannt genug, da alle Welt die Schriften dieses ausgezeichneten Mannes liest. Aber weniger bekannt möchte seyn, wie wenig es übertrieben, und wie groß wirklich die Armuth selbst in den gesegnetsten Theilen unsers Welttheils ist. Darum hier einige statistische Notizen hierüber.[3])

---

1) Vgl. Ricardo polit. Oeconomie, Cap. 16. Say, Vollst. Hdb. der pract. Nationalöcon. Bd. V, S. 275.

2) Vgl. Diesterweg, die Lebensfrage der Civilisation. I, S. 3.

3) Vgl. Rau polit. Oecon. II, 376. Schön Gesch. u. Statist. d. Civilis. S. 168. Ferussac Bulletin des scienc. géogr. t. IX, 38. XII, 163.

Im Allgemeinen oder Durchschnitt befinden sich 10 Procent der Einwohner Europas im Zustande der Armuth (worunter meistens Bettelarmuth zu verstehen ist, die ohne fremde Unterstützung nicht einmal das physische Leben zu fristen vermag); und zwar ist gerade in den civilisirten Ländern die Zahl der Armen überwiegend. Es finden sich in

| | | |
|---|---|---|
| Schweden nur | $^3/_4$ | Procent Arme |
| Norwegen | 3 | — — |
| Dänemark | 4 | — — |
| Niederlande | 10 | — — |
| Italien | 13 | — — |
| Frankreich | 14 | — — |
| Großbritannien | 17 | — — |
| England und Wales über | 40 | — — |

Man rechnet, daß in Frankreich (la *belle* France!) 7,500,000 Menschen wenig oder gar kein Brod genießen, sondern nur von Kräutern und Kartoffeln leben! Von den 42 Grafschaften Englands haben 10 im Durchschnitt 63 Proc. arme Familien, 10 andere aber 40 Proc., die übrigen liegen zwischen diesen beiden Extremen in der Mitte. In England und Wales zählte man 1813 unter 2,142,148 Familien 953,345 arme. F. Irlands Elend ist welt-

kundig. Gerade die blühendsten Orte sind es, wo sich das größte Elend zusammendrängt. In London wachen täglich über 25,000 Menschen auf, die nicht wissen, woher sie die nothdürftigste Nahrung nehmen sollen, und die sich jeden Tag über die Stadt hin vertheilen, um systematische Bettelei oder auch Dieberei und Plünderung zu treiben. In Liverpool ist der dritte Mensch ein Armer. In Paris wurden im J. 1823 über 95,000 Menschen in Hospitälern und Häusern unterhalten. — In Deutschland zeigen einige Staaten günstigere Verhältnisse; so leben in Würtemberg nur 6 Proc. von Almosen, Nassau hatte 1818 im Durchschnitt nur 3 Proc. Arme, und nur im Amt Marienberg auf dem Westerwalde 7 1/3 Proc. Dagegen wurden im J. 1820 in Cöln nicht weniger als 10,986 Personen unterhalten, und in dem so gesegneten Oesterreich hat doch auch das lebenslustige nährreiche Wien 10 Proc. Arme. In Berlin konnten von 49,935 Familien 12,087 keine Communalsteuer zahlen; die Zahl der Bettler verdoppelte sich vom J. 1822 zu dem J. 1826, und die Zahl der unterstützten Familien stieg von 2990 Familien auf 3475. — Auffallend erscheint es aber wohl, daß in Baiern, in der Stadt Orb (wie kürzlich die Zeitungen be-

richteten [1]) im Untermainkreis, die eine Bevölkerung von etwa 4100 Menschen hat, über 3000 Arme (und zwar meist Bettelarme) sich finden, daß die meisten Bewohner derselben bloß von Kartoffeln leben, in ihrem ganzen Leben vielleicht nie Fleisch (außer von Hunden und Katzen!) gegessen haben, aus Mangel an Kleidung nicht in die Kirche gehen können ꝛc. und zwar, daß dieser Zustand bereits 60—70 Jahre dauert, mit Einem Worte, daß wir hier ein Irland in Deutschland haben, und zwar in Baiern, wo so unendlich viel für Wissenschaft, schöne Kunst und Technik geschieht, welches (wie weltkundig ist) freilich auch im Puncte des Biersaufens und der Hurerei seines Gleichen nicht hat!

---

II. Gegen die Studirsucht in Deutschland.

Diese hat zwar neuerdings etwas abgenommen, aber noch immer ist sie viel zu groß. Die Sache verdient die höchste Aufmerksamkeit; denn wenn diesem Uebel nicht gesteuert wird, so muß sich die Zahl der politisch Unzufriedenen in dem Mittelstande, der doch jetzt die Basis des Staatslebens ist, nothwendig in

---

1) Vgl. O.P.A.Zeitung 1836 d. 2. März.

steigender Progression vermehren, und auch abgesehen hiervon, ist es doch schon schlimm genug, wenn so viele junge Männer aus Mangel an Versorgung nicht zur rechten Zeit heirathen können, was wohl nicht weitläufig bewiesen zu werden braucht. Die allermeisten jetzigen Studirenden sind, wie sie Fr. A. Wolf nannte, bloße „Brod- und Butterstudenten", studiren bloß ad panem lucrandum et Martham alendam! treiben daher bloß sog. Brodstudien, wenn sie nicht dazu gezwungen werden, auch sog. philosophica zu hören (bei welchem Zwange natürlich nichts Gutes herauskommen kann), und erreichen gleichwohl ihren Zweck nicht, können es gar nicht, weil es an Stellen fehlt. Jedem nicht ganz ausgezeichneten Jünglinge sollte man jetzt dringend das Studiren abrathen! Dazu mag folgende statistische Notiz über die Lage der Candidaten in Preußen und Baden beitragen.

In Preußen zählt[1]) 112 Gymnasien mit ungefähr 24,000 Schülern, und 6 Universitäten mit etwa 5000 einheimischen Studenten. Es gingen im J. 1820 von den Gymnasien 939 zur Universität, im J. 1828

---

1) Schön Gesch. u. Statistik d. Civilis. S. 183.

schon 1984. Seit 1822 verdoppelte sich die Zahl der evangelischen, verdreifachte sich die der katholischen Theologen, die der Juristen und Mediciner nahm ebenfalls, wenn auch nicht so stark (jene um $^1/_4$, diese um $^1/_3$) zu, so daß bei diesem Anwuchse man einen Theologen auf 442 Einwohner, einen Juristen auf 822 einen Mediciner auf 3300 Einwohner zählt. Nun aber braucht Preußen nur einen Priester für 1360 Einwohner, einen Civilbeamten für 1630, einen Arzt für 3516 E. Erwägt man, wieviel Staatsdiener aussterben müssen, bevor die Studirenden ihre Stellen erhalten können, so leuchtet das Beklagenswerthe der Lage dieser Letztern wohl Jedem ein.

Diese Lage ist natürlich noch schlimmer in den kleinern Staaten. In Baden können jährlich 8 Juristen eine Anstellung mit Gehalt finden; allein es melden sich jährlich 46 zum Examen, und 251 harren bereits auf Anstellung, so daß jeder neu sich Anmeldende sich gefaßt machen muß, 36 Jahre (!!) auf ein einträgliches Amt zu warten. [1])

1) Correspond. für Deutschland 1832, No. 92.

In der Brau'schen Buchhandlung in Jena ist erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

**Miscellen aus der neuesten ausländischen Literatur. Ein periodisches Werk, politischen, historischen, statistischen, geographischen und literarischen Inhalts. Drittes Heft. 1836.**

Inhalt:

1. Historische Erinnerungen von Armand Domergue, Ex-Regisseur des kaiserlichen Theaters von Moscau.
2. Gesellschaftlicher Zustand, Sitten und Gewohnheiten von Buenos Ayres.
3. Paris und seine Bewohner im Jahre 1835.
   Sonst und jetzt.
   Der Garten der Tuilerien.
   Straßenpolizei.
4. Pittoreske Schilderungen von Indien.
5. Kleinere Aufsätze.
   Madame Elisabeth.
   Die dreifarbige und die weiße Cocarde.
6. Mannichfaltiges.
   Ein Americanisches Riesenschiff.
   Ueber die Sterblichkeit in den Manufactur-Districten Englands im Vergleich mit der in den Ackerbau treibenden.
   Handels- und Industriebewegung von Großbritannien.
   Mittel gegen Erstickung in Minen und brennenden Häusern.
   Einfluß der Vegetation auf die Temperatur der Erde.
   Riesenfisch im Südmeere gesehen.

# Mai 1836.

## 1.

## Memoiren des Friedensfürsten Manuel Godoy, Herzogs von Alcudia, Fürsten von Bassano, Grafen von Evaramonte ꝛc.

(Fortsetzung.)

Die Prophezeiungen des Grafen von Aranda trafen freilich zum Theil ein; unsere Armee erlitt im Feldzuge von 1794 wiederholte Verluste, aber nur solche, die uns schlimmere ersparten, wie ein Friedensschluß mit Frankreich sie ohne Zweifel herbeigeführt haben würde, und es ist uns deßhalb kein Vorwurf zu machen. Wir unternahmen den Krieg unter den günstigsten Umständen, als die Republik auf allen Seiten von Feinden umgeben war, und also ohne Vermessenheit; und wir haben für die Armee Alles gethan, was einen günstigen Erfolg für uns haben konnte.

Unsere Fahnen wehten 6 Monate länger, als die jeder anderen Macht, auf dem Territorium der

Republik. Unser erster Verlust, der des Lagers von Boulou, erfolgte erst, nachdem die übrigen verbündeten Mächte wiederholt geschlagen worden waren. Während diese aber in Flandern einen Verlust nach dem andern erfuhren, hielten sich unsere Besatzungen in St. Elme, Port-Vendres und Collioure tapfer. Von Dugommier belagert, der alle Ausgänge besetzt hielt, wichen diese Tapfern nicht eher, als bis sie die Ehre unserer Waffen gerettet hatten. Kaum 8000 Mann vertheidigten diese drei Puncte; an der Spitze von 30,000 Mann that Dugommier wiederholte Aufforderungen an sie. Um näher an St. Elme zu kommen, mußte er fast immer einen zwei Meilen langen Weg durch Felsen öffnen. Dieses Fort war von unsern Soldaten, die keine andern Waffen als ihre Säbel und Bajonette hatten, auf den ersten Angriff erobert worden. In der Nacht vom 16. Mai wagte die schwache Besatzung einen Ausfall auf die Franzosen, und drang bis Dugommier mit solcher Schnelligkeit vor, daß der überraschte und verwundete General kaum entfliehen konnte. Seine Grenadiere retteten ihn, und mehrere wurden an seiner Seite getödtet. Fast ohne Verlust kehrten die Unsrigen zurück, nachdem sie zwei Kanonen vernagelt hatten. Endlich

war die Bresche offen; man wollte nicht capituliren; da die Garnison sah, daß sie sich auf den Trümmern und im beständigen Kugelregen nicht werde halten können, verließ sie das Fort. Die Garnison von Port-Vendres, des Schutzes von St. Elme beraubt, zog sich nach Collioure zurück. Hier war man, von St. Elme und Port-Vendres aus aufs strengste belagert, nicht im Stande, einem ernsten Angriffe zu trotzen, und es blieb nur die Alternative, zu capituliren, oder über das Meer zu entfliehen, aber die Elemente hatten sich auch gegen uns erklärt. Es kam zu einer ehrenvollen Capitulation; die Garnison wurde gegen eine gleiche Anzahl Französischer Gefangenen ausgetauscht. Ehe der General Navarro die Capitulation unterschrieb, wollte er sich noch zwei Tage halten, um wo möglich eine Anzahl Französischer Emigrirter, denen nach den Gesetzen der Republik der Tod im Voraus bestimmt war, zu retten. Man benutzte eine finstere Nacht, um diese edlen Reste der Legion der Königin auf Fischerkähnen nach Roses zu bringen.

Zwei Monate lang wurde der Kampf auf dieser Grenze fortgesetzt, mit abwechselndem Glück und ohne daß auf einer Seite an Terrain gewonnen wurde, obwohl die Streitkräfte des Feindes überlegen waren.

Am 1. August besetzten die Franzosen Fontarabien. In den Treffen im Thale Bastan und bei St. Martial waren wir unglücklich; aber der Sieg kam unsern Feinden theuer zu stehen. Nachdem sich Fontarabien ergeben, kam der schmachvolle Verrath zum Ausbruch, durch welchen St. Sebastian übergeben wurde. Fast gleichzeitig wurde Tolosa verlassen, die unbefestigte Hauptstadt in Guipuscoa. — Die Franzosen eroberten keinen Fuß breit Landes mehr, als das, zu dessen Herrn sie die List und nicht die Gewalt gemacht hatte.

An den östlichen Pyrenäen lagerte unsere reorganisirte Armee vor Figuieres; sie hatte nicht bloß ihre Vertheidigungslinie wieder hergestellt, sondern unternahm mit der erhaltenen Verstärkung wieder Angriffe und mehrere Male mit glücklichem Erfolg. Am 26. August machte die Spanische Armee einen allgemeinen Angriff, um durch die feindliche Linie hindurch und bis Bellegarde vorzudringen. Die Franzosen erschreckte diese Bewegung. Wir nahmen Besitz von einigen wichtigen Puncten und erwarteten hier die Ankunft der Colonne, die unsern Sieg vollkommen machen sollte. Aber unvorhergesehene Verzögerungen, während deren der Feind Verstärkung erhielt, nöthig-

ten uns zum Rückzuge, und der halb gewonnene Sieg war verloren. Die Franzosen hatten bei unserm Rückzuge manchen bedeutenden Verlust. Zwei Tage später zog sich Dugommier, der einen Angriff fürchtete, von den wieder eroberten Plätzen zurück, und zu eifrig oder zu wenig kriegskundig, ließ sie der Graf de la Union sofort wieder besetzen.

Nachdem wir St. Elme, Port-Vendres und Collioure verloren, blieb uns noch Bellegarde, das wir in den 15 Monaten, die wir es besaßen, wesentlich verbessert hatten. Dugommier, um weniger Blut zu vergießen, oder um den Platz in gutem Zustande in seine Gewalt zu bringen, dachte nur an eine ernstere Blokade. So wurde Bellegarde von einer zahlreichen Armee eingeschlossen, deren Operationen ein Corps von 8000 Mann deckte. Vergebens suchte der Graf de la Union bis nach Bellegarde vorzudringen, aber keine Correspondenz, keine Nachricht konnte dahin gelangen; die Garnison wußte durchaus nichts von dem, was außerhalb vorging. Hunger und Krankheit kämpften gegen die Spanische Beharrlichkeit. Seit dem Ende des Juli wurde die Fleischration auf ein Viertheil reducirt und die Würmer stritten sich um den Genuß. Da alle Mittel, das patriotische Fa-

sten zu verlängern, erschöpft waren, die schmutzigsten Thiere zur Nahrung gedient hatten und nichts mehr übrig war, mußte sich Bellegarde am 15. September ergeben, der letzte Ort, der auf Französischem Boden durch Fremde besetzt war. Der Nationalconvent beschloß, diesen Sieg durch ein Fest zu feiern.

Gegen das Ende des Octobers bestand das feindliche Heer, welches Guipuscoa und Navarra besetzt hielt, aus 66 Bataillons Linientruppen, 4000 Reitern und 3 Artilleriebrigaden, wobei die freiwilligen Baskischen Compagnieen nicht gezählt sind. General Moncey erhielt den Befehl, in die Baskischen Provinzen einzurücken, Navarra zu besetzen, Pampeluna wegzunehmen und sein Lager am Ebro aufzuschlagen. Unsere Armee war nicht sehr zahlreich, aber brav und wohl disciplinirt. Moncey wollte seine Streitkräfte concentriren und mit Nachdruck angreifen. Zum Glück für uns hatten die Proconsuln eine andere Tactik; sie wollten nur fortwährende Angriffe von der Seite und von der Fronte. Sie beabsichtigten, unsere Armee in zwei Theile zu theilen, den einen zu schlagen, den andern zu umgehen und Pampeluna unerwartet anzugreifen. Ein zweitägiger Kampf am 16. und 17. October, in welchem viel Blut vergossen wurde, ließ

ihnen nicht mehr erringen, als daß sie wenige Augenblicke das Thal von Ronceval besetzt hielten und ein altes Gothisches Monument umstürzten. Dieser Triumph kostete Frankreich wenigstens 3000 Mann. Unsere Truppen fochten ausgezeichnet; kein Bajonett war müssig, und der Rückzug glich einem Siege. Der Plan der Feinde scheiterte gänzlich; unsere Armee und Pampeluna waren gerettet.

Moncey fürchtete die Gefahr, welche seine Truppen in einem allgemeinen Treffen liefen, und wollte sie durchaus zusammenziehen. Der alte Graf von Colomera erwartete ihn, beobachtete alle seine Bewegungen und suchte mit absichtlichem Zögern, indem er die Defensive nicht aufgab, die Mittel des Feindes zu erschöpfen. Der Winter war vor der Thür und der Feldzug konnte nicht länger fortgesetzt werden. Immer ungeduldig, zwangen die Repräsentanten Moncey, uns noch einmal anzugreifen; denn es lag ihnen viel an der Eroberung von Pampeluna. Der Angriff wurde zurückgeschlagen, und am 29. November behaupteten wir unsere frühere Stellung wieder.

In Roussillon und Catalonien waren wir minder glücklich. Während der Graf de la Union im Vertrauen auf seine wohl verschanzte Linie einen An-

ich erkannte, vollständige Bogenreihe, Spur- und Gewölbeöffnung, Kämpfer- und Schlußstein an- und fortsetzen, ein Maurer-Lehrling, welcher mir Handlangerdienste leistete, mußte mir die Steine von der Tenne, an der Straße und aus dem Steinbruche herbeischaffen, und so hatte mein Arbeit- und Brod-Verdienst für die Zeit meiner Lehrjahre, wenn ich Alles zusammenrechne, was ich in Geld und Geldeswerth dafür empfangen habe, nicht mehr betragen, als 1 Thaler 15 Sgr. 6 Pf. wöchentlich.

Ich habe mich bei dieser Darstellung meiner Lehrjahre absichtlich so ausführlich gemacht, weil ich glaube, daß sie Manchen, der sich dem Maurer-Handwerke widmen will, vor Irrthümern bewahren können, und weil ich wünsche, daß Jeder, der sich dem Maurer-Handwerke widmen will, sich vorher recht genau prüfe, ob er auch die Kraft und Ausdauer besitze, um sich durch alle Mühseligkeiten und Entbehrungen, welche mit dem Maurer-Handwerke verbunden sind, durchzuarbeiten.

Kampf noch einmal zu beginnen, seine Truppen zusammenzuziehen, ohne daran zu denken, daß er auf dem linken Flügel umgangen werden konnte. Er dachte an keinen Rückzug und hielt einen solchen für entehrend, obwohl die Klugheit dazu gerathen hätte. Am 20. November erneuerte Dugommiers Nachfolger, Perignon, den Angriff auf das Centrum, während andere Truppenabtheilungen auf unserm linken Flügel eine Batterie nach der andern wegnahmen. Der Sieg war entschieden auf Seiten der Franzosen. Der Graf de la Union stellte sich an die Spitze seiner Truppen und focht und fiel wie ein gemeiner Soldat. Vergebens suchte man den Feind noch aufzuhalten, es blieb nichts übrig, als schneller Rückzug. Und dieser war schwierig. Der Weg nach Figuieres war von den Feinden besetzt. Zum größten Unglück ergab sich auch Figuieres den Franzosen, und wir verloren so eine feste und reichlich mit Munition versehene Citadelle, deren Garnison über 10,000 Mann stark war. Der Kriegsrath sprach über die Urheber dieser feigen Handlung das Todesurtheil aus, nämlich über den Commandanten der Citadelle und drei andere höhere Officiere. Die Gnade Carls berücksichtigte die Zweifel, welche über die Schuld derselben erhoben

Wasser und verwandte die Kenntniss in sie ein. Sie wurden Schiffbauer und Seefahrer, wie die Phönizier. Sie gaben den Namen Kanaan dem Lande, das sie bewohnten, und nannten sich selbst Kanaanäer, d. h. Niedrige, Demüthige, weil sie sich als solche vor den Königen des Binnenlandes fühlten. Sie waren Handelsleute, Krämer, Schacherer, Wucherer, Betrüger, Diebe, Räuber, Mörder, Sklavenhändler, Sklaven, Verächter und Verachtete. Sie waren Phönizier, Philister, Amoriter, Hethiter, Jebusiter, Hiwiter, Perisiter, Girgasiter, Amalekiter, Midianiter, Moabiter, Ammoniter, Edomiter, Ismaeliter, Hagariter, Nabathäer, Kedarener, Sabäer, Minäer, Himjariten, Chaldäer, Aramäer, Assyrer, Babylonier, Perser, Griechen, Römer, Juden, Araber, Türken, Europäer, Amerikaner, Neger, Mulatten, Mischlinge, Kosmopoliten, Weltbürger, Menschen, Menschheit, Humanität, Cultur, Civilisation, Fortschritt, Aufklärung, Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, Gerechtigkeit, Wahrheit, Liebe, Frieden, Ewigkeit, Gott, Jehovah, Allah, Brahma, Buddha, Ormuzd, Ahriman, Zeus, Jupiter, Wodan, Thor, Baal, Moloch, Astarte, Aschera, Dagon, Mammon, Belial, Satan, Teufel, Hölle, Verdammniss, Tod, Nichts, Unendlichkeit, Absolutes, Relatives, Ich, Du, Er, Sie, Es, Wir, Ihr, Sie, Alles, Nichts, Sein, Nichtsein, Werden, Vergehen, Zeit, Raum, Ursache, Wirkung, Substanz, Accidenz, Kraft, Stoff, Materie, Geist, Seele, Leib, Leben, Tod, Auferstehung, Unsterblichkeit, Seligkeit, Verdammniss, Himmel, Hölle, Fegefeuer, Limbus, Paradies, Nirwana, Seligkeit

Rationen von Reiß und Erdäpfeln reducirt waren. Zu Anfange des Monats März 1795 waren die feindlichen Bataillons auf die Hälfte ihres früheren Effectivbestandes reducirt. Drei Monate später kam Verstärkung. Ganz Frankreich war unwillig über die lange Zögerung, und wir selbst dachten bei der eingetretenen günstigen Jahreszeit wieder an einen Angriff. Unsere Truppen waren voll Leben und Gesundheit. Moncey sah wohl, daß er im Nachtheil seyn werde, wenn er angegriffen werden sollte, und besorgt für seine Verbindung mit Frankreich, beschloß er, uns zuvorzukommen. Die Epidemie hatte aufgehört. Am Tage des Eintretens des Aequinoctiums rückten zwei Colonnen seiner besten Truppen auf Agcaraté los; sie wurden zurückgeschlagen mit einem bedeutenden Verlust an Mannschaft. Am 11. April wurde der Angriff auf unseren linken Flügel wiederholt und ebenso zurückgeschlagen. Unter den Gefangenen hatten wir zwei Brigadegenerale. Zwei Monate hindurch setzten die Feinde ihre Angriffe auf unseren linken Flügel fort, mit gleich wenig Erfolg, so daß zu Anfange des Juni unsere Armee noch dieselbe Stellung behauptete, wie zu Anfange des Kampfes.

Im Westen war man hartnäckiger, und der Win-

ter wurde nicht beachtet. Wir verloren nur den festen Platz Roses, ein empfindlicher Verlust, der aber ein ehrenvoller war, da die Franzosen selbst diese Vertheidigung eine heroische genannt haben. Vom Ende des Novembers bis zum 3. Februar erschöpften die Belagerer und die Belagerten alle Mittel der Angriffs- und der Vertheidigungskunst. Unsern Truppen war die schlechte Witterung ein größeres Hinderniß, als den Franzosen. Nachdem sie ihre Pflicht auf die ausgezeichnetste Weise gethan hatte, verließ die brave Garnison die Trümmer von Roses und schiffte sich ein, um, 5000 Mann stark, die Linie am Eluria zu verstärken [1]). Perignon sollte bis Tortosa vordringen; aber er konnte nicht über den Eluria kommen, wo der General Urrubia stand, den weder Perignon noch sein Nachfolger Scherer zurückdrängen konnte. Sechs Monate lang wurde hier der Kampf ununterbrochen fortgesetzt, so daß wir an einem Tage angriffen, am folgenden angegriffen wurden, ohne einigen Verlust zu erleiden, und oft glücklich waren. Doch war es kein bloßer Scheinkrieg; im Gegentheil,

1) Gouverneur von Roses war der General D. Domingo Izquierdo; die Belagerer führte der General Perignon an.

es wurde viel Blut vergossen, und in diesem schrecklichen Spiele lernten die Franzosen und Spanier sich wieder gegenseitig achten. Da auf beiden Seiten Kräfte und Muth gleich waren, wurde der Krieg auf jeder mit einer Art Nationalwürde, mit gegenseitiger Heftigkeit, aber ohne Haß und ohne erbitternde Herausforderungen geführt. Jeder achtete die Fahnen seines Gegners, welche Embleme oder Farben sie auch hatten; bei dieser ritterlichen Wendung, die der unter ganz anderen Auspicien begonnene Krieg genommen hatte, konnte man leicht sehen, daß die alte Freundschaft bald genug wiederaufleben werde. Und wirklich brachten die ersten Frühlingslüfte uns Friedensnachrichten; sie kamen aus dem feindlichen Lager. Bei Allem, was in Europa vorging, und bei der neuen politischen Richtung in Frankreich war die Zeit da, jeden ehrenvollen Friedensvorschlag anzunehmen, wenn er mit der Hoffnung auf eine bessere Zukunft auch Dauer zusicherte.

Am 9. Thermidor (27. Juli 94) sah die Partei, deren Doctrinen Europa mit Schrecken erfüllt hatte, ihre Häupter fallen, und ihre gefährliche Ochliocratie verschwinden. Kräftig und stolz konnte Frank-

**Ich ging nun in Bordeaux zu meinem Onkel.** Ich ging zu Bordeaux, zu, nach, in den Bordeaux-Wein. Ich ging zu Bordeaux, zu, nach, in Bordeaux-Kleider. Ich ging zu Bordeaux, zu, nach, in Bordeaux-Schuhe. Ich ging zu Bordeaux, zu, nach, in Bordeaux-Strümpfe. Ich ging zu Bordeaux, zu, nach, in Bordeaux-Hüte. Ich ging zu Bordeaux, zu, nach, in Bordeaux-Handschuhe. Ich ging zu Bordeaux, zu, nach, in Bordeaux-Mäntel. Ich ging zu Bordeaux, zu, nach, in Bordeaux-Röcke. Ich ging zu Bordeaux, zu, nach, in Bordeaux-Hosen. Ich ging zu Bordeaux, zu, nach, in Bordeaux-Westen. Ich ging zu Bordeaux, zu, nach, in Bordeaux-Hemden. Ich ging zu Bordeaux, zu, nach, in Bordeaux-Unterhosen. Ich ging zu Bordeaux, zu, nach, in Bordeaux-Unterröcke. Ich ging zu Bordeaux, zu, nach, in Bordeaux-Unterjacken. Ich ging zu Bordeaux, zu, nach, in Bordeaux-Halstücher. Ich ging zu Bordeaux, zu, nach, in Bordeaux-Taschentücher. Ich ging zu Bordeaux, zu, nach, in Bordeaux-Schnupftücher. Ich ging zu Bordeaux, zu, nach, in Bordeaux-Kragen. Ich ging zu Bordeaux, zu, nach, in Bordeaux-Manschetten. Ich ging zu Bordeaux, zu, nach, in Bordeaux-Schuhbänder. Ich ging zu Bordeaux, zu, nach, in Bordeaux-Strumpfbänder. Ich ging zu Bordeaux, zu, nach, in Bordeaux-Hutbänder. Ich ging zu Bordeaux, zu, nach, in Bordeaux-Halsbänder. Ich ging zu Bordeaux, zu, nach, in Bordeaux-Hosenträger. Ich ging zu Bordeaux, zu, nach, in Bordeaux-Uhrbänder. Ich ging zu Bordeaux, zu, nach, in Bordeaux-Uhrketten. Ich ging zu Bordeaux, zu, nach, in Bordeaux-Ringe. Ich ging zu Bordeaux, zu, nach, in Bordeaux-Ohrringe. Ich ging zu Bordeaux, zu, nach, in Bordeaux-Halsketten. Ich ging zu Bordeaux, zu, nach, in Bordeaux-Armbänder. Ich ging zu Bordeaux, zu, nach, in Bordeaux-Fächer. Ich ging zu Bordeaux, zu, nach, in Bordeaux-Sonnenschirme. Ich ging zu Bordeaux, zu, nach, in Bordeaux-Regenschirme. Ich ging zu Bordeaux, zu, nach, in Bordeaux-Stöcke. Ich ging zu Bordeaux, zu, nach, in Bordeaux-Peitschen. Ich ging zu Bordeaux, zu, nach, in Bordeaux-Reitpeitschen. Ich ging zu Bordeaux, zu, nach, in Bordeaux-Sporen. Ich ging zu Bordeaux, zu, nach, in Bordeaux-Pferde. Ich ging zu Bordeaux, zu, nach, in Bordeaux-Wagen. Ich ging zu Bordeaux, zu, nach, in Bordeaux-Kutschen. Ich ging zu Bordeaux, zu, nach, in Bordeaux-Chaisen. Ich ging zu Bordeaux, zu, nach, in Bordeaux-Karren. Ich ging zu Bordeaux, zu, nach, in Bordeaux-Schlitten

tur zu erlangen trachteten, so lange war das Bündniß eine Pflicht; es war gerecht und nothwendig.

Aber Frankreich hatte wieder eine bessere Bahn betreten, mit eigener Hand die Männer vertrieben, welche die Gewalt zum Mittel einer allgemeinen Umwälzung mißbrauchten. Es verfolgte mit aller Macht die Reste jener Menschen verzehrenden Partei, und modificirte selbst die revolutionären Theorieen, deren Anwendung sich als Allen gefährlich gezeigt hatte. Nun mußten die verbündeten Mächte einhalten, und die Wirkungen einer so glücklichen Reaction abwarten. Ohne auswärtige Feinde konnte Frankreich seine ganze Macht gegen die inneren richten; der Ordnungstrieb, das Bedürfniß der Gerechtigkeit, das Ermatten der Anarchie, das religiöse Gefühl, welches nie stirbt, die Macht der alten Gewohnheiten, die derben und noch ganz frischen Lehren der Erfahrung, Alles schien eine Wiederherstellung der monarchischen Gewalt auf ganz fester Basis und das Ende so vieler Bewegungen und Calamitäten anzuzeigen. Zu keiner Zeit der Revolution hatte der Royalismus so viele Anhänger; alle Gefängnisse waren leer, man durfte sich beklagen, man ermaß den Umfang des vergangenen Unglücks, man beweinte die Tausende von

gefallenen Opfern, und der Eindruck so vieler großer Leiden entschied für Jeden, in der Restauration der Monarchie das einzige Mittel zur Abwehrung eines Rückfalls zu sehen.

Aber die Regierungen, die sich so einmüthig für den Krieg entschieden hatten, konnten wegen des Friedens nie einig werden; denn das Glück hatte die Vortheile und Verluste dieses Krieges nicht gleichmäßig vertheilt. Dem Streite über Grundsätze folgte der über den eigenen Vortheil, der nicht weniger heftig war. Frankreich hatte wichtige Besitzungen erobert, die sein Ruhm und seine Sicherheit zu erhalten riethen; die Eigenliebe und das Interesse der Ueberwundenen forderten die Restitution. So kam es, daß der Kampf noch länger dauerte, und die Republik setzte ihn kräftiger und lebhafter fort.

Trotz allen Hindernissen und Leidenschaften wollte nur Ein König vom ersten Range diesen Krieg beendigt wissen, derselbe, der ihn als nothwendig zuerst begonnen hatte, und der keinen Anstand nahm, ihn aufzugeben, als er sah, daß dieser Krieg nur für den Feind noch von Vortheil war. Der König von Preußen überzeugte sich, daß seine und seines Volkes Ehre

ihn berechtigten, den Baseler Frieden vom 5. April 1795 zu unterzeichnen.

Dieß unerwartete Ereigniß verursachte in Frankreich eine große Freude, eine größere, als die Freude über einen Sieg. Die Gemüther wurden dadurch noch mehr geneigt, ein gemäßigtes System anzunehmen. Die Fürsten des Deutschen Reichs forderten den Kaiser auf, Unterhandlungen anzuknüpfen; mehrere von ihnen nahmen die Vermittlung Preußens, ohne Rücksicht auf Oesterreich, an.

Während dieser Vorgänge wurde auch Spanien eingeladen, die Waffen niederzulegen. Die allgemeine Stimmung war für den Frieden, versteht sich, daß er zu Stande kommen mußte, ohne die Ehre der Krone und die Sicherheit des Staates zu gefährden. Das Anerbieten beleidigte die Castilianische Ehre nicht. Man hatte immer noch die wichtige Bedingung zu stellen, daß nämlich von Frankreich kein Opfer gefordert werden dürfe. Die Republik hatte damit angefangen, daß sie die vier festen Plätze, welche ihre Truppen besetzt hielten, bis zum allgemeinen Frieden zurückbehalten wollte. Darauf erfolgte eine absolut abschlägige Antwort. Man fragte hierauf nach unseren Absichten, und wir erklärten, den Krieg

**Kirche, wie Kirche ihn erfahren hat.** Mit Ausnahme von Lukas, der Paulus auf seiner letzten Reise nach Jerusalem begleitete, hat keiner dieser Männer persönlich Jesus gekannt. Auch Matthäus und Johannes, die beiden Apostel unter den Evangelisten, haben ihre Berufung erst nach Ostern erfahren. Markus, Matthäus und Lukas haben ihre Evangelien nicht als Augenzeugen, sondern als Schüler der Apostel geschrieben. Sie haben sich dabei auf Augenzeugen berufen, die Jesus gehört und gesehen hatten. Johannes hat sein Evangelium als Apostel geschrieben, der Jesus gehört und gesehen hatte, der ihn berührt hatte und der ihn mit seinen Händen betastet hatte. Er hat es geschrieben, damit wir glauben, daß Jesus der Christus ist, der Sohn Gottes, und damit wir durch den Glauben das Leben haben in seinem Namen. Wenn wir also die Evangelien lesen, dann lesen wir sie als Zeugnisse, die uns Menschen, die Jesus nicht gesehen haben, zum Glauben führen wollen. Wir lesen sie als Zeugnisse, die uns Menschen, die Jesus nicht gesehen haben, zum Glauben führen wollen. Wir lesen sie als Zeugnisse, die uns Menschen, die Jesus nicht gesehen haben, zum Glauben führen wollen.

im Gebrauch der Bajonette sind; aus Altcastilien kam ein Reservecorps am Ebro an, das seit einem Jahre alle militärischen Uebungen gemacht hatte. Zwei Geschwader deckten im Biscajischen und im mittelländischen Meere die Operationen unserer beiden Armeen.

Bemerkt muß hier werden, daß seit jener Zeit die beiden königlichen Waisen, die wir bei unseren ersten Unterhandlungen genannt hatten, mit mehr Schonung und mit einer Art von Wohlwollen behandelt wurden. Die im Sinne der Französischen Regierung geschriebenen Journale enthielten keine Invectiven gegen Spanien mehr; zuweilen sogar schmeichelnde Artikel, und bald nachher erhielt der Bürger Bourgoing den Auftrag, an der Grenze Unterhandlungen wegen des Friedens anzuknüpfen. Dieser alte Freund Spaniens schrieb mit Offenheit an mich; sein ehrenwerther Character, seine gemäßigten Grundsätze, seine anerkannte Redlichkeit flößten mir volles Vertrauen ein; seine Mittheilungen waren deutlich, bestimmt und von der Art, daß er ohne besondern Auftrag nicht so würde haben sprechen können. Einem seiner Briefe legte er einen Originalbrief von Tallien bei, worin ihn dieser, damals ein einflußreiches Mitglied des

Wohlfahrtsausschusses, beauftragte, mir zu schreiben, daß ihn, wenn ich den Frieden ernstlich wolle, die Exaltation gewisser Personen nicht hindern werde; jede lästige Bedingung solle vermieden werden; der Augenblick sei günstig, weil wichtige politische Gründe [1]) den Frieden mit Spanien für Frankreich wünschenswerth machten. Man werde sich leicht vereinigen können; der Bürger Barthelemy werde zur Unterhandlung Vollmacht erhalten, sowie ausgedehnte, und für beide Nationen vortheilhafte und ehrenvolle Instructionen; außer dem politischen Interesse beider Nationen, bestimme ihn, Tallien, noch persönliche Neigung, die man ohne weitere Erklärung verstehen werde, zu diesem Schritt [2]); Bourgoing solle mich in seinem, Talliens, Namen ermahnen, nicht zu zögern, und mir versichern, daß die Republik nie die Ruhe der Staaten stören werde, mit welchen sie Frieden geschlossen habe, am wenigsten die Ruhe Spaniens, dessen Freund-

---

1) Der Krieg mit England. A. d. Orig.

2) Eine Note des Orig. erinnert an Therese Cabarrus, früher die Gemahlin des Parlamentsraths Fontenay, nach dem 9. Thermidor Talliens Gemahlin, später Prinzessin von Chimay.

schaft der Ruhe und dem Interesse Frankreichs so wichtig wäre.

In der That ging auch Frankreich auf die Friedensunterhandlungen nach dem von Spanien beantragten Grundsatz ein, ohne jedoch ganz auf alle Entschädigung für die Wiedereinräumung der von seinen Truppen besetzten Plätze zu verzichten. „In dieser Hinsicht, sagte Bourgoing, kann man Mittel anwenden, über die man, ohne daß sie für Spanien lästig sind, in den späteren Verhandlungen freundschaftlich übereinkommen kann, und welche Frankreich eine Art von Entschädigung gewähren, mehr als ein Pfand Eurer Freundschaft und Eures guten Willens, denn als ein von der Republik gefordertes Opfer.“ Auf diese gemäßigte und freundliche Eröffnung erwiederte ich, daß das Spanische Cabinet einen Friedensvertrag in dem beiderseitigen Interesse der contrahirenden Parteien, und mithin einen Vertrag für die Dauer zu unterzeichnen bereit sei, und daß daher die gegenseitigen Ansprüche vorher gehörig festgestellt werden müßten. Um Verhandlungen anzuknüpfen, die ein positives Resultat haben sollten, müsse man vorher die Grundlagen bestimmen, ohne etwas in Zweifel, oder dem Zufall zu überlassen, damit von beiden Thei-

len die den beiderseitigen Bevollmächtigten zu gebenden Instructionen in Einem Geiste abgefaßt würden; dieß sei das beste Mittel, jedem Verzug zu begegnen, und dem Elende des Krieges bald ein Ende zu machen. — Frankreich säumte denn auch nicht, und gab mir die geforderte Erklärung, indem es als einzige, freundschaftliche Bedingung der Räumung der von seinen Truppen besetzten festen Plätze die Abtretung des Spanischen Antheils an der Insel St. Domingo verlangte. Dieses abgerissene Stück Colonialeigenthum war unter den gegenwärtigen Umständen für Spanien nicht nur ohne Nutzen, sondern auch lästig; der Republik war dieser Besitz vortheilhaft, um seine Verbindung in den Antillen zu erweitern und zu befestigen. Der Vorschlag wurde daher im Staatsrath einstimmig für annehmbar erkannt, um so lieber, als die auf jener Insel herrschende Anarchie den Titularbesitzer zu Verlusten und Opfern aller Art verdammte. Der König bestätigte den Beschluß des Conseils, und am 2. Juli wurde D. Domingo Iriarte, der vorher Gesandter in Polen gewesen war, und sich jetzt in Berlin oder Wien aufhalten mußte, zum Bevollmächtigten ernannt, weil er sich durch seine bereits früher in solchen Geschäften bewiesenen

Talente, sowie wegen seiner freundschaftlichen Beziehungen zu dem Französischen Bevollmächtigten (Barthelemy) am meisten dazu empfahl. Um jeden Verzug zu vermeiden, wurden zwei Couriere abgesendet mit Duplicaten, und dem gemessenen Befehle, nicht eher zu rasten, als bis sie den neuen Bevollmächtigten gefunden haben würden. Das Unglück wollte, daß dieser weder in Wien, noch in Berlin, noch überhaupt in Deutschland war. Dadurch entstanden in Frankreich Zweifel über unsere Geneigtheit zum Frieden. Die Englische Diplomatie ruhte dabei nicht. Von Iriarte kam keine Nachricht, Tallien war in der Bretagne, und so dauerte der Krieg noch einen Monat und einige Tage länger. Endlich wurde Iriarte in Venedig aufgefunden, und reiste alsbald nach Basel ab. Am 22. Juli wurde der Friede unterzeichnet, und am 1. August von der Republik, am 4. von Spanien ratihabirt.

Indessen waren die letzten Gefechte noch sehr heiß. Scherer verlor das Treffen bei Pontés; täglich fanden neue Kämpfe Statt, und unsere Truppen gewannen an Terrain. Roses, von unsern Truppen belagert, erlitt ein schreckliches Bombardement. Scherers Truppen hatten alle Mühe anzuwenden, um

die beständigen Angriffe zurückzuschlagen. Gegen das Ende des Juli wurde der Feind aus Cerdagne vertrieben; Belver ergab sich uns; 3000 Gefangene, darunter zwei Generale, ein ganzer Artilleriepark und reiche Magazine waren der Preis von diesem Siege des General Cuesta. Dieser rüstete sich zu einem Angriffe auf Mont-Louis, als plötzlich die Friedensnachricht gleichzeitig in beiden Lagern bekannt wurde; ermüdet von dem langen Kampfe, legten die Soldaten die Waffen nieder, und eilten von beiden Seiten herbei, sich in die Arme zu schließen.

Auf der andern Seite der Pyrenäen wurde der Krieg noch lebhafter und mit weniger Glück für beide Armeen geführt. Doch war uns das Glück nicht durchaus ungünstig; Monceys hartnäckig verfolgter Plan, Pampeluna anzugreifen, wurde fortwährend vereitelt. Darüber verloren wir Vittoria und Bilbao. Dreitausend Mann Feinde drangen sogar bis zum Ebro vor, und eroberten am 24. Juli auf einige Stunden die Festung Miranda, aus der sie aber an demselben Tage durch die Castilianer wieder vertrieben wurden. Ueber den Ebro aber sind die Franzosen noch nie gedrungen, wie meine Feinde behauptet haben, und es hat der Hof nicht um Frieden ge-

beten, weil vom Ebro aus Castilien bedroht gewesen wäre. Am 22. Juli wurde der Friede unterzeichnet, und am 24. erst drang Miollis bis an den Ebro vor.

Die einzelnen Bestimmungen des Vertrags waren:

1) Mit dem Tage der Austauschung des beiderseitig ratificirten Vertrags sollen alle Feindseligkeiten zwischen den contrahirenden Mächten aufhören, und von derselben Zeit an keine von beiden gegen die andere irgendwie Hülfe leisten.

2) Keine der beiden Mächte soll den Feinden der andern den Durchzug durch ihr Land gestatten.

3) Die Französische Republik giebt alle auf Spanischem Gebiete gemachten Eroberungen zurück, und räumt dieselben binnen vierzehn Tagen.

4) Die festen Plätze werden an Spanien mit der sämmtlichen, am Tage der Vertragsunterzeichnung darin befindlichen Artillerie, Munition und sonstiger Kriegsrüstung zurückgegeben.

5) Die Contributionen, Lieferungen und alle derartigen während des Krieges entstandenen Forderungen sind vom Tage der Vertragsunterzeichnung an ungültig; alle in dieser Zeit noch schuldigen Rückstände sind annullirt, und was davon noch abgetragen wird, wird in Natur restituirt oder baar bezahlt.

6) Von beiden Theilen wird zur Regulirung der Grenzen eine Commission ernannt, wobei hinsichtlich der vor dem Kriege schon streitigen Grenzen als Grundlage das Gebirge, wie es die nach Frankreich und die nach Spanien zulaufenden Flüsse trennt, angenommen wird.

7) Einen Monat nach der Auswechselung der Verträge dürfen beide Mächte nur so viele Truppen auf der Grenze haben, als sie vor dem Kriege gewöhnlich in Garnison hatten.

8) Der König von Spanien überläßt der Republik zu vollem Eigenthum den Spanischen Antheil an der Insel St. Domingo in den Antillen. Einen Monat nach der Bekanntmachung des Vertrags auf der Insel sind die Spanischen Truppen zur Räumung der festen Plätze bereit, um dieselben den Französischen Truppen, sobald diese zur Besitzergreifung ankommen, auszuliefern. In den festen Plätzen bleibt für die Republik Alles, was am Tage der officiellen Bekanntmachung des Vertrags an Artillerie und Munition darin ist. Die Einwohner der Insel, die mit ihrem Vermögen in andere Länder der Spanischen Monarchie ziehen wollen, können dieses ein Jahr lang ungehindert.

9) Die während des Krieges sequestrirten, weggenommenen oder confiscirten Gegenstände aller Art werden den Eigenthümern zurückgegeben. Hinsichtlich aller Privatschulden der Einzelnen wird jedem sein Recht zu Theil.

10) Alle Handelsverbindungen zwischen Frankreich und Spanien werden wieder hergestellt, wie sie früher bestanden haben, bis ein neuer Handelsvertrag errichtet wird.

11) Alle seit dem Anfange des Krieges gemachten Gefangenen werden ohne Unterschied längstens binnen zwei Monaten von der Ratihabition des Vertrages an gerechnet, wechselseitig in Freiheit gesetzt, jedoch muß jeder zuvor seine während der Gefangenschaft gemachten Schulden bezahlen. Auch die Verwundeten werden sofort nach ihrer Heilung entlassen.

12) Unter dieser Bestimmung sind auch die gefangenen Portugiesen, die im Spanischen Heere gedient haben, und die Franzosen, welche von den Portugiesen gefangen genommen worden sind, mit begriffen.

13) Der in diesem Vertrage abgeschlossene Friede soll auch zwischen Spanien und den mit Frankreich befreundeten Vereinigten Niederlanden herrschen.

14) Die Republik nimmt die Vermittlung des Königs von Spanien zu Gunsten der Königin von Portugal, der Könige von Neapel und Sardinien, des Herzogs von Parma und der anderen Italienischen Staaten zur Wiederherstellung des Friedens zwischen der Republik und jedem dieser Fürsten oder Staaten, an.

16) Die Republik nimmt ferner die Vermittlung des Königs von Spanien für diejenigen kriegführenden Mächte an, die sich an Ihn wenden werden, um mit der Französischen Regierung Friedensunterhandlungen anzuknüpfen.

---

Der Baseler Vertrag hatte uns volle Unabhängigkeit gelassen, und die Französische Regierung war bei der Abschließung sehr nachgiebig gewesen, was schon daraus sichtbar wird, daß wir unsere freundschaftliche Verbindung mit den verbündeten Nordischen Mächten, England nicht ausgenommen, nicht aufgeben mußten. Von einer verständigen Politik geleitet, forderte Frankreich nichts, was unserem Handel schaden oder unsere Colonieen der Habgier Englands aussetzen konnte. Außerdem hatte die Republik auch den allgemeinen Frieden im Auge; Preußens und

Spaniens Neutralität ließen hoffen, daß er durch unsere Vermittlung bei dem Cabinet von Saint James erlangt werden würde. Aber dieses wollte davon nichts wissen. Der im Namen der Gerechtigkeit und gesellschaftlichen Ordnung unternommene Krieg war für England nur eine Sache der Leidenschaft und des Interesse. Unser Bündniß mit ihm war edel und uneigennützig. Stets bereit, die Absichten der Verbündeten zu fördern, war unsere Mitwirkung für England nie lästig; wir forderten niemals Unterstützung und Hülfstruppen von ihm, aber diese Mäßigung entwaffnete seinen Haß nicht. Stolz, indifferent, und wie gewöhnlich unzuverlässig, achtete es, wie zu erwarten stand, nie die freundschaftlichen Gesinnungen, welche Spanien, soviel es die Gesetze der Neutralität gestatteten, ihm stets zu zeigen bemüht war. Es wollte uns durchaus wieder in die Verwirrungen eines verderblichen Krieges mit hinein stürzen. Versprechungen, Drohungen, Schmeicheleien, Beleidigungen, Bitten, Intriguen, Versuche und Lockungen aller Art, Geld, soviel ich gewollt hätte, — Alles wurde angewendet; man wollte uns durchaus den Frieden rauben, der den kriegführenden Mächten doch nicht schaden konnte.

Ich klage hier die Nation nicht an; denn sie und das System ihres Cabinets sind zwei sehr verschiedene Dinge. Das Ministerium, ausschließlich mit dem Vortheil des Landes beschäftigt, verrieth deutlicher, als je, das Ziel, nach dem es strebte. Beherrscher des Meeres sollte England auch zu Lande herrschen, und das unermeßliche Monopol der Industrie und des Handels ausüben. — Die Beschwerden Spaniens waren keineswegs leere Spitzfindigkeiten, und bloße Vorwände, um mit England zu brechen; wie viele Ungehörigkeiten hatten wir ohne Klage ertragen, wie viele Züge von Undank, Wortbrüchigkeit, wie viele Beleidigungen während des Bestehens des Bundes erfahren. Die Unternehmung gegen Toulon, deren trauriges Resultat allgemein bekannt ist, und die, gut geleitet und dem angenommenen Plane gemäß ausgeführt, zu einem ganz anderen Ziele führen mußte, gab einen hinreichenden Beweggrund zum Bruch mit England ab. Nie hatten wir uns dem Bündniß angeschlossen, um einen Hafenplatz zu zerstören und die Arsenale der Französischen Marine zu plündern. Wir verloren ebenso viel, als Frankreich selbst; unsere Ehre war verletzt durch eine That, deren Mitschuldige wir zu seyn schienen. — Wir waren

Englands Bundesgenossen, und es hielt uns alle seine Operationen geheim; nie theilte es die errungenen Vortheile, wir trugen immer seine Verluste mit. Sie unterhandelten, mit wem sie wollten, ohne dabei an uns zu denken. Nicht durch sie erhielten wir die erste Nachricht von dem am 24. November 1794 mit Nordamerica abgeschlossenen Vertrage, in welchem unser Interesse nicht nur unbeachtet, sondern sogar dem Interesse Englands aufgeopfert war. Nach einer mit Lord St. Helens getroffenen besonderen Uebereinkunft sollten alle dem Feinde wieder abgenommenen Schiffe gegenseitig ausgeliefert werden. Wir hielten streng an dieser Uebereinkunft; aber England lieferte ein mit Gold beladenes Schiff (den San Jago, der von Lima kam), das es den Feinden wieder abgenommen hatte, nicht an uns aus. Unsere Kaufleute mußten sich von den Engländern allerhand Erpressungen gefallen lassen; die Engländer confiscirten die von uns für die Marine erkauften Gegenstände, welche uns auf Holländischen Schiffen mit unserer Flagge zugeführt wurden. Unsere Küsten wurden mit Contrebande überschwemmt, so daß unsere meisten Fabriken ganz danieder lagen. Fortwährend spionirten die Engländer an den Küsten unserer

Americanischen Besitzungen, um die Eingebornen zu gewinnen und unsern Handel auf beiden Hemisphären an sich zu ziehen. Und endlich, als wir uns zum dritten Feldzuge rüsteten, verweigerte uns England jede Hülfe. Wenn England während des Krieges so handelte, was stand uns bevor, da wir die Neutralität angenommen hatten? Dennoch ertrugen wir Beleidigungen über Beleidigungen, um dem allgemeinen Frieden, auf den man noch hoffte, kein Hinderniß in den Weg zu legen.

Aber von unserem Gesandten in London wurden uns fortwährend Mittheilungen über die feindlichen Gesinnungen des dortigen Cabinets gegen uns gemacht. Die gegen unsere Flagge begangenen Gewaltthätigkeiten bestätigten diese Nachrichten. Auf unsere Beschwerden darüber wurde uns geantwortet, daß in einem so gewaltigen Kriege es nicht zu ändern sei, wenn die gegen den gemeinsamen Feind zu nehmenden grosen Maßregeln auch die Nationen träfen, welche mit diesem Feinde in einiger Beziehung stehen. Darauf folgten Versprechungen für die Zukunft, von denen keine erfüllt wurde.

Glücklicherweise war ich auf den Bruch mit England gefaßt gewesen, und hatte die Gefahren voraus-

gesehen, welche unsere jenseit des Meeres belegenen Besitzungen nach der Aufhebung des Bündnisses mit England bedrohten. Ich gab zeitig die nöthigen Befehle. Alle Seeplätze wurden in guten Stand gesetzt, und unsere Arsenale reichlich ausgestattet ꝛc. Eingedenk des zwischen England und Nordamerica abgeschlossenen Vertrages, versuchte ich auch, mit den Vereinigten Staaten einen solchen Vertrag abzuschließen, und es gelang mir, indem ich unerwartete Vortheile zugestanden erhielt. Es war nicht ein bloßer Allianzvertrag, der zwischen uns zu Stande kam, es war eine förmliche Schiffahrtsacte, in welcher wir zum ersten Male die modernen Ideen über die Gleichheit der Rechte zur See und über die Maßregeln, welche die Humanität zur Verminderung der Leiden des Krieges vorschreibt, zur Anwendung brachten, was England bisher immer vereitelt hatte. Wie so vieles Andere aus meinem politischen Leben, ist auch dieser Vertrag unbeachtet geblieben. Er wurde am 27. October 1795 im Escurial, ohne einen andern Unterhändler, durch mich und den Bürger Th. Pinreney, unterzeichnet. Ein Jahr lang wurde er ganz geheim gehalten, und England erhielt erst nach der Publication (4. September 1796) Kenntniß davon.

Der Krieg gegen England wurde beschlossen, aber nicht durch mich allein, sondern erst nach sorgfältiger Berathung im Staatsrathe.

Ueberhaupt ist es ungegründet, daß meine Gewalt in Spanien die eines Vicekönigs oder ersten Ministers gewesen seyn soll, mit der ich Alles nach meinem Gutdünken und ohne irgend eine Controle hätte thun können, wie man wiederholt behauptet und endlich geglaubt hat. Ich könnte mir die Ehre gefallen lassen; denn es wäre kein geringes Verdienst, das Staatsruder so lange, durch so viele Klippen hindurch, bei so gewaltigen Stürmen glücklich gelenkt zu haben, da das Schiff erst später unter der Leitung meiner Feinde untergegangen ist. Doch will ich so wenig das Verdienst mir allein anmaßen, als allein für alle Fehler, die etwa begangen seyn können, verantwortlich seyn. Und so waren auch die beiden Beschlüsse, das Bündniß mit Frankreich und der Krieg gegen England, einstimmige des gesammten Staatsraths. Dieser war mehrere Male und immer nach Zwischenräumen zusammengekommen und hatte sich mithin nicht übereilt, sondern Zeit zur Ueberlegung gehabt. Man durfte die Aufmerksamkeit der fremden Minister nicht rege machen. Die gewöhnliche Zahl der Abstimmenden

würde noch durch mehrere Stabsofficiere, zwei Mitglieder des Raths von Castillien, zwei aus dem Indischen Rathe und einige tüchtige Diplomaten vermehrt. Nachdem ich die politische Stellung unsers Cabinets weitläufig auseinandergesetzt hatte, bat ich, von den Berichten unserer Gesandten in Paris, London und an andern Europäischen Höfen Notiz zu nehmen. Alle diese Berichte überzeugten uns von der redlichen Gesinnung der Republik gegen uns und Preußen, und davon, daß sie wirklich und ernstlich den allgemeinen Frieden wünschte; daß die zwischen ihr und Oesterreich Statt habenden Discussionen über die Restitution der eroberten Länder einen hartnäckigen und für Oesterreich sehr bedenklichen Krieg herbeiführen müßten; daß einige Siege Oesterreich, trotz seiner Schwäche in Italien, wo der republicanische Geist sich immer mehr verbreitete, zur Fortsetzung des Krieges ermuthigen würden; daß man bei der Lauheit der Gemüther in Deutschland kaum höchstens auf Sachsen, Baiern und Schwaben werde rechnen können; daß die Kaiserin von Rußland, damit die nordischen Mächte sich durch Krieg schwächten und sie selbst mächtiger in Europa wäre, es bei bloßen Versprechungen und Drohungen bewenden lassen werde;

daß England nur auf die Vergrößerung seiner Marine bedacht, sein Ehrgeiz ohne Grenzen war, und es die Absicht hatte, den Frieden zwischen Frankreich und Spanien zu stören, um letzteres zum Schauplatz des Krieges zu machen, wozu ihm Holland nicht mehr dienen konnte; daß England bei weitem weniger, als das Continent, darunter litt, wenn Frankreich noch einmal die schrecklichen Hülfsquellen anwendete, die es in den letzten Feldzügen geltend gemacht hatte, und endlich, daß dieser grundlose Krieg nur zum Vortheil Englands, Oesterreichs, oder am wahrscheinlichsten Frankreichs ausfallen konnte, und daß dann das bereits gestörte, aber noch nicht ganz verlorene Gleichgewicht ganz aufhören mußte. Schon beim Beginn der Unterhandlungen über den Baseler Frieden hatte Yriarte wiederholt geschrieben, daß es moralisch unmöglich sei, gleichzeitig den Frieden mit England und mit Frankreich zu erhalten. Er bemerkte dabei: bei der gegenwärtigen Lage der Dinge in Europa hätten wir nur zwischen zwei Uebeln zu wählen, und zwar das, welches die geringsten Gefahren bringe, und welches am wenigsten die Monarchie beunruhige und mit unersetzlichen Verlusten bedrohe. Die Fortsetzung des Krieges verlange ungeheure Opfer, während in einem

Kriege mit England die natürliche Stärke des Landes und der patriotische Eifer der Spanier genügen würden, England in Europa, wie in America, in Schranken zu halten.

Unser Gesandter in London beschwerte sich über die Verachtung, mit welcher sich Pitt über die Rechte der Neutralität und die edlen Absichten Spaniens ausspreche, indem er zwischen Neutralen und Feinden nur einen unbedeutenden Unterschied anerkennen wolle. Er berichtete ferner, daß in einer Sitzung des Ministeriums darüber verhandelt worden sei, daß man sich eines Spanischen Hafens bemächtigen, eine Armee dort landen lassen und dann Spanien den Frieden wieder anbieten und es nöthigen wolle, den Krieg mit Frankreich zu erneuern. In seinen weiteren Berichten schrieb er von Gerüchten in London, wonach man sich zu Feindseligkeiten gegen Spanien vorbereitete, und er erklärte, alle Hoffnung auf das Fortbestehen des Friedens zwischen uns und England verloren zu haben.

Dagegen berichtete aus Paris unser Gesandter, daß das Directorium die Besorgniß hege, es könne die in Spanien zu Gunsten Englands sich zeigende Oppositionspartei über die Redlichkeit Carls IV. den Sieg davontragen, oder der Einfluß dieser Partei,

welchen vielleicht die Furcht vor einem Bruche mit England verstärke, unser Cabinet wanken machen. Das Directorium wolle ein dem frühern Familienbündniß ähnliches Bündniß gern wieder mit uns errichten, ohne daß es daran denke, Spanien mit in den Krieg auf dem Continente zu verwickeln, während es zu einem Seekriege die Hülfe Frankreichs und Hollands anbiete.

Im Staatsrathe war man über folgende Puncte einig:

1. Die vor drei Jahren durch Frevel gegen Politik und Religion erregte Abneigung gegen Frankreich habe sich durch die Reaction Frankreichs selbst gegen die Anarchie und durch die Annahme eines geregelteren Regierungssystems, oder durch die Siege, welche die Republik befestigt hatten, vermindert, und ohne die dem König schuldige Treue zu verletzen, zeige die junge Generation eine lebhafte Vorliebe für Frankreich.

2. Der Baseler Vertrag habe, selbst bei den entschiedensten Gegnern der republicanischen Verfassung und der Französischen Revolution, allgemein Beifall gefunden, weil er die Furcht vor einer Invasion entfernt hätte.

3. Gegen England, welches uns den Frieden stören wollte, dessen Früchte man zu genießen anfing und der allgemeine Zufriedenheit verursachte, sei die Erbitterung allgemein; denn in den Handelsstädten hatte man sich, nach uns vorliegenden Berichten, zu Beiträgen zu dem für Verstärkung der Seemacht nöthigen Aufwände erboten und einzelne Piraten wollten Schiffe ausrüsten, um die unserer Flagge von Seiten Englands zugefügten Beleidigungen zu rächen.

Die Berichte der Geistlichkeit enthielten nur Segnungen wegen des Friedens mit Frankreich, welcher Thron und Altar gerettet habe; einige sprachen auch von England und warnten vor dessen Insinuationen, vorzüglich der ehrwürdige Erzbischof von Grenada, D. Juan Manel de Moscoso Peralta, ein geborener Americaner aus Arequipa, der als Bischof von Cusco in dem Aufstande des Tupac Amaro wichtige Dienste geleistet hatte, aber von seinen Feinden verläumdet, als Staatsverbrecher nach Spanien gebracht wurde, wo es ihm nach vielen erlittenen Demüthigungen gelang, seine Unschuld und sein Verdienst um den Sturz des Rebellen zu beweisen, worauf er zum Erzbischof ernannt wurde. Er machte besonders darauf aufmerksam, daß wir, wenn wir den

Einflüsterungen Englands folgen und den Krieg gegen Frankreich erneuern würden, eine gänzliche Umwälzung in America zu besorgen hätten.

Die Inquisition, die den Gang und die Wirkungen der Französischen Ideen in religiösen und politischen Dingen aufmerksam beobachtete, hatte bemerkt, daß dieselben während des Krieges sich rascher in Spanien verbreitet hätten, daß nach dem Friedensabschluß Frankreich seine doctrinäre Politik nicht mehr anwendete, und der Friede, statt den religiösen Eifer erkalten zu lassen, die Grundsätze des katholischen Glaubens befestigt hatte. — Uebrigens verlangte sie, daß man sie nicht hindern solle, das Unkraut zu vertilgen, daß man ihr die Hände nicht binden möge, und klagte mehrere verdiente Personen an. Wir antworteten darauf, daß das heilige Tribunal sich mit Maßregeln der Milde und Versöhnung begnügen und nicht länger durch übel berechnete Strenge Proselyten machen möge; die öffentlich angeschlagenen Entscheidungen und Verbote erweckten nur die Lust, die verbotenen Bücher zu lesen, und in dieser Hinsicht genüge es, aufmerksam zu seyn und der Regierung Rechenschaft abzulegen.

Der Staatsrath erhielt ferner auch eine Schrift

zur Beurtheilung, welche die Englische Partei in die Hände des Königs zu spielen gewußt hatte: „Mit jeder Macht Krieg, mit England Frieden!“ Diese Schrift predigte in heftigen Declamationen einen neuen Kreuzzug gegen die Republik, war aber, ohne mich zu nennen oder direct anzugreifen, nichts mehr, als ein erster Versuch meiner von England gewonnenen Feinde, mir das Vertrauen des Königs zu entreißen. Verschiedene Gründe ließen mit Sicherheit vermuthen, daß diese Intrigue von dem Herzog von Infantado ausging, der zuerst gegen mich in die Schranken treten wollte. Das Pamphlet wurde im Staatsrath auf meinen Antrag von Anfang bis zu Ende durchgelesen, und man erkannte, daß es nicht der Mühe lohnte.

Nach langer und sorgfältiger Erwägung und Prüfung aller Umstände wurden folgende Fragen gestellt:

1) Liefert die Lage Europens und das Benehmen Frankreichs gegen uns seit dem Baseler Frieden einen Grund, von dem der Republik gegenüber angenommenen Friedenssystem abzugehen? — Die einstimmige Antwort war verneinend.

2) Nöthigt uns die Furcht vor einem, von

England her drohenden Seekriege, nochmals die Waffen gegen die Republik zu ergreifen? — Nachdem man, nach gründlichen Berathungen diese Frage mit der Unterstellung, daß der Krieg gegen Frankreich oder England unvermeidlich sei, dahin verändert hatte, gegen welche von beiden Nationen man sich erklären müsse? — sprachen sich alle Mitglieder des Staatsraths gegen die letztere Macht aus. Denn der Krieg mit Frankreich, bloß zur Vermeidung des Krieges mit England unternommen, würde ungerecht seyn, und die Ehre des Spanischen Cabinets gestatte solche Rücksicht nicht. Wenn der Krieg mit Britannien unserm Handel schade, werde der Krieg mit Frankreich für alle Classen des Volkes nachtheilig seyn. Er erfordere die größten Opfer, und nur zu Englands Vortheil; er könne innere Unruhen zur Folge haben, die republicanischen Ideen wieder erwecken, und wenn das Glück uns nicht günstig wäre, die Grundpfeiler der Monarchie erschüttern, und die Rechte des Throns in Gefahr bringen.

3) Gesetzt, daß der Krieg mit England unvermeidlich ist, müssen wir ein Bündniß mit Frankreich eingehen? — Darüber war nur eine Stimme; denn Jedermann sah ein, daß Spanien bei dem Umfange

der Besitzungen, die es zu vertheidigen hatte, nicht im Stande seyn würde, ohne fremde Beihülfe mit Erfolg gegen England Krieg zu führen.

4) Worin soll das Bündniß mit Frankreich bestehen? Soll es ein reines Schutz- und Trutzbündniß gegen England seyn, oder dünkt es besser, den alten Familienvertrag wieder herzustellen? — Fast alle Mitglieder stimmten für das Letztere. Sie waren der Meinung, daß, da der Familienvertrag im Jahre 1790 auf unser Verlangen bestätigt worden sei, wir jetzt, wo die Republik es uns offerire, weniger guter Gesinnungen gegen die neue Regierung zu erkennen geben würden, und dürfe kein Mißtrauen zeigen, welches das kundgegebene Wohlwollen wieder erkalten lassen könne. Dem Zustand der Ungewißheit, als gegenwärtig unserem größten Uebel, sei ein Ende zu machen, und eine halbe Maßregel genüge nicht, weil wir dann durch England, wenn dieses künftig die Gelegenheit zu einem vortheilhaften Angriff auf uns benutzen sollte, das von Frankreich erbitten müßten, was wir jetzt mit mehr Stolz, als Klugheit ausgeschlagen hätten. Zwei bis drei Mitglieder des Rathes waren der Meinung, daß wir für den Fall, daß Frankreich jeden anderen, als den

wirklichen Familienvertrag einzugehen sich weigere, und England in der bisherigen Weise fortfahre, wir eine unabhängige Stellung behaupten, und beiden eine bewaffnete Neutralität gegenüber stellen müßten.

Diese Ansicht war durch den Einfluß der geheimen Anhänger Englands entstanden, und wenn sie durchging, war der Bruch zwischen Spanien und Frankreich unvermeidlich. Doch hatte auch die unbedingte Eingehung des Familienvertrags, wie alle übrigen Räthe sie verlangten, ihre Schwierigkeiten. Ich stellte dagegen vor, daß wir uns den verbündeten Mächten, mit denen wir im besten Vernehmen standen, verfeinden könnten. Indem sie die Republik bekriegten, wollten sie die Unabhängigkeit der Nation angreifen, und ein solcher Vertrag würde uns verpflichten, Frankreich in der Vertheidigung zu unterstützen. Hinsichtlich der bewaffneten Neutralität bewies ich aus vielen Beispielen, wie wenig die Neutralität bedeutet, wenn man zwischen zwei mächtigen Völkern steht, mit denen man selbst in unvermeidlicher Berührung ist, und wie man da fortwährend selbst von den Schlägen getroffen wird, die jene sich gegenseitig zufügen. Bei dem von England angenommenen Grundsatz: Wer nicht mit uns ist, ist gegen uns, und

bei Englands Uebermacht zur See, wäre zu erwarten, daß es, wie jetzt, so lange einen versteckten Krieg gegen uns führen werde, als es hoffen würde, uns zur Annahme eines anderen politischen Systems zu bestimmen; dann aber werde es zum offenen Kriege kommen. Nur bei Gleichheit, wo nicht Ueberlegenheit der Kräfte sei die Neutralität gegen einen Staat zu behaupten. Aber auch die Französische Regierung, von allen Seiten Angriffen preisgegeben, die ihre Existenz bedrohen, werde nicht gleichgültig Spanien sich rüsten sehen, Spanien, das, vor kurzem ihr feindlich gegenüberstehend, bei dem ersten Unfall, der die Französischen Waffen treffen konnte, zum Wiederanfang des Kriegs geneigt seyn mußte, und dessen König ein Bourbon war. Das erste Zeichen militärischer Vorbereitungen auf unsern Grenzen werde eine Kriegserklärung von Frankreich zur Folge haben. — Ich schlug endlich als unserer Ehre am meisten angemessen vor, daß der Vertrag dem früheren mehr oder weniger gleich kommend, abgeschlossen werden möge, ohne daß wir uns verpflichteten, mit Frankreich gegen eine uns befreundete Macht Krieg zu führen; daß wir nur gegen England mitzukämpfen uns verbindlich machen sollten,

weil dieß ein für Frankreich und uns gleich wichtiger Streit sei. Der ganze Staatsrath nahm meine Meinung mit Freude, mit einer Art von Enthusiasmus an, und jeder meiner Collegen zeigte aufrichtige Anhänglichkeit und lebhafte Theilnahme.

Unterdessen wurden die Umstände täglich critischer. Englands Betragen war offen feindselig. Aus America wurde uns gemeldet, daß die Engländer an verschiedenen Puncten eine drohende Stellung einnähmen. Sie landeten überall, spähten an allen Küsten, schmuggelten, und fast immer mit bewaffneter Hand, ihre Waaren ein, und was noch nie geschehen war, die Waarenballen enthielten aufrührische Schriften, falsche Zeitungen mit erdichteten Nachrichten von der Absicht Spaniens, einen Theil seiner Besitzungen in der neuen Welt an die Republik abzutreten. In Nordamerica erregten die am Missouri errichteten Factoreien, und der Eifer, mit welchem man sich dort festzusetzen suchte, gegründete Besorgnisse. Im Süden hatten sie sich der an sich unwichtigen früher Holländischen Colonie Demerary bemächtigt, und von da aus sich in den angrenzenden Spanischen Besitzungen viele Anhänger gewonnen. Auch aus la Plata, Peru und Chili kamen beunruhigende

Nachrichten. In den Antillen arbeitete England darauf hin, Uneinigkeit zwischen uns und Frankreich zu stiften, und erzählten, daß der Friede mit der Republik nicht mehr bestehe. Der Spanische Gouverneur von St. Domingo entschloß sich, über den Willen des Hofes in Zweifel und durch Drohungen erschreckt, die Republicaner mit der von England angebotenen Hülfe zurückzuweisen. Und so kamen eine Menge Gewaltstreiche und Vexationen vor, die man aufzuzählen nicht fertig würde. Im Mittelländischen Meere machten es die Engländer ebenso, ohne auch nur den Anschein von Freundschaft gegen uns zu suchen. Englisch-Corsische Piraten beunruhigten die Küsten von Catalonien; unser Handel war nicht mehr sicher; in den Händen Englands war Corsica ein Zufluchtsort für Freibeuter. Selbst die Schiffe der königlichen Marine erlaubten sich solche Frevel, respectirten unsere Flagge nicht, und nahmen unsere Güter unter dem Vorwand, daß es Französische seien, weg.

Dagegen drang die Republik immer mehr auf die Abschließung des Bündnisses, und suchte vortheilhafte Bedingungen zu erlangen. Die Unterhandlung zog sich in die Länge. Endlich, nachdem der Fran-

zösische Geschäftsträger lange Zeit den Familienvertrag zu Gunsten der Republik auszulegen gesucht hatte, erhielt er den Befehl, zu erklären, daß wir durch die Erneuerung des Vertrages nicht in die Kriege zu Lande verwickelt, noch gezwungen werden sollten, ein Contingent zu stellen, worüber ein geheimer Artikel zu dem Vertrage kommen solle, dessen Fassung dem König überlassen bleibe. — Diese Erklärung müßte uns über die Absichten des Directoriums hinsichtlich der geforderten Erneuerung des früheren Vertrags außer Zweifel setzen. Es war offenbar, daß die kriegführenden Mächte nur glauben sollten, das einzugehende Bündniß habe denselben Umfang, wie das frühere, wodurch sie sich zur baldigen Eingehung des Friedens bewegen lassen würden.

Es war bekannt, daß England im Norden von Europa und an den Küstenländern Italiens sehr geschäftig war, daß es Rußland zur Theilnahme an dem Kreuzzuge gegen die Republik zu bewegen suchte, wo dann dieser Koloß mit seiner ganzen Last die zur Neutralität geneigten Deutschen zur Theilnahme gezwungen habe, und nach dem Süden vorgedrungen seyn würde. Spanien selbst war vor einem

Continentalkriege nicht sicher, da es eine Invasion von Seiten Portugals zu fürchten hatte, wohin das Englische Cabinet eine Armee zu schicken beabsichtigte, um Spanien zum Wiederanschluß an das Bündniß zu nöthigen; in diesem Falle wäre Spanien ohne Zweifel der Schauplatz eines zerstörenden Krieges geworden, da Frankreich gewiß seine Armee, als befreundete oder feindliche hätte einführen wollen, um der Gefahr die Spitze zu bieten, und seine eigene Grenze zu decken. Das Directorium hielt eine Landung in Portugal nicht für einen unmittelbaren Angriff; aber es war zu seiner Kenntniß gekommen, daß das Englische Cabinet der Czarin das Erbieten gemacht hatte, indem es ihr auf Kosten Spaniens einen Hafen im Mittelländischen Meere offerirte. Dabei waren die Balearen genannt worden, eine Lockspeise, welche zu verführerisch war, um den Ehrgeiz Catharinens nicht zu reizen. So drohten Spaniens Feinde von allen Seiten, wenn es neutral bleiben wollte, während das Bündniß mit Frankreich jene Pläne bedenklicher machen, und die kriegerische Stellung Spaniens das Portugiesische Gouvernement bestimmen mußte, sich nicht den Einflüsterungen Englands hinzugeben. Endlich war es nöthig, die Un-

terhandlungen möglichst zu beschleunigen, da bei längerem Zögern nur England gewann; denn seine Anhänger in Spanien gründeten Hoffnungen darauf, und die Resultate der gemeinschaftlichen Thätigkeit der Französischen, Holländischen und Spanischen Seemächte wurden länger entbehrt.

Doch übereilte ich mich nicht, weil ich die Monarchie nicht ungewissen Zufällen und späteren Streitigkeiten aussetzen wollte. Das Directorium wollte die Abschliessung des Vertrages nur, um in dem Kampfe gegen England von uns unterstützt zu werden; ich benutzte diese Stimmung, um alle möglichen Vorsichtsmaßregeln für die Zukunft zu nehmen, und nicht später in die Continentalkriege verwickelt zu werden. Daher übergab ich Perignon als Ultimatum unseres Hofes mit Zustimmung des Königs und des gesammten Staatsrathes eine Note, worin erklärt wurde:

1) Daß der König nur ein Bündniß gegen den gemeinschaftlichen Feind, der die Meere tyrannisire, und die Politik Europens vergifte, abschließen wolle. Alles, was den Krieg von 93 bis 95 veranlaßt habe, solle vergessen seyn. Frankreich werde wieder Spaniens Freund und Bundesgenosse. Daher sei der

König bereit, alle Bedingungen zu unterschreiben, welche das gegenseitige Interesse beider Nationen fördern können, ohne eine andere Einschränkung, als die, welche die Ehre und eine gerechte Reciprocität, seinen früheren Bundesgenossen gegenüber, die sich nicht als seine Feinde zeigten, zur Pflicht machten.

2) Der König sei überzeugt, daß das Directorium diese Gesinnungen billigen werde, und auf keine Weise die Basis verändern wolle, welche er dem Vertrage zu Grunde legen müsse.

3) Die Erneuerung des früheren Familienvertrages würde den König in eine offenbar feindliche Stellung denjenigen Staaten gegenüber bringen, welchen der dem Vertrage beizufügende beschränkende Artikel geheim bliebe. Und wenn dieser Artikel auch Spanien vor Frankreichs Ansprüchen auf Unterstützung gegen diese Mächte sicher stellte, so würden diese letzteren doch in dieser Hinsicht über die Absichten Sr. Majestät in Zweifel seyn müssen.

4) Wenn das Schutz- und Trutzbündniß sich dagegen bloß auf den Seekrieg gegen Großbritannien beschränke, und die übrigen Mächte, über die Spanien sich nicht zu beschweren hätte, ausdrücklich ausgenommen würden, dann würden diese dem Spani-

schen Cabinet vertrauen, der König, wie Frankreich es von Anfang an gewünscht habe, auch ferner als Vermittler auftreten können, in welcher Eigenschaft er bereits mannichfach gewirkt habe.

5) Wenn hingegen Spanien mit Frankreich gegen dessen sämmtliche Feinde gemeinschaftliche Sache zu machen scheinen würde, so stehe zu erwarten, daß England hierin einen Beweggrund, die übrigen Mächte zur Kriegserklärung gegen Spanien zu bestimmen, finden, und die Einmischung Rußlands, wie die Landung in Portugal eintreten würde.

6) Bei streng behaupteter Neutralität gegen die nicht offensiven Mächte werde aber Spanien einen etwaigen solchen Angriff von Portugal aus, wenn er ja gewagt werden sollte, leicht zurückschlagen können, da wie die Regierung, so die ganze Nation den Frieden mit der Republik vor Allem wünsche, und einen solchen Angriff mit um so größerem Eifer abzuwehren bereit seyn werde.

7) Diese günstige Stimmung des Volkes für Frankreich könne aber leicht verschwinden, wenn man neben dem allgemein für nothwendig und gerecht erkannten Krieg gegen England, auch noch in die Continentalkriege verwickelt, zu größeren Opfern

genöthigt zu werden befürchten müßte. Diese, wenn auch irrthümliche Furcht werde bei Lesung des Vertrages entstehen, wenn jener Artikel nicht darin aufgenommen würde, und geheim bleiben sollte. Nur aber in der günstigen Stimmung der Nation sei eine sichere Garantie für die Aufrechterhaltung des einzugehenden Bündnisses zu suchen.

8) Das Handelsinteresse Spaniens und Frankreichs wolle, daß ersteres gegen die übrigen Landmächte eine strenge Neutralität behaupte. Die unvermeidlichen Verluste in einem Seekriege mit England würden durch die Vortheile des Handels mit den anderen Nationen aufgewogen werden. Mit der neutralen Flagge Spaniens werde Frankreich seinen Handel forttreiben können, während, wenn Spanien nach dem Inhalt des Vertrags überall als Feind angesehen werde, beide Nationen im Handel gehemmt seyn würden.

9) Der König werde bei der Portugiesischen Regierung Alles aufbieten, um sie zu bestimmen, daß sie das Englische Joch abschüttele, oder wenigstens der Republik gegenüber, das System der Neutralität annehme; dieß sei freilich jetzt Alles, was von dem König von Portugal erlangt werden könne.

Uebrigens sollten alle Artikel des alten Familienvertrags, so weit sie den gegenwärtigen Umständen angemessen seien, und mit den angegebenen Beschränkungen, in den neuen Vertrag aufgenommen werden.

Diese Erklärung gelangte nach Paris. Mochte es nun aus Ueberzeugung geschehen, oder bloß in der Absicht, das Englische Cabinet zu demüthigen, oder weil ich mich so bestimmt erklärt hatte, die Französische Regierung willigte ein, daß der beschränkende Artikel wie alle übrigen veröffentlicht werden sollte; doch verlangte man, daß der Artikel so gefaßt werde, daß sich die Beschränkung nur auf die Neutralität gegen die mit Spanien wirklich in Frieden lebenden Mächte zu beziehen schiene. Dieß wurde zugestanden, in einem geheimen Artikel aber die gegenseitige Erklärung gegeben, daß der Vertrag nur in Bezug auf den Seekrieg gegen England verbindlich seyn solle.

Nach sorgfältiger Berathung im Staatsrathe erhielt ich den Befehl, den Vertrag zu unterzeichnen. Dieß geschah zu St. Ildefonso am 18. August 1796, und es lautete darin der 18. Artikel: „Da England die einzige Macht ist, von welcher Spanien

directe Beleidigungen zugefügt worden sind, so ist gegenwärtiges Bündniß gegen diese Macht gerichtet, und Spanien bleibt in Bezug auf alle übrigen Mächte, welche mit der Republik in Krieg verwickelt sind, neutral." Am 18. August 1796 wurde der Krieg gegen England, und ein Monat und einige Tage später der Vertrag mit Frankreich öffentlich bekannt gemacht. [1])

Man hat behauptet, daß wir uns durch dieses Bündniß unter die Oberherrschaft Frankreichs begeben hätten. Aber in der That, wenn in Bezug auf gegenseitige Leistungen eine von beiden Nationen sich zu beklagen gehabt hätte, so wäre es Frankreich gewesen. Jede andere Regierung würde uns der Lauheit und des Egoismus beschuldigt haben.

Nach der Veröffentlichung der Kriegserklärung und des Vertrags zog sich die Brittische Seemacht aus dem Mittelländischen Meere zurück, und Sir John Jervis verließ Gibraltar, mehr um zu observiren, als

---

1) In den folgenden Capiteln sind Rechtfertigungen der Vertragsabschließungen, gegen Muriel, Foy und Pradt gerichtet, enthalten. Sie sind weniger mehr als Wiederholungen des früher Gesagten.

um die Geschwader von Toulon und Cadix, welche sich in dem letztgenannten Hafen vereinigen sollten, zu bekämpfen. Jervis war außer Stande, Hülfstruppen nach Portugal zu schicken, ehe die von ihm erwartete Verstärkung ankam. Das erste Unternehmen, an welches die Französische Regierung dachte, war ein Angriff auf die Küste bei Lissabon und Oporto. Nichts wäre leichter gewesen, als mit den vereinigten Geschwadern von Toulon und Cadix auf dem Tago bis nach der Hauptstadt vorzudringen und die Auslieferung aller die Küste von Portugal deckenden Handelsschiffe mit den ungeheuren Vorräthen zu erzwingen. Jervis war nicht stark genug, dieß zu verhindern. Dasselbe konnte an der Mündung des Duero geschehen, und Britannien hätte dadurch einen grosen Nachtheil gehabt. Doch ging ich nicht auf den Plan ein, und beging vielleicht einen großen Fehler, indem ich so die Politik der Moral nachsetzte. Mich genau an den Vertrag haltend, war ich der Meinung, daß man nicht, unter dem Vorwande eines Angriffs auf den gemeinsamen Feind, Spanische mit Französischen Truppen in ein Land einrücken lassen dürfe, welches nicht Spaniens erklärter Feind war. Gegen die Gründe des Directoriums erklärte ich, daß Carl IV. die In-

vasion in ein gegen uns neutrales Land, dessen Hof mit dem unsrigen so nahe verwandt sei, unangenehm seyn und ihm den Vertrag zuwider machen müsse. Die Französische Regierung gab hierauf den Plan auf, und der 18. Vertragsartikel erhielt dadurch eine größere Bedeutung. Dabei muß noch bemerkt werden, daß Portugals Betragen gegen uns unter dem fortwährenden Einflusse Frankreichs keineswegs das eines Freundes war.

Uebrigens war das Directorium auch da, wo es nach dem Vertrage unsern Beistand fordern konnte, sehr bescheiden in seinen Ansprüchen, und behielt diese Mäßigung auch bei, da ich bereits aus dem Ministerium geschieden war. Spanien leistete keine Art von Unterstützung in den Feldzügen gegen Irland und Aegypten. Zweimal, 1797 und 1798, forderte das Directorium, daß wir mit gegen Portugal ziehen, oder wenigstens seinen Truppen den Durchzug gestatten sollten. Wir verweigerten es, und Frankreich nahm unsere Vermittelung an. Ein vortheilhafter Friede sicherte Portugals Ruhe; aber die von England beherrschte Regierung wollte den Vertrag nicht vollziehen.

Es ist bekannt, wie sehr die Französische Regierung die Verwendung Carls IV. für die Häuser Parma und Neapel berücksichtigte, und daß der Papst zweimal durch die Vermittelung Spaniens gerettet wurde. Davon zeugt ein Brief Bonapartes an unsern Gesandten in Rom, D. J. N. de Azara:

„Die Vermittelung Sr. kathol. Majestät, des Königs von Spanien, hat den von Ihnen gewünschten Erfolg gehabt. Sie finden hierbei die Artikel des vor zwei Stunden zwischen der Republik und dem Papste zu Stande gekommenen Friedensvertrages; ich bedauere, daß Ihnen die Umstände nicht gestattet haben, der definitiven Vertragsabschließung beizuwohnen. Vor acht Monaten hatten Sie Rom durch den Bologner Waffenstillstand gerettet; hätte man Ihrem Rathe gefolgt, so würde man sich nicht den Gefahren eines unsinnigen Krieges ausgesetzt haben. Da aber jetzt die Erfahrung ihn schätzen gelehrt hat, so zweifele ich nicht, daß Se. Heiligkeit erkennen wird, wie wichtig es für die öffentliche Ruhe und die Erhaltung des Friedens ist, daß Sie schleunigst nach Rom zurückkehren. Ich meinerseits wünsche es lebhaft. Ich bin überzeugt, daß Ihre Gegenwart viel dazu beitragen wird, die friedlichen Gesinnungen zu

befestigen, von denen der heil. Vater sich fortan nicht mehr entfernen darf.

Empfangen Sie die Versicherung meiner Achtung ꝛc. Bonaparte."

(Mehrere Biographen haben erzählt, daß ich ein Schreiben des Papstes, in welchem derselbe nach seinem Beitritte zur Italienischen Ligue, Carl IV. zum Bruch des Baseler Friedens aufforderte, mit beleidigender Persiflage beantwortet und diese Antwort im Publicum verbreitet habe. Das Wahre an der Sache ist, daß durch die Partei, welche den Krieg wünschte und mich verhaßt machen wollte, eine verfälschte Abschrift meines ministeriellen Schreibens in Madrid verbreitet worden war, die ich sofort confisciren ließ, sowie ich nachher die Bekanntmachung meines ächten Briefes anordnete, als dieselbe dem Papste nicht mehr schaden konnte).

Von den vielen Beispielen der Rechtlichkeit, mit welcher die Französische Regierung in Geldangelegenheiten verfuhr, will ich nur eines erzählen. Gegen das Ende des Jahres 1801 landeten zwei Schiffe von den Philippinen an der Küste von Isle de France, und baten um eine Escorte; sie waren mit Gold und Waaren zum Werthe von etwa 6 Millionen Piastern

beladen. Eben sollten zwei Kriegsschiffe von dort nach Frankreich abgehen. Der Gouverneur gestattete, daß dieselben unsere Schiffe begleiten durften; doch forderte er dafür die Summe von 2 Millionen Franken als Anlehen, dessen die Colonie gerade bedurfte. Der Antrag wurde angenommen und unsere Schiffe erhielten Geleit bis Spanien. Bloß mit dem Schutze der anvertrauten Schiffe beschäftigt, benutzten die Französischen Fregatten keine der sich darbietenden Gelegenheiten, Beute zu machen, und ihre wichtige Sendung wurde durch die Begleitung verzögert; auch war die Anleihe nur bei der Privatgesellschaft gemacht und nicht bei der Spanischen Regierung. Dennoch, als im J. 1802 unser Gesandter in Paris gelegentlich das Darlehn erwähnte, indem er bemerkte, daß es eine theure Escorte gewesen sei, erklärte der erste Consul auf der Stelle, daß das Geld restituirt werden würde, und es wurde auch wirklich wenige Tage später aus der Staatscasse ausgezahlt. — —

In dem Kriege mit England, welcher über zehn Jahre lang dauerte, verloren wir nicht mehr, als eine einzige Insel vom 2. oder 3. Range, die Insel Trinidad, und dieser Verlust kann der Regierung nicht zur Last gelegt werden. Die Insel war hinlänglich

besetzt, und unter dem Gouverneur D. José Marie Chacon in den besten Händen. Aber es gelang den Engländern, einen Theil der Colonisten besorgt zu machen, oder sonst zu gewinnen, da unter denselben eine Menge fremder Abenteurer waren, die ihr Vermögen mehr als ihr Adoptivvaterland liebten. So kam es, daß die Insel sich ergab.

Von diesem zweideutigen Triumphe abgesehen, wurden alle Angriffe der Engländer auf unsere Besitzungen in Spanien und America zurückgeschlagen. Die Verschwörung zu Caracas mißlang gänzlich. Von der Küste von Guatimala, welche die Engländer eine Zeit lang besetzt hielten, wurden sie bald mit großem Verlust vertrieben. Die gegen die Philippinen ausgerüstete Flotte ward eine Beute des Sturmes, und England soll bei diesem Unternehmen einen Verlust von mehreren Millionen Pfund Sterling (? Piastern vielleicht) erlitten haben. Später machten sie einen Angriff auf die Insel Puerto-Rico; unser Widerstand war glänzend, und der Feind war nach vierzehntägigem Kampfe zum Rückzuge genöthigt. Hierauf folgte der Angriff auf Teneriffa, den Nelson leitete; er verlor dabei seinen Kriegsruhm und seinen Arm. Wenige Tage vorher war er als Contreadmi-

ral bei dem Bombardement von Cadix, und gab sich unerhörte Mühe, sich unseres Geschwaders zu bemächtigen, oder es in Brand zu stecken. Unsere unerschrockenen Seesoldaten und die Treue der Einwohner nöthigten den Feind, von seinem kühnen Unternehmen abzustehen.

Im August 1800 wollten die Engländer zu Lande die feste Stadt Ferrol angreifen, um einen Theil unserer Marine zu zerstören. Es war ihnen bekannt, daß ich unsere Landmacht wegen des durch meine Vorgänger herbeigeführten schlechten Zustandes unserer Finanzen auf die Hälfte des vorigen Effectivbestandes reducirt hatte. Sie landeten mit 15,000 Mann, wurden aber nach zweitägigem Kampfe zurückgeschlagen, und gingen am 26. und 27. August wieder zu Schiffe. Für diese Niederlage wollten sie an der unglücklichen Stadt Cadix, wo damals das gelbe Fieber herrschte, Rache nehmen. Sie waren grausam genug, die Stadt in dieser schrecklichen Lage anzugreifen, und unverschämt genug, die Auslieferung der Schiffe zu fordern. Die Kranken selbst wollten an der Vertheidigung Theil haben, und die Engländer trugen von dem Unternehmen nichts, als die Schande davon, daß sie gegen ein edles und sterbendes Volk

unnütze Feindseligkeiten ausgeübt hätten. — Zur See erlangten die Engländer nur einen einzigen Vortheil über uns, den Sieg des Admiral Jervis bei dem Cap St. Vincenz (Februar 1797). Doch wurden ihnen auch hier vier Schiffe fast gänzlich zerstört. Unwichtig war die Wegnahme einiger aus America kommenden Gallionen, deren Inhalt sie für die erlittenen Verluste keineswegs entschädigen konnte.

Während der sechs Jahre meines Ministeriums wurde der Aufwand, welchen die lange Crisis und die Erhaltung der Unabhängigkeit Spaniens erforderte, immer auf rechtmäßige Weise aufgebracht. Von gewissen Renten wurde eine mäßige und bloß temporäre Abgabe erhoben. Alle Ausfertigungen der Behörden wurden mit dem Stempel versehen, dessen Preis sich nach dem Preise des in Frage stehenden Gegenstandes richtete. Die Armen waren ganz frei davon. Dem Volke wurde keine persönliche Steuer auferlegt, und es wurden vielmehr die früheren herabgesetzt. Von den Besoldungen der Angestellten, wenn sie über 8000 Realen betrugen, wurden während der drei Jahre des Krieges mit Frankreich vier Procent abgezogen. Viele Stellen wurden eingezogen,

und überhaupt in allen Zweigen der Verwaltung die strengste Oeconomie eingeführt.

Außerdem wurden mehrere Nationalanleihen gemacht, nämlich:

1) Nach einem königlichen Ausschreiben vom 16. Januar 1794. — 16 Millionen Piaster. — Sie wurde nach langer und sorgfältiger Berathung im Staatsrathe gemacht, und die Schuldscheine stiegen alsbald im Werthe, wodurch sich das Vertrauen zu der Regierung, der Ueberfluß an Capitalien, und die Pünctlichkeit in Bezahlung der Interessen und Abtragung der Schuld kundgab. In dieser Anleihe waren auch die unter der früheren Regierung gemachten Schulden begriffen. Zur successiven Tilgung wurden bestimmte Fonds gebildet, bestehend aus einer Steuer von 10 Procent von dem Ertrage der Communalgüter und dem Zolle vom eingebrachten Gelde. Dieß gab eine jährliche Einnahme von mehr als 1 Million Piaster.

2) Nach einem königlichen Schreiben vom 8. September 1794 wurde die Anleihe auf 18 Millionen Piaster erhöht, und der Amortisationsfonds um eine Million vergrößert.

3) Um der, unter seiner und den früheren Re-

gierungen entstandenen Staatsschuld gänzliche Sicherheit zu geben, und den Aufwand auf den Brittischen Krieg bestreiten zu können, machte Carl IV. eine, nach dem Willen der Capitalisten bezahlbare Anleihe.

4) Nach einer Bekanntmachung vom 4. März 1795, in welcher es hieß: „Ich habe befohlen, für 30 Millionen Piaster Papiere auszugeben, und zwar 21 Millionen in Scheinen von 150 und 9 Millionen in Scheinen von 600 Piastern, die Interessen sind 4 Procent." — Gleichzeitig hatte der Papst auf Antrag 36 Millionen Realen, die der Spanische und Indische Clerus als außerordentliche Hülfsgelder einmal im Jahre, und 30 Millionen, die derselbe als gewöhnliche Hülfsgelder fortentrichten sollte, zugestanden, und gestattet, daß die Einkünfte von geistlichen Würden und Pfründen, welche, so lange das Bündniß dauere, vacant würden, zum Nutzen des Staatsschatzes und Tilgung der Schuld verwendet würden. Aus dieser Zeit hauptsächlich aber datirt sich der Haß und die Verleumdung meiner Feinde.

5) Unterm 31. Juli 1795 wurden 240 Millionen Realen, in 12 Jahren abzutragen, aufgenommen.

6) Unterm 15. Juli 1797 wurde mit denselben Bedingungen wie die früheren eine neue Anleihe

von 100 Millionen Realen gemacht, für welche das Stempelpapier als specielle Hypothek bestellt wurde. Der Zudrang zu dieser Anleihe war so groß, daß der König sich genöthigt sah, dieselbe um 60 Millionen Realen zu erhöhen.

(Fortsetzung folgt.)

---

## 2.

## Betrachtungen über den Bau von Eisenbahnen durch Actiengesellschaften.

Was vor wenigen Jahren noch als eine ferne und ungewisse Hoffnung erscheinen mußte, das sehen wir nun auf eine überraschend schnelle Weise sich verwirklichen. Kaum sind die Schranken gefallen, welche bisher der commerciellen Einigung der Deutschen Lande entgegenstanden, so erwacht ein neuer frischer Lebensmuth in allen Gauen unseres Vaterlandes und überall zeigt sich ein reges Streben in der Gewerbswelt, sich der Vortheile, welche der Zollverband gewährt, nach allen Seiten hin zu bemächtigen. Als ein nothwendiges Complement unserer Zollvereinigung nimmt vorzüglich in der neuesten Zeit die Begrün-

dung eines umfassenden Eisenbahnsystems die allgemeine Aufmerksamkeit in einem hohen Grade in Anspruch. Die Hoffnungen, welche man darauf baut, sind ohne Zweifel in mancher Beziehung übertrieben; wir werden, wenn erst ein Theil der zahlreichen projectirten Bahnen vollendet seyn wird, über manche bittere Täuschung, über manchen schweren Verlust klagen hören. Denn bei dem Schwindel, der ganze Gegenden ergriffen hat, bei dem ungemessenen Streben so vieler Tausende, sich um jeden Preis einen Anspruch auf die dereinst zu hoffenden Gewinne zu erkaufen, werden klugberechnende Menschen denen, in deren Besitz die rasch von Hand zu Hand gehenden Actien endlich bleiben, nur einen geringen Theil von dem wirklich aus dem Unternehmen entspringenden Gewinn zu Gute kommen lassen. Allein ungeachtet dieser, der jetzigen Lage der Sache nach unvermeidlichen Täuschungen vieler Capitalisten, dürften die Wirkungen eines wohlbemessenen allgemeinen Eisenbahnsystems, durch welches die wichtigeren Verkehrspuncte Deutschlands unter einander und mit den benachbarten Europäischen Ländern in Verbindung gebracht werden, in die Entwickelung unseres ganzen geselligen Lebens, in commerzieller, politischer und

moralischer Hinsicht tiefer eingreifen, als die mit Berechnung der zu hoffenden Dividenden beschäftigte große Masse zu ahnden scheint.

Flüsse, Canäle und Straßen sind die Lebensadern eines Volkes, und sowie für den menschlichen Körper ein nach allen Theilen hin ungestörter Blutumlauf zu einem kräftigen Gedeihen erfordert wird, so müssen auch die großen Communicationswege eines Volkes eine freie und rasche Circulation gestatten, wenn sich ein gesundes Volksleben entwickeln soll.

Auf die Belebung unserer größern Wasserstraßen hat die Benutzung der bewegenden Kraft des Dampfes schon einen erfreulichen Einfluß auszuüben angefangen; auf dem Rhein allein ist der jährliche Personenverkehr auf der Strecke zwischen Mainz und Coblenz in wenigen Jahren von 6000 auf mehr als 100,000 gestiegen, und auf der Donau werden sich ohne Zweifel die kürzlich gestifteten Dampfschiffahrtsgesellschaften in Ulm, Regensburg und Wien bald eines ähnlichen Wachsthums des Verkehrs zu erfreuen haben. Der durch die weise Vorsorge unserer Regierungen von Beschränkungen und Abgaben, den belästigenden Stapel- und Umschlags-

rechten, sowie den vielfachen Zöllen immer mehr befreite Gebrauch der großen Wasserstraßen wird diesen Communicationsmitteln, zu denen nun auch bald der große Donau-Maincanal kommt, eine stets wachsende Wichtigkeit geben.

Ebenso haben die im Laufe der letzten vierzig Jahre nach allen Richtungen hin angelegten Chausseen bereits unverkennbar auf die Gewerbs- und Verkehrsthätigkeit in Deutschland einen mächtigen Einfluß gehabt, indem sie den Binnenländern annähernd dieselben Vortheile der leichten Communication verschafften, welche den an den Seeküsten und den schiffbaren Flüssen gelegnen Gegenden selbst dann, wenn die productiven Kräfte derselben geringer waren, als die der Binnenländer, einen so großen Wohlstand zuwandten.

Unendlich größer müssen aber die Wirkungen seyn, welche die durch Wohlfeilheit und Schnelligkeit des Transportes die gewöhnlichen Kunststraßen so sehr übertreffenden Eisenbahnen, insbesondere bei Benutzung der Dampfkraft, auf den wachsenden Gewerbsfleiß und Wohlstand Deutschlands haben müssen.

Für den Austausch der Producte ist ohne Zweifel die größere Wohlfeilheit des Transpor-

tes von ungleich größerer Wichtigkeit, als die Schnelligkeit desselben. In dieser Beziehung wird der Wassertransport zwar immer vortheilhafter als der Landtransport bleiben. Daher denn auch der Donau-Maincanal schwerlich etwas von der gefürchteten Concurrenz mit Eisenbahnen zu fürchten hat; nicht überall aber hat die Natur Wasserstraßen bereitet oder deren Anlegung erleichtert, und wo dieß nicht der Fall ist, werden Eisenbahnen, wenn anders nur ein hinreichend lebhafter Verkehr den höhern Aufwand für die Anlegung durch den geringern Aufwand für die bewegende Kraft ersetzt, vortheilhaft seyn.[1]) Mit

---

1) Die Anlagekosten einer Chaussee sind natürlich nach Verhältniß der zu überwindenden Schwierigkeiten, der örtlichen Preise des Materials, des Tagelohns u. s. w. sehr verschieden. Nach Rau, Volkswirthschaftspflege S. 294 dürfte man vielleicht 20,000 Thlr. als Durchschnittssumme für eine Deutsche Meile von 32,000 Leipz. Fuß annehmen. Nach dem Leipziger Voranschlag würde eine Meile Eisenbahn ungefähr 160,000 Thlr., und nach Verhältniß der Kosten der Nürnberg-Fürther Bahn ungefähr 134,000 Thlr. kosten, also 6⁷⁄₁₀ bis 8 mal mehr als eine Chaussee. Dagegen erspart man

der Wohlfeilheit des Transportes muß sich nothwendig die Größe des Verkehres heben, da bei einem wohlfeilen Transport viele Producte transportabel werden, deren Gebrauch sich sonst auf engere Grenzen beschränkte. Die Production wird durch den vermehrten oft ganz neu entstehenden Absatz ermuthigt, die Industrie durch leichtere Beziehung der Urstoffe beflügelt, und die Consumtion durch Verwohlfeilerung ihrer Bedürfnisse geweckt werden. Recht interessante Bemerkungen über diese Wechselverhältnisse finden sich in dem dritten Bericht des Eisenbahn-Comité zu Leipzig, wo nicht nur im Allgemeinen darauf hingewiesen, und durch die Erfahrungen in verschiedenen andern Ländern dargethan wird, wie der leichtere, wohlfeilere Transport die productiven Kräfte eines Volks in jeder Beziehung erhöht, und wie Handel, Gewerbe und Ackerbau, ja selbst der Stand der gemeinen Tagelöhner seinen Antheil an dem Gewinne

---

durchschnittlich beim Eisenbahntransport etwa $^{7}/_{8}$ der bewegenden Kraft, bei ganz horizontaler Lage der Bahn sogar $^{11}/_{12}$, und dieß ist bei einem lebhaften Verkehr hinreichend, um die 6 bis 8 mal höhern Interessen des Anlagecapitales zu decken.

zieht, sondern auch die einzelnen Producte Sachsens mit Angabe der Preise aufgezählt werden, für deren Vertrieb durch einen wohlfeilern Transport ein Aufschwung erwartet werden kann. Die Steinkohle, dieses für unsere Industrie so unentbehrliche Material, nimmt die erste Stelle darunter ein.

Neben der Wohlfeilheit ist aber auch die Schnelligkeit des Transportes von Waaren nicht ohne Bedeutung. Abgesehen davon, daß durch einen schnellen Transport manche Producte in weitern Entfernungen transportabel werden, wird durch denselben ein schnellerer Umsatz des Betriebscapitals möglich. Die Zeit, welche der langsamere Transport kostet, geht für den Besitzer der Waaren nutzlos verloren. Zwischen Leipzig und Dresden kostete der Transport durch Frachtfuhre bisher drei volle Tage; man gedenkt den Weg künftig in 3 bis 4 Stunden zurückzulegen, so daß also $^{11}/_{12}$ der Zeit erspart würden. Nehmen wir dieß als das allgemeingeltende Verhältniß der Zeiterspariß an, so würden also $^{11}/_{12}$ der Interessen, welche durch den Transport bisher von dem Werthe der versendeten Waaren verloren gingen, durch die Eisenbahnen erspart werden; gewiß, wenn man die Millionen berechnet, die täglich auf unsern

Landstraßen im Transport begriffen sind, keine unbeträchtliche Summe! Und wie viele andere Vortheile knüpfen sich nicht an die Schnelligkeit des Transportes. Man denke nur an die unsere großen Messen beziehenden Kaufleute, für die durch den langsamen Transport so viele Zeit verloren geht. Die bei einem wohlberechneten Eisenbahnsysteme mit der Schnelligkeit verbundene Regelmäßigkeit des Transportes steigert diese Vortheile noch sehr, und dürfte dem Waarenhandel in mehrfacher Beziehung eine veränderte Gestalt geben, indem z. B. der regelmäßigere Zufluß von Waaren das Anhäufen größerer Vorräthe im Innern des Landes unnöthig macht, ein Detailgeschäft also mit einem viel kleinern Capital betrieben werden kann.

Augenscheinlicher tritt die Wichtigkeit der Zeitersparniß beim Personentransport hervor. Durch Verkürzung der Dauer der Reisen wird eines der hauptsächlichsten Hindernisse derselben weggeräumt, und daher kommt es auch, daß sich der Personentransport auf allen Routen, wo man Eisenbahnen angelegt hat, selbst wo ein wohlfeilerer Wassertransport daneben besteht, über alle Erwartung gehoben hat. Wie bedeutend der Gewinn an Arbeitstagen für die Ge-

werbswelt ist, möge folgende Berechnung veranschaulichen. Zwischen Dresden und Leipzig schlägt man den bisherigen Personenverkehr auf 44,800 Menschen an, von denen 7000 den Weg mit der Eilpost in 1 Tage, 3000 mit der Fahrpost in 1 $^1/_2$ Tagen, und die übrigen durch andere Gelegenheit in 1$^1/_2$ bis 2 Tagen zurücklegten. Nehmen wir nun an, daß jeder Reisende, bei der in Zukunft 3 bis 4 Stunden dauernden Fahrt, einen Tag im Durchschnitt erspart, so wären durch diese einzige Eisenbahn 44,800 Arbeitstage gewonnen. Die meisten Reisenden gehören nicht dem bloßen Tagelöhnerstande, sondern den mittlern und höhern Gewerbsclassen an, bei denen ein Arbeitstag mindestens auf einen Gulden, vielleicht im Durchschnitt auf einen Thaler anzuschlagen ist; es dürfte also der jährliche Gewinn auf 44,800 Gulden bis so viele Thaler zu berechnen seyn.

Auf diese Weise ließe sich noch Manches auf Zahlen zurückführen, und so ein Maßstab für die Beurtheilung einzelner Verhältnisse des gewerblichen Lebens gewinnen. Doch der Einfluß der Eisenbahnen wird nicht auf das Reich sinnlicher Bedürfnisse beschränkt bleiben. Gelingt es uns, durch dieselben und durch die bewegende Kraft des Dampfes die

Entfernungen zu vernichten, welche bisher Stadt von Stadt und Land von Land trennten, so wird sich ein geistiger Verkehr, eine lebendige Wechselwirkung zwischen den Völkern unseres Erdtheils entwickeln, welche einen unberechenbaren Einfluß auf das ganze Leben der Menschen, ihre Intelligenz, ihre politischen und religiösen Grundsätze ihren sittlichen Character und ihre ganze Art und Weise zu denken und zu seyn ausüben muß. Die Schranken, welche Vorurtheil und Eigennutz zwischen den Völkern gezogen hatten, werden fallen, und was weder der abstracte Rechtsbegriff, noch die Weisheit unserer Regenten zu bewirken vermochte, das wird durch die Verschmelzung der materiellen und geistigen Interessen herbeigeführt werden, die Begründung eines Europäischen Staatenbundes, — einen Schritt weiter zur Begründung des durch die Idee der Gerechtigkeit geförderten Weltstaates, in welchem die Rechte aller Völker des Erdballes gleiche Anerkennung finden.

Man sage nicht, daß von dem Baue einiger Eisenbahnen auf einer Wegestrecke von wenigen Meilen bis zur Realisirung eines Eisenbahnsystems, das sich über ganz Europa ausdehnt, ein weiter Schritt sei. In dem Leben der Völker ist ein Jahrhundert

nur ein Moment. Als Johann Guttenberg vor nunmehr vierhundert Jahren zuerst anfing, mühsam aus Holz und Blei bewegliche Lettern zu schneiden, ahndete er selbst wohl schwerlich, welcher mächtige Hebel für die Geistesbildung, welche gewaltige Waffe in dem Kampfe der Interessen die Presse einst seyn werde; sie hat seitdem eine mächtige Hierarchie gestürzt, Staaten erschüttert und Fürsten vom Throne gestoßen. Und doch vermittelt sie den geistigen Verkehr nur durch den todten Buchstaben. Die Eisenbahnen und die bewegende Kraft des Dampfes aber bringen das lebendige Wort und führen die Völker selber zu einander! Lassen wir uns durch die Berechnungen unserer Capitalisten und Finanzmänner nicht irre machen. Was heute noch unmöglich scheint, kann morgen schon nothwendig werden. Mit der Verbreitung der Eisenbahnen muß nothwendig das Bedürfniß derselben sich steigern. Es ist ebenso unstatthaft, die Grenzen, welche dem Eisenbahnbau gesteckt sind, nach den Bedürfnissen unseres heutigen Verkehrs abzumessen, als wenn man vor 400 Jahren die zu erwartende Verbreitung der Buchdruckerkunst nach der damaligen Thätigkeit der Copisten hätte vorausberechnen wollen. Viele Schwierigkeiten, die uns

jetzt noch unüberwindlich scheinen, wird der Scharfsinn der Menschen besiegen lernen. Kaum sind es zwanzig Jahre, seit der erste Dampfwagen zum Transport der Steinkohlen auf der Eisenbahn von Middelton nach Leeds benutzt wurde und jetzt sind auf der einzigen Liverpool-Manchesterbahn mehr als 30 in Thätigkeit. Selbst wissenschaftlich gebildete Männer bestritten die Möglichkeit, einen regelmäßigen Verkehr mit der großen Geschwindigkeit zu unterhalten, die gleich im Anfang auf dieser Bahn eingeführt wurde; auch erkannten die Directoren der Compagnie in ihren halbjährigen Berichten die vielen Schwierigkeiten, auf welche man stieß, und die enormen Kosten der Locomotivkraft vollständig an; [1]) dennoch hat der gleich schnelle Verkehr während mehrerer Jahre keine Stö-

1) Die Abnutzung nimmt in starkem Verhältniß mit der Geschwindigkeit zu. Die Wagen auf der Liverpool-Manchesterbahn kosten an Reparatur ungleich mehr, als die auf der Stokton-Darlingtonbahn, obgleich letztere in Bezug auf die vortheilhafte Construction jener nicht unbedeutend nachstehen. Der Grund liegt nach Stephenson darin, daß die Geschwindigkeit der Wagen auf der erstern Bahn 25 Meilen, auf der letztern nur 8 Meilen in der Stunde beträgt. S. Polyt. Centralblatt. 1835 Nr. 27.

rung erlitten. Gewiß wird man auch noch lernen, größere Steigungen und Krümmungen der Bahn zu überwinden und durch Verwohlfeilerung der bewegenden Kraft den Transport zu vervielfältigen, wo dann auch die großen Schweife von 10 bis 12 Wagen, welche die Gefahr bei Krümmungen und Neigungen der Bahn vermehren, vermieden werden können.

Daß Einrichtungen, die so tief in den Privatverkehr eingreifen, wie die Eisenbahnen, von vielen Seiten her angegriffen werden würden, ließ sich voraussehen. Dem Verkehr wird durch dieses neue Communicationsmittel in vieler Beziehung eine andere Bahn angewiesen; es müssen daher nothwendig Viele, die bei der Erhaltung der bestehenden Verhältnisse interessirt sind, dadurch benachtheiligt werden. Man hat in dieser Beziehung an die zahlreiche Classe der Lohnkutscher, Fuhrleute und Kärner, an die Gastwirthe, die Schmiede und manche andere Gewerbtreibende erinnert, die ihre Nahrung durch den bisherigen Verkehr auf den Landstraßen gewannen. Die Befürchtuug, daß alle diese sofort auf den Routen, wo man Eisenbahnen anlegt, brodlos werden müßten, ist wohl übertrieben. Man will sogar in Eng-

land bemerkt haben, daß der Verkehr auf den Landstraßen durch die Eisenbahnen eher noch vermehrt worden sei. So berichtet die Allgemeine Zeitung (6. Febr. 1836): als die Eisenbahn von Liverpool nach Manchester eröffnet worden, seien die Creditoren des Pächters der Chaussee-Einnahme auf der bisherigen von Manchester über Warrington und Prescot gehenden Kunststraße (turnpike-road) in solche Furcht gerathen, ihr Geld zu verlieren, daß sie die Absicht geäußert hätten, dasselbe zurückzuziehen. Der Cassirer habe sie aber aus Mangel an Fonds, und weil er selbst noch bei dem Unternehmen in Vorschuß gestanden, nicht befriedigen können. Nach fünfjährigem Bestehen der Eisenbahn habe aber der Debitor nicht nur 3400 Pf. St. Schulden abgetragen, sondern die Pachtunternehmung der Prescot-Chaussee sei in einem so gedeihlichen Zustande, daß derselbe sich anheischig gemacht habe, seinen Gläubigern jährlich 1000 Pf. St. abzutragen. So groß sei der Einfluß, welchen die Eisenbahnen auf die commercielle Bewegung im Allgemeinen und mithin auch auf die Frequenz der ältern gewöhnlichen Chausseen ausübe. — Wir wollen dieß Factum dahingestellt seyn lassen. Gewiß werden die alten Straßen nicht auf einmal gänzlich veröden;

aber ebenso gewiß werden sich durch die Eisenbahnen eine Menge Gewerbtreibende in ihrer bisherigen Nahrung beeinträchtigt finden, und vielen wird es schwer oder wohl auch ganz unmöglich werden, sich eine neue Nahrungsquelle zu eröffnen. Soll man aber wegen dieser doch nur vorübergehenden Uebel eine wesentliche Verbesserung unserer Communicationsmittel für verwerflich erachten? Bei der Anlegung der Chausseen, der Einrichtung der Eilposten und Einführung der Dampfschiffahrt wurden dieselben Klagen laut, da auch durch diese viele in ihren ökonomischen Einrichtungen und ihrer Subsistenz gestört wurden; Niemand wird aber behaupten, daß man zum Vortheil der Gastwirthe, Lohnkutscher, Postmeister, Schiffer u. s. w. die alten schlechten Straßen, auf denen man mit Mühe vier bis fünf Meilen an einem Tage zurücklegen konnte, die langsamen und beschwerlichen Fahrposten und drgl. habe beibehalten sollen. Alle Verbesserungen im Reiche der Fabrication und Communication werden in die Verhältnisse Einzelner störend eingreifen; wenn sie aber für das Ganze segensreich wirken, müssen sie unterstützt werden, und nur solche Erleichterungsmittel der Production und Fabrication, die, ohne eine erhöhte Wohlfahrt der Gesammtheit zu

bezwecken, der arbeitenden Classe den Gewinn der Arbeit entziehen und den Capitalisten zuwenden, sind verwerflich. Es muß vielmehr immer das Streben des Staates seyn, Jedem den Lohn seiner Arbeit zu sichern. Man hat leider die Gefahr einer Uebermacht des Capitals über die Arbeit nicht immer und überall hinreichend erkannt und durch Begünstigung der großen Handelsgesellschaften und durch Monopolisirung vieler Gewerbe häufig dahin gearbeitet, den Wohlstand der Reichen auf Kosten der mittlern und niedern gewerbtreibenden Stände zu erhöhen, in der Meinung, daß es nur überhaupt darauf ankomme, den Reichthum eines Volkes zu vermehren, möge er in die Hände Weniger kommen, oder gleichmäßiger vertheilt seyn. Wohin das aber führt, lehrt uns die Geschichte Englands, wo sich neben einem immensen Reichthum eine zahlreichere Classe von Proletariern findet, als in irgend einem andern Lande der Welt.

Es ist von mehrern Seiten her die Besorgniß ausgesprochen worden, die Eisenbahnen, besonders wie sie bei uns zu Stande gebracht werden sollen, möchten ebenfalls nur den Wohlhabendern eine Gelegenheit darbieten, ihren Reichthum zu vermehren, während die ärmeren Volksclassen an dem Gewinne nicht

Theil nehmen könnten. Daß dieß von den Eisenbahnen an und für sich nicht gelten könne, bedarf wohl keines Beweises, denn wenn durch die schnellere und wohlfeilere Communication Handel und Gewerbe überhaupt gehoben werden, so muß dieß, wie schon oben bemerkt wurde, den ärmern Volksclassen ebensowohl zu gute kommen, als den reichern. Ob aber die Art, wie man diese wichtigen Anlagen bei uns ins Leben führen will, die richtige sei, ist allerdings eine Frage, die großes Bedenken erregt, und der bis jetzt, soviel man auch sonst über die von den Eisenbahnen zu erwartenden Vortheile und Nachtheile gestritten hat, noch nicht die verdiente Aufmerksamkeit geschenkt worden ist.

Man hat es nämlich bei uns vom Anfange an für entschieden angenommen, daß die Anlegung von Eisenbahnen als eine Sache der Privatspeculation zu betrachten, und am zweckmäßigsten Actiengesellschaften zu überlassen sei. Wahrscheinlich gab der zufällige Umstand hierzu Veranlassung, daß wir mit diesem wichtigen Communicationsmittel von England aus bekannt wurden, wo dergleichen Unternehmungen in der Regel der Privatbetriebsamkeit überlassen zu werden pflegen. Die überraschend glücklichen Erfolge, deren sich dort die Actionäre zu erfreuen hatten, muß-

ten es natürlich unsern Capitalisten wünschenswerth machen, ihre Mittel gleichen Unternehmungen zuwenden zu können. Aber auch unsere Staatswirthschaftslehrer haben bisher meistens derselben Ansicht gehuldigt. So sagt z. B. Rau [1]), nachdem er die Gründe angegeben, weßhalb ihm die Eisenbahnen noch nicht geeignet schienen, an der Stelle der Chausseen die zum allgemeinen Gebrauche dienenden Landstraßen zu bilden: „Die Regierung kann bei diesen Umständen die Anlegung der Eisenbahnen unbedenklich den Privaten überlassen, welche sich hierzu in Actiengesellschaften vereinigen können. Nur muß dafür gesorgt werden, daß die von einer Gesellschaft zu erhebenden Wegegelder so festgesetzt, und die übrigen, bei dem Waarentransport aufzustellenden Bedingungen so angeordnet werden, um neben einem mäßigen Gewinne für die Unternehmer, den Absendern der Waaren erhebliche Vortheile und Bequemlichkeiten zu verschaffen.“ Rau kannte freilich die Eisenbahnen nur als ein Communicationsmittel zwischen zwei nicht allzuentfernten Orten, welches hauptsächlich dem Waarentransporte dient. Erst später zeigte die zum Kohlentransport bestimmte Bahn

1) Grundsätze der Volkswirthschaftslehre. Heidelberg 1828, §. 273.

zwischen Darlington und dem Hafen von Stokton, welche Wichtigkeit die Eisenbahnen bei Anwendung der Dampfkraft für den Personenverkehr gewinnen könnten [1]), und gab Veranlassung, ein allgemeines, vorzugsweise auf den Personentransport berechnetes Eisenbahnsystem zu entwerfen. Aber auch Mohl [2]), der doch fünf Jahre nach Rau schrieb, ist noch im Wesentlichen derselben Ansicht. Ohne gerade dem Staate unbedingt die Befugniß abzusprechen, unter günstigen Verhältnissen eine Eisenbahn errichten zu dürfen, hält er es doch in der großen Mehrzahl von Fällen für zweckmäßiger, diese Anlagen der Privatbetriebsamkeit zu überlassen, indem er der Meinung ist, wo eine Eisenbahn nützlich sei, werde die Speculation sich belohnen, und also auch unternommen werden; wo dieß aber nicht der Fall sei, werde ihre Anlegung Verschwendung seyn [3]).

---

1) Vor dem Bau dieser Bahn machte ein Wagen dreimal in der Woche diese Tour; jetzt benutzen täglich 150 bis 200 Personen die Dampfwägen.

2) Die Polizeiwissenschaft nach den Grundsätzen des Rechtsstaates, Tübingen 1833 B. II. S. 355 ff.

3) Derselben Ansicht ist auch Bülau (Handbuch der Staatswirthschaftslehre. Leipz. 1835, S. 364), der es

Von den Deutschen Regierungen hat bis jetzt noch keine die Anlegung einer zur gemeinen Benutzung bestimmten Eisenbahn unternommen. Die Frage, ob dieß nicht zweckmäßig sei, ist hier und da in den öffentlichen Verhandlungen der Landtäge in Anregung gebracht worden, namentlich in der zweiten Kammer des Königreichs Sachsen am 22. October 1834, bei Gelegenheit der Berathung des zum Behufe der Leipzig-Dresdner Eisenbahn zu erlassenden Expropriationsgesetzes; der Gedanke hat aber keinen Anklang gefunden. Der Abgeordnete Sachsse trug darauf an, die Staatsregierung zu ersuchen, außer der bereits erörterten Ausführbarkeit der Anlegung einer Eisenbahn zwischen Dresden und Leipzig hinsichtlich des Terrains auch die Kosten der Anlegung und Unterhaltung dieser Bahn u. s. w. zu erörtern, und, wenn sich aus der Vergleichung des Ertrags mit den Anlage- und Unterhaltungskosten mit Berücksichtigung des jetzigen Posteinkommens von dieser Tour ergebe, daß der jährliche Ueberschuß die jährlichen Zinsen zu drei Procent des

---

hauptsächlich nur dann für angemessen hält, daß der Staat selbst den Bau übernehme, wenn die Industrie noch keinen Sinn für dergleichen Unternehmungen zeigt.

Anlagecapitals decke, und einen Tilgungsfonds von zwei Procent jährlich gewähren würde, der nächsten Ständeversammlung einen Plan zu Errichtung dieser Eisenbahn und zu Aufbringung des erforderlichen Capitals und zu dessen allmähliger Tilgung vorzulegen. Der Antragsteller wies in den Motiven zu seiner Motion darauf hin, daß der Staat, wenn er eine an die Stelle der Post- und Commercialstraßen tretende Eisenbahn mit Dampfwagen selbst anlege, nur seinem System, die Straßen selbst zu bauen und zu unterhalten, treu bleibe, suchte sodann die Ansicht zu widerlegen, daß der Staat theurer baue, als eine Actiengesellschaft, und machte endlich darauf aufmerksam, daß durch Actiengesellschaften nie ein vollständiges Eisenbahnsystem begründet werden könne, weil diese nur solche Touren bebauen würden, die einen sichern und ansehnlichen Gewinn versprächen. Wir werden auf einzelne Puncte dieser Motion später zurückkommen. Vielleicht war die beschränkte Zeit, welche den Debatten über dieselbe wegen des bevorstehenden Schlusses des Landtages gewidmet werden konnte, mit daran schuld, daß der Gegenstand nicht mit der Gründlichkeit erörtert wurde, die sonst die Verhandlungen des Sächsischen Landtags so sehr auszeichnet. Die von dem

Vicepräsidenten und dem Abgeordneten Eisenstuck versuchte Widerlegung läßt sehr unbefriedigt, indeß fand sich der Abgeordnete Sachsse doch durch die kühle Aufnahme, welche sein Antrag bei der Kammer fand, bewogen, denselben zurückzunehmen, obwohl er sich, wie er erklärte, nicht vom Gegentheile überzeugen konnte. Fünf Monate früher war dieselbe Frage in der Belgischen Kammer verhandelt, und dort in dem entgegengesetzten Sinne entschieden worden. Die Kammer beschloß nach mehrtägigen Debatten mit 55 gegen 35 Stimmen, den großartigen Plan, ein Eisenbahnsystem zu begründen, durch welches östlich Verviers, Lüttich und Löwen, nördlich Antwerpen, westlich Ostende, Brügge, Gent und Termonde und südlich die Französische Grenze über Brüssel mit Mecheln, als dem Mittelpuncte, in Verbindung gesetzt würde, nicht durch concessionirte Gesellschaften, sondern durch die Regierung selbst ausführen zu lassen, und votirte zu diesem Zwecke einen Credit von 25 Millionen Franken. Es ist um so mehr zu bedauern, daß unsere Deutschen Zeitungen, auch die Allgemeine, uns nichts von den Details der gewiß sehr interessanten Verhandlungen über diesen Gegenstand mitgetheilt haben, da Belgische Journale in Deutschland nicht weit verbreitet sind.

In Frankreich hat die Regierung den Bau einiger Eisenbahnen selbst übernommen, andere aber Actiengesellschaften überlassen. Auch in Deutschland deutet in der neuesten Zeit Manches darauf hin, daß man damit umgeht, das aus England und America übertragene System wieder zu verlassen, oder doch wenigstens einige, unsern bisherigen staatswirthschaftlichen Grundsätzen angemessene Modificationen eintreten zu lassen.

Wenn wir uns die Frage zur Prüfung vorlegen, ob und unter welchen Bedingungen der Staat den Bau von Eisenbahnen der Privatbetriebsamkeit überlassen, oder selbst übernehmen solle, müssen wir vor Allem zwischen Bahnen, die gleich den Land- und Heerstraßen den allgemeinen Verkehr vermitteln, und solchen, die nur Privatinteressen dienen, indem sie z. B. eine Fabrik mit einem Flusse oder Canale, mit einem Steinkohlenlager oder mit einem Hafen in Verbindung setzen, unterscheiden. Der Bau von Bahnen der letztern Art muß natürlich immer der Privatbetriebsamkeit überlassen bleiben. Der Staat wird öfter die Anlage solcher Werke erleichtern können, indem er z. B. seinen Ingenieurs gestattet, den Bau zu leiten; er wird aber nie Staatsmittel zur

Ausführung derselben verwenden dürfen; auch würde es einen gerechten Grund zur Beschwerde abgeben, wenn er die Eigenthümer derjenigen Grundstücke, über welche eine solche Bahn geführt werden soll, zur Abtretung des nöthigen Areals zwingen wollte. Zwar ist die weitverbreitete, auch von Klüber in seinem Staatsrechte angenommene Ansicht, daß das Recht der Expropriation nur in Fällen der äußersten Noth ausgeübt werden dürfe, also als ein bloßes Staatsnothrecht (ius extremae necessitatis) angesehen werden müsse, gewiß practisch und theoretisch gleich unhaltbar. Es muß entschieden der Satz anerkannt werden, daß der Einzelne nie ein unbedingtes und unbeschränktes Recht am Grund und Boden erwerben könne, vielmehr der Natur der Sache nach nicht nur in Ansehung der Benutzung einem Oberaufsichtsrecht des Staates unterworfen, sondern auch, wo es das gemeine Beste fordert, denselben gegen Entschädigung an den Staat abzutreten verbunden sei. Allein dieß darf natürlich nicht dahin ausgedehnt werden, daß es dem Staate auch gestattet sei, zum Besten von Privatpersonen die Abtretung zu verlangen, um so vielleicht das Gedeihen einer Fabrik oder sonst einer gewerblichen Anstalt zu befördern, denn das würde con-

sequenterweise zu dem Satze führen, daß jeder Grundeigenthümer zur Abtretung verpflichtet sei, der seinen Grund und Boden minder vortheilhaft benutzt, als der, zu dessen Besten die Expropriation vorgenommen werden soll. Auch in England, wo eine große Anzahl von Eisenbahnen besteht, die nur Privatzwecken dienen, hat man diesen Satz anerkannt, und es daher den Unternehmern überlassen, sich mit den Grundbesitzern, über deren Boden die Bahn geht, auf dem Wege des Vertrages abzufinden. Namentlich bei vielen Kohlenbergwerken ist dieß der Fall. In wie weit die im Königreich Preußen bei Dürrenberg und Posen angelegten Eisenbahnen, von denen die erstere zum Transport der Braunkohlen bei Pollwiz, die letztere zum Transport von Baumaterialien aus der Festungsziegelei bestimmt ist, in diese Categorie von Eisenbahnen gehören, läßt sich ohne genauere Kenntniß der Verhältnisse nicht entscheiden, es versteht sich aber, daß bloße Kammerinteressen von Staatsinteressen unterschieden werden müssen.

Wie bei den öffentlichen Straßen noch weiter zwischen den Haupthandels- oder Commercialstraßen und den Vicinalstraßen unterschieden wird, muß sich auch bei den Eisenbahnen ein Unterschied zwischen

Bahnen, die den Verkehr im ganzen Lande, oder doch in weitern Kreisen vermitteln, und solchen, die zunächst nur dem Verkehre einzelner Communen dienen, herausstellen, und es ist begreiflich, daß dieser Unterschied nicht ohne Einfluß auf die rechtliche und staatswirthschaftliche Beurtheilung seyn kann, indem die bloßen Vicinal- und Communaleisenbahnen in einigen Beziehungen den Privateisenbahnen gleichzustellen sind. Wir wollen diese Unterscheidung indessen hier nicht weiter in ihren Consequenzen verfolgen; diese werden sich leicht von selbst herausstellen, wenn wir uns über die Grundsätze vereinigt haben, welche bei den Eisenbahnen, die den allgemeinen Verkehr vermitteln, zur Anwendung zu bringen sind.

Daß diese unmöglich hergestellt werden können, wenn nicht die Eigenthümer der Grundstücke, über welche sie gehen sollen, zur Abtretung gezwungen sind, leuchtet ein, denn da solche Bahnen, wenn sie eine allgemeinere Wichtigkeit erlangen sollen, von bedeutender Ausdehnung seyn müssen, würde es in der Hand eines jeden einzelnen Grundeigenthümers liegen, die Ausführung gänzlich unmöglich zu machen, und der Eigennutz Vieler würde wenigstens die Kosten der Anlage unverhältnißmäßig erhöhen. Allenthal-

ben war es daher die erste Sorge der Regierungen, für ein angemessenes Expropriationsgesetz zu sorgen. Halten wir das Princip fest, daß gezwungene Abtretung des Eigenthums überhaupt nur dann gerecht sei, wenn sie zum wahren Nutzen des gemeinen Wesens gereicht, so muß die Frage, ob dieser Fall vorliege, natürlich einer sorgfältigen Prüfung unterworfen werden. Bei Chausseebauten konnte es genügen, wenn man ganz allgemein den Grundsatz aussprach, jeder Grundeigenthümer sei verpflichtet, zum Bau von Hauptstraßen sein Eigenthum gegen angemessene Entschädigung abzutreten, denn Chausseen wird man nur da anlegen, wo schon Landstraßen bestehen, und daß es für das gemeine Wesen vortheilhaft sei, wenn diese Straßen in ihrer Richtung rectificirt, und kunstgerecht hergestellt werden, versteht sich von selbst. Eisenbahnen machen aber Chausseen nicht überflüssig, obschon sie als vervollkommnete Kunststraßen anzusehen sind; bei ihnen kann die Frage entstehen, ob sie in einer bestimmten Richtung neben einer Chaussee noch gemeinnützig sind. Es reicht daher nicht hin, wenn man im Allgemeinen anerkennt, daß Eisenbahnen zum gemeinen Besten gereichen, sondern es muß, um die Expropriation zu rechtfertigen, von jeder Bahn spe-

ciell nachgewiesen werden. Ob man die Beurtheilung dieser Frage der Regierung allein überläßt, und von Seiten der gesetzgebenden Gewalt die gezwungene Abtretung ganz abgemein für die Fälle anordnet, wo die Regierung es gerathen findet, eine Eisenbahn bauen zu lassen, oder ob man, wie es in England geschieht und im Königreich Sachsen beliebt wurde, die Expropriation bei jeder Eisenbahn von einem besondern Act der Gesetzgebung abhängig macht, ist in thesi völlig gleichgültig, obschon in hypothesi das eine Princip vor dem andern große Vorzüge haben kann. Nur muß es immer eine wichtige Rücksicht bleiben, daß der Bau der Eisenbahnen nicht durch das Erforderniß eines besondern Actes der Gesetzgebung verzögert und erschwert werden darf, denn wenn eine solche Anlage einmal als nützlich anerkannt ist, kann man sich der Vortheile derselben nicht schnell genug bemächtigen. Bis dat, qui cito dat.

Wenn hiernach feststeht, daß die Anlegung solcher größeren, den allgemeinen Verkehr vermittelnden Eisenbahnen überhaupt nur dann möglich ist, wenn eine vom Staate angeordnete sorgfältige Prüfung aller Umstände die Gemeinnützigkeit des Unternehmens dargethan hat, so versteht es sich eigentlich schon von selbst, daß

der Staat nicht bloß erwarten darf, ob sich Capitalisten finden, die den Bau auf eigne Rechnung übernehmen, sondern daß es seine positive Pflicht ist, die ihm zu Gebote stehenden Mittel zu benutzen, um eine solche gemeinnützige Anstalt in das Leben zu rufen, sei es nun, daß er die Privatbetriebsamkeit anregt oder das Unternehmen selbst ausführt. Denn der Staat ist keine bloße Rechtsanstalt; es liegt ihm nicht bloß ob, für die Sicherheit der Person und des Eigenthums zu sorgen und Alles das zu entfernen, was in dieser Beziehung störend einwirkt, sondern er hat die Aufgabe, alle Zwecke des menschlichen Daseins zu den seinigen zu machen, so weit für diese überhaupt eine vereinigte Thätigkeit der Menschen förderlich ist. Achten wir also die Eisenbahnen wegen ihres Einflusses auf den Wohlstand und die Bildung des Volkes für nützliche Anstalten, so muß der Staat auch für die Herstellung derselben Sorge tragen.

Man hat gesagt, wo eine Eisenbahn nützlich sei, werde die Speculation sich belohnen und also auch unternommen werden. Das würde richtig seyn, wenn die Nützlichkeit einer Eisenbahn allein davon abhinge, ob der Aufwand an Capital durch die Ersparniß an Zeit und Transportkräften überwogen wird. Der

schnelle und wohlfeile Verkehr hat aber auf die Beförderung des Wohlstandes und der Bildung der Völker einen so mächtigen Einfluß, und kann überdieß in administrativer und militärischer Hinsicht von so großer Wichtigkeit werden, daß die ökonomischen Rücksichten, so wichtig sie auch immer bleiben müssen, unmöglich allein über die Zweckmäßigkeit einer Eisenbahnanlage entscheiden können. Daß man dieß auch in England, wo man doch sonst zu rechnen versteht, eingesehen hat, beweisen mehrere großartige Pläne, die wegen ihres zweifelhaften ökonomischen Erfolges als Sache der Speculationen nicht unternommen werden könnten. Man geht nämlich damit um, eine 200 Engl. Meilen lange Eisenbahn von Dublin nach Port-Valentia, dem westlichsten Hafen von Irland, anzulegen, um von dort die Postschiffe nach Spanien, Portugal, dem Mittelländischen Meere und America abgehen zu lassen, was den Vortheil hätte, die schwierige, gefährliche und langwierige Schiffahrt im Englischen Canal zu vermeiden. Ungeachtet des grosen Verkehrs, der auf dieser Bahn zu erwarten steht, zweifelt man doch an einem genügenden Ertrag; man hofft aber mit Zuversicht, das Parlament werde den Plan nicht nur genehmigen, sondern auch einen großen Theil der

Kosten übernehmen, denn die Wichtigkeit dieses Communicationsmittels nicht nur für England und Irland, sondern auch für Europa und America wäre unberechenbar. Die rasche Communication mit America und den Südeuropäischen Ländern würde den Handel dorthin ausnehmend unterstützen, besonders aber würden die Englischen Colonien in America durch die schnellere und sichrere Communication mit dem Mutterlande in eine engere Verbindung gebracht, die Administration derselben sehr erleichtert und so vielleicht mehr als durch irgend ein anderes Mittel der in der neuern Zeit so gefährdete Besitz für lange Jahre England gesichert werden. Nicht minder bedeutend würde der Vortheil seyn, den Irland durch eine solche große, das Land mitten durchschneidende, die Communication zwischen Europa und America vermittelnde Eisenbahn erlangen würde. Die Kosten sind auf 3 Millionen Pf. St. angeschlagen, und man rechnet darauf, daß 1 Million durch Actien zusammengebracht, 1 Million vom Gouvernement als freier Beitrag, und 1 Million als Anlehen zugeschossen werde.[1]) Die Verbindung mit

1) Vgl. die Außerord. Beilage der Allgem. Zeitung vom 5. März 1836, welcher diese Notizen entnommen sind.

dieſem Plan ſteht wahrſcheinlich ein anderer, von welchem kürzlich die Zeitungen berichteten. Man hat nämlich die Abſicht, Irland durch eine nach Port-Dynellaen in Wales gehende Eiſenbahn mit London in ſchnellere Verbindung zu bringen, und der Kanzler des Schatzes, Spring-Rice, erklärte einer Deputation, die in dieſer Angelegenheit eine Unterredung mit ihm hatte, die Regierung ſei nicht abgeneigt, wenn ſich der Plan als ausführbar erweiſe, zwei Millionen Pf. St. vorzuſchießen, „um ein Unternehmen von ſo großer nationaler Wichtigkeit zu befördern.“ [1]) England würde durch eine ſolche Bahn, auch wenn der Verkehr auf derſelben die Zinſen des Anlagecapitals nicht ſofort decken ſollte für die Adminiſtration Irlands viel gewinnen und vielleicht ſogar in den Stand geſetzt werden, die koſtſpielige Truppenmaſſe daſelbſt zu vermindern, da mit Hülfe der Bahn ein anſehnliches Truppencorps nöthigenfalls in einem Tage aus dem Innern Englands nach Irland transportirt werden könnte. Nicht minder bedeutend dürfte der moraliſche Einfluß einer erleichterten Communication auf die Wechſelverhältniſſe Irlands

1) Allg. Zeit. 1836 No. 91 (31. März).

und Englands seyn, wenn durch dieselbe die Interessen beider Länder inniger verschmolzen würden. Von diesem Gesichtspunct aus betrachtet, erhält der Plan des Doctor Bowring, London, Paris und Brüssel durch Eisenbahnen und resp. Dampfschiffahrt in eine engere Verbindung zu bringen, auch politisch eine große Bedeutung, und dasselbe gilt von der Bahn nach Bochnia in Gallizien, die gewiß wesentlich dazu beitragen wird, die Polen immer inniger mit den Oesterreichern zu befreunden. Wie wichtig es für Preußen seyn muß, die große Entfernung gleichsam zu vernichten, welche die östlichen und westlichen Provinzen von einander und der Hauptstadt des Reiches trennt, springt in die Augen.

Daß es auch in militärischer Hinsicht von großer Wichtigkeit seyn wird, wenn es durch Eisenbahnen möglich wird, bedeutende Streitmassen mit der größten Schnelligkeit von einem Ende des Landes an das andere zu bringen, ist begreiflich. Ein Gutachten, die Vortheile und Nachtheile der Eisenbahnen in Kriegszeiten betreffend [1]), sagt darüber, nachdem es

1) Beilage zum dritten Bericht des Leipziger Eisenbahncomité.

einige Bemerkungen über die Schnelligkeit und die Kosten eines Transportes von 100,000 Mann vorausgeschickt hat: „Nun erst kann man sich die Stellung einer mit solcher Maschinenkraft ausgerüsteten Nation denken. In der kürzesten Frist kann sie aus den entferntesten Gegenden im Centrum Streitkräfte sammeln und dieselben nach den vom Feinde bedrohten Puncten werfen. Mit ebenso großer Leichtigkeit wird sie Artillerie, Munition und Proviantvorräthe concentriren und den verschiedenen Armeecorps nachsenden. Die Heerzüge werden das Innere des Landes durch Einquartierungen, Vorspann u. s. w. nicht erschöpfen, oder die Straßen ruiniren, bevor sie zur Grenze gelangen. Die Truppen selbst werden ihre besten Kräfte nicht auf Märschen erschöpfen, bevor sie ins Treffen kommen. Auf den Wägen ausgeruht, werden sie im ersten Momente im Stande seyn, sich mit dem Feinde zu messen. Und haben sie ihn auf einem Puncte lahm geschlagen, so können sie am zweiten oder dritten Tage nach der Schlacht auf einem andern 50 bis 100 Meilen entfernten Puncte mit gleichem Erfolge verwendet werden, denn sie werden sich während des Transportes von ihren Strapazen erholt haben. Verwundete und Kranke schafft man

nun mit der größten Schnelligkeit und Schonung in die Lazarethe im Innern. Man braucht nicht Monate und Jahre, um eine Armee zum Behufe der Vertheidigung zu sammeln, nicht Beobachtungsarmeen Jahre lang mit großen Kosten an den Grenzen aufzustellen. So leicht und wenig kostspielig es ist, eine Armee auf die Beine zu stellen und nach den bedrohten Puncten zu werfen, so leicht ist es nach beendigtem Kriege, sie aufzulösen und Jeden wieder nach seiner Heimath zu versetzen."

Der Verfasser dieses Gutachtens macht weiter darauf aufmerksam, daß alle diese Vortheile fast ausschließlich der Vertheidigung zu Statten kommen, daß also Invasionskriege hinfort mit ungleich größern Schwierigkeiten verbunden seyn werden. Dieselbe Ansicht liegt auch einem Aufsatz in der Allgemeinen Militärzeitung zu Grunde, den der Hamburger Correspondent (Nro 86 d. Jahres) mittheilt. Es ist aber begreiflich, daß, wenn die Eisenbahnen eine so große militärische Bedeutung erhalten sollen, die militärischen Interessen auch auf die Richtungen der Bahnlinien Einfluß bekommen müssen, [x]) und

---

x) Mit Andeutung der Richtungen, welche die Eisen-

es liegt also hier wieder ein sehr reeller Grund vor, warum die Regierungen die Anlegung von Eisenbahnen nicht allein von der Frage abhängig machen dürfen, ob der Bau einer Bahn in einer bestimmten Richtung als Speculation belohnend seyn werde.

Hiermit ist aber natürlich noch nicht entschieden, ob die Ausführung eines Eisenbahnbaues einer Actiengesellschaft zu überlassen, oder vom Staate selbst zu übernehmen sei. Denn wenn ein Bau in einer bestimmten durch die Umstände gebotenen Richtung als Speculation nicht belohnend zu werden verspricht, könnte ja der Staat, wie es die Englische Regierung thut, durch Geldvorschüsse zu Hülfe kommen. Man hält dieß in England für bei weitem zweckmäßiger, als wenn die Regierung selbst sich in Unternehmungen einläßt, die ihrer Natur nach sehr wohl durch Privatkräfte ausgeführt werden können. Auch in Deutschland hat man die Annahme dieser Maxime in der neuern Zeit häufig empfohlen, und gewiß mit

---

bahnlinien nehmen müssen, um eine nachdrückliche Vertheidigung Deutschlands zu erleichtern, beschäftigt sich der Verfasser des erwähnten interessanten Aufsatzes.

Recht, denn je mehr der Staat seine Kräfte in vielerlei kleinen Geschäften und Sorgen zersplittert, um so schwerer wird es ihm, dieselben in wichtigern Angelegenheiten mit voller Freiheit zu benutzen.

Es stellen sich indessen doch der Ueberlassung der Eisenbahnen an Privatunternehmer manche Bedenken entgegen. Wir haben gesehen, daß die Herstellung größerer Bahnlinien, wegen der bei ihnen nöthigen Abtretung des erforderlichen Areals nur dann möglich ist, wenn die Bahn wirklich dem gemeinen Besten dient. Dieß ist daher auch der Gesichtspunct, den man bei der Festsetzung der Bedingungen, unter welchen man einer Gesellschaft eine Concession zu ertheilen hat, im Auge behalten muß. Es muß dem Publicum eine möglichst freie Benutzung eingeräumt werden, und insbesondere dürfen die eigenthümlichen Vortheile, welche die Eisenbahnen durch die mögliche Schnelligkeit und Wohlfeilheit des Transportes gewähren, nicht dadurch theilweise verkümmert werden, daß man die Anlage derselben zu einem Gegenstande der Gewinnsucht macht. Bei den Chausseen hat man das längst anerkannt. Man hat die zu zahlenden Weggelder überall so niedrig gestellt, daß sie die Kosten der Anlage und Unterhaltung der Stra-

ßen in der Regel nur nothdürftig decken, da man sich überzeugte, daß die dadurch bewirkte Erleichterung der Communication eines der wirksamsten Beförderungsmittel des Handels und der Gewerbe, und mit ihnen des Wohlstandes und der Bildung sei. Dieses und die Bemerkung, daß die Erhebung der Wegegelder übermäßige Verwaltungskosten erfordere, dabei auch für die Reisenden viele Plackereien herbeiführe, und dennoch kaum eine sichere Controle gestatte, hat sogar mehrere Staaten bewogen, alle Wegmauthen aufzuheben. Dieß ist namentlich in Frankreich, Würtemberg und Baiern geschehen, wo der Staat die Kosten sämmtlicher Staatsstraßen auf die Staatshauptcasse übernommen hat. Man darf sich wohl der Hoffnung hingeben, daß der allgemeine Zoll- und Handelsverein die Einführung dieser heilsamen Maßregel in sämmtlichen Vereinslanden herbeiführen wird. Bei den Eisenbahnen ebenfalls die Erhebung von Bahngeldern durch Uebernahme der Baukosten auf die Staatshauptcasse zu beseitigen, dürfte für jetzt wenigstens, wo man über den Einfluß dieses neuen Communicationsmittels auf die Entwickelung des industriellen und geistigen Verkehrs noch wenige Erfahrungen gemacht hat, nicht rathsam, auch nur dann

gerecht seyn, wenn die Eisenbahnen eine so allgemeine Verbreitung erhalten können, daß ihre Vortheile dem ganzen Lande gleichmäßig zu Gute kommen. Ueberdieß ist hier die Erhebung der Wegegelder, wegen ihrer Verbindung mit den Transportkosten, wohlfeil und sicher. Möglichst niedrig müssen indessen die Preise jedenfalls gestellt werden, damit dem Publicum die Vortheile der Wohlfeilheit in einem so weiten Umfange als möglich zugewendet werden. Hier aber treten die Interessen der Unternehmer geradezu in Widerspruch mit den Interessen des Publicums und des Staates. Ihr Streben geht natürlich dahin, das Unternehmen, an welches sie ihr Geld wagen, so lucrativ als möglich zu machen. Man hat zwar von Staats wegen der hieraus entspringenden Gefahr dadurch vorzubeugen gesucht, daß man den Unternehmern zur Pflicht machte, das Fahr- und Frachtgeld zum Besten des öffentlichen Verkehrs so billig als möglich zu stellen, auch wohl ein Maximum desselben festsetzte. So geschah dieß von der Sächsischen Regierung, die in dem Decret, durch welches sie die Genehmigung zur Errichtung der Eisenbahn zwischen Leipzig und Dresden ertheilte, §. 6. g. bestimmte, daß das Fahrgeld für Personen in der

ersten Wagenclasse nie und unter keiner Bedingung die Sätze des Personengeldes in den königlich Sächsischen Eilposten übersteigen, und in der zweiten Wagenclasse nie mehr, als das Personengeld in den königlich Sächsischen ordinären Fahrposten betragen, — das Fahrgeld für Waaren in den schnellsten Wagen nie höher, als die Sätze des Postgeldes auf den königlich Sächsischen ordinären Fahrposten, und in einer zweiten langsamer fahrenden Wagenclasse nicht höher angesetzt werden solle, als die Frachtlöhne der gewöhnlichen Fuhrleute gleichzeitig und bei gleicher Waarenqualität und Entfernung unter ähnlichen örtlichen Verhältnissen zu stehen kommen. Wie stark aber die Frequenz auf dieser Bahn werden wird, und wie niedrig die Preise billiger Weise gestellt werden können, läßt sich durchaus nicht berechnen, zumal der Maschinenbau täglich Fortschritte macht, und also von Niemand vorausgesehen werden kann, ob man nicht bald die bewegende Kraft auf eine viel wohlfeilere Weise erzeugen könne, als es jetzt möglich ist. Welche Garantie hat nun der Staat und das Publicum, daß die Preise der Fracht in einem angemessenen Verhältniß mit den Transportkosten bleiben? Die Preußische Regierung ist in ih-

rer Vorsorge etwas weiter gegangen. In einer Cabinetsordnung vom 14. Januar 1836, durch welche die Bedingungen genehmigt werden, unter welchen dem Magdeburger Eisenbahnverein die Concession zur Errichtung einer Bahn nach Leipzig ertheilt wird, ist festgesetzt, daß der Staat auf Antrag der Gesellschaft, und unter Berücksichtigung ihres Interesses das Bahngeld zu bestimmen berechtigt sei. Dadurch wird freilich die Schwierigkeit, welche in den widerstreitenden Interessen der Unternehmer und des Publicums liegt, beseitigt; allein die Stellung der Unternehmer zu dem Staate wird in einem hohen Grade precair; es liegt nun gänzlich in der Willkür des Staates, welchen Gewinn von der Bahn er den Unternehmern zufließen lassen will. Im Königreich Sachsen hat man sich auf die Billigkeit der Gesellschaft verlassen, indem man nur das Vertrauen aussprach, das künftige Directorium der Eisenbahncompagnie werde das Fahr- und Frachtgeld zum Besten des öffentlichen Verkehrs so billig, als möglich stellen; im Königreich Preußen muß sich dagegen die Compagnie auf die Billigkeit der Regierung verlassen. Auf eine Weise, welche beide Theile sicher stellt, ist also die nothwendig eintretende Collision der Interessen we-

der durch die eine, noch durch die andere Bestimmung gehoben.

Es kommt aber noch etwas Anderes hinzu. Wir haben oben darauf aufmerksam gemacht, daß Eisenbahnbauten aus mancherlei administrativen, militärischen und politischen Gründen in Richtungen nothwendig werden können, wo nicht zu erwarten steht, daß das Anlagecapital angemessene Zinsen abwerfen werde. Bei den Postcoursen tritt etwas Aehnliches ein. Um den Postverkehr über das ganze Land auszudehnen, wird es nöthig, auf manchen Nebenrouten Postverbindungen einzurichten, wo die Post nicht nur nichts einträgt, sondern sogar noch jährlich eine nicht unbedeutende Summe kostet. Da aber der Ertrag der Posten auf andern Routen bedeutend die Kosten übersteigt, gleicht sich dieß Mißverhältniß aus, und die Post bleibt dennoch im Ganzen ein einträgliches Regal. Bei den Eisenbahnen, wenn Gewinn und Verlust auf den verschiedenen Routen ausgeglichen würde, ließe sich dasselbe erwarten; Eisenbahncompagnien können aber nicht wohl sämmtliche Bahnen in einem größern Lande übernehmen; sie werden immer nur für einzelne Linien zusammentreten, und wo diese keine angemessene Dividende erwarten lassen, wird also

der Staat mit seinen Mitteln zu Hülfe kommen müssen, wenn schon andere Bahnen so starke Dividenden abwerfen, daß sie die minder einträglichen sehr wohl übertragen könnten.

Dieß Alles, in Verbindung mit der Schwierigkeit sowohl dem Staate in Rücksicht auf die Administration und das Kriegswesen, als auch dem Publicum in Rücksicht auf den Transport von Personen, Thieren und Waaren alle die Vortheile zu sichern, welche die Eisenbahnen schon jetzt oder künftig einmal, wenn es gelungen seyn wird, die Einrichtung derselben weiter zu vervollkommnen, gewähren kann, muß gewiß Zweifel erregen, ob es vortheilhaft sei, den Eisenbahnbau Actiengesellschaften zu überlassen.

Indessen fehlt es von der andern Seite auch nicht an Gründen, welche für die Begünstigung der Actiengesellschaften sprechen. — Handel und Gewerbe haben im Allgemeinen in Deutschland bis jetzt das Vertrauen unserer Capitalisten nur in einem geringen Grade besessen. Größere Vermögensmassen werden in der Regel zur Erwerbung ausgedehnter Grundbesitzungen benutzt, oder fließen doch, sowie auch die kleinern Capitale dem Betriebe der Landwirthschaft zu, wenn sie nicht in Staatspapieren angelegt werden.

Die Sicherheit für ihre Gläubiger, welche Landwirthe zu gewähren vermögen, und die Leichtigkeit des Erwerbs der Staatspapiere, verbunden mit der Regelmäßigkeit der Zinszahlung bei denselben, überwiegt die freilich immer unsichrere Aussicht auf den höheren Zinsertrag, welchen Handels- und Gewerbsunternehmungen versprechen, in den Augen unserer Capitalisten so sehr, daß sie sich nur selten geneigt zeigen, den Gewerbtreibenden ihre Fonds zufließen zu lassen. Daher fehlt es diesen noch häufig an den hinreichenden Mitteln, um der Industrie den Schwung zu geben, welchen unser Reichthum an den mannichfaltigsten Producten, Deutscher Fleiß und Kunstfertigkeit erwarten ließen. Vorzüglich bei Unternehmungen, welche größere Fonds erfordern, und darum eine Vereinigung Mehrerer nöthig machen, wird dieser Mangel an Credit fühlbar. Einzelne Unternehmungen, die in der neuern Zeit durch Actiengesellschaften zu Stande gebracht worden sind, haben leider keine ermuthigenden Resultate gewährt. Die Rheinisch-Westindische Handelscompagnie, die anfangs so gute Aussichten eröffnete, hat ihre Geschäfte mit Verlust aufgeben müssen; die Goldwäscherei in der Edder hat keinen Ertrag geliefert, und der Americanische

Bergwerksverein tröstet von Jahr zu Jahr auf den zu erwartenden Gewinn, und verlangt inzwischen jährlich Zuschüsse von seinen Mitgliedern. Die Eisenbahnen haben endlich dem Associationsgeist in Gewerbssachen neue Nahrung gegeben. Die Hoffnung, welche die Englischen, Americanischen und Belgischen Unternehmungen erweckten, haben durch die Erfolge der Nürnberger Bahn in den Augen unserer Capitalisten eine neue Bestätigung erhalten, und es zeigt sich plötzlich ein Ueberfluß an Mitteln, den Niemand in dem Maße ahnen konnte. Die Bahn ist gebrochen; es kommt nur darauf an, den neuen Aufschwung zu benutzen, um der Industrie eine Masse von Capitalien zufließen zu lassen. Denn wenn man einmal die großen Erfolge kennen gelernt hat, welche durch Vereinigung der Kräfte erreicht werden können, wird man nicht bei dem Baue der Eisenbahnen stehen bleiben. Schon haben sich in mehreren Gegenden Deutschlands Gesellschaften gebildet, welche auf gemeinschaftliche Kosten Steinkohlenlager aufsuchen und bebauen wollen; die Eisenbergwerke, die Schmelz- und Hammerwerke haben ein lebhafteres Interesse erregt, und selbst die mit den Eisenbahnen nicht in dem entferntesten Zusammenhange stehenden Runkelrübenzuckerfabriken wür-

den vielleicht keine so allgemeine Unterstützung zu erwarten haben, wenn die Eisenbahnen nicht die Aufmerksamkeit unserer Capitalisten auf derartige Unternehmungen hingelenkt hätten.

Schon um dieser Hoffnungn willen, die sich an das Gedeihen der Eisenbahncompagnien knüpfen, dürfte es rathsam seyn, das erst erwachte Streben, der Privatbetriebsamkeit neue Wege zu eröffnen, nicht voreilig zu unterdrücken, auch wenn es vielleicht einige Opfer kosten sollte. Sehr bedeutend werden diese nicht seyn, wenn man nur dafür sorgt, daß die den Eisenbahncompagnien einzuräumenden Vortheile dem Umfange und der Zeit nach nicht unbegrenzt bleiben. Denn eine nicht zu bezweifelnde Erfahrung lehrt uns, daß Staaten immer theurer bauen, als Privatpersonen. Der Grund liegt theils darin, daß der Staat sich zu solchen Geschäften lebenslänglich besoldeter Beamten bedient, die bei aller Pflichttreue doch nie ein so reges Interesse haben können, jeden Vortheil zu erhaschen, den die Umstände darbieten, wie die Directoren einer Actiengesellschaft, die durch ihr eigenes Interesse als Theilnehmer der Gesellschaft geleitet werden, theils in der eigenthümlichen Stellung der Staatsdiener, als Glieder der großen Beamtenhierarchie. Die Abhängigkeit

von unendlich vielen Rücksichten auf Vorgesetzte und Untergeordnete, von denen doch jeder wieder eine gewisse Selbstständigkeit behauptet, und die damit zusammenhängende Weitläufigkeit und unvermeidliche Schwerfälligkeit des Geschäftsganges hindert gar sehr in einem freien Gebrauche der Kräfte. Manche sich darbietende Gelegenheit, das Unternehmen zu fördern, muß versäumt werden, weil die ertheilte Instruction es nicht erlaubt, und das Auswirken besonderer Bevollmächtigung zu zeitraubend seyn würde. Auch die Directoren einer Actiengesellschaft handeln natürlich nicht ganz frei; aber eine Gesellschaft, die ihren Vortheil versteht, wird die Vollmacht derer, welchen sie einmal ihr Vertrauen geschenkt hat, soweit ausdehnen, daß sie nicht gehindert sind, sich jedes sich darbietenden Vortheils zu bemächtigen. Sie kann es, weil sie nur über ihre eigenen Angelegenheiten verfügt, und Niemand Rechenschaft schuldig ist; dem Gouvernement sind aber die Hände mehr gebunden, weil es die Interessen des Staates verwaltet, und, wenn auch keiner höheren Gewalt verantwortlich, doch unter der Controle der öffentlichen Meinung steht, die ihr Richteramt bekanntlich nicht immer mit Milde übt. Viele von diesen Schwierigkeiten können zwar vermie-

den werden, wenn der Staat die Ausführung des Baues, wie es in Belgien geschieht, an Privatunternehmer verdingt. Hier werden die Unternehmer aber natürlich einen Gewinn für sich behalten wollen; auch wird die nachmalige Verwaltung des Transportes zum Theil dieselben Schwierigkeiten, wie der Bau, herbeiführen. Da der Staat seine Beamten nicht wohl nach Willkür entfernen und durch andere ersetzen kann, wenn es ihm vortheilhaft scheint, lassen es diese in den Unterbedienungen, wo der Ehrgeiz weniger wirkt, leicht an dem nothwendigen Eifer in der Erfüllung ihrer Obliegenheiten fehlen, auch vertheuert die Organisation der verschiedenen, einander übergeordneten Behörden die Aufsicht und Controle nicht wenig. Man könnte auch diesem Uebel zwar einigermaßen durch Annahme des Systems der Verpachtungen abhelfen; aber die Pächter, die zum Betrieb des Transportgeschäftes ein nicht unbedeutendes Capital bedürften, würden natürlich außer den Interessen von diesem einen ansehnlichen Theil des Ertrages für ihre Mühwaltung in Anspruch nehmen, so daß auch hierdurch wieder ein Theil des Gewinnes für den Staat verloren ginge. Wendet man dieses Alles den Actionärs zu, so kann ihr Unterneh-

men ganz lohnend für sie werden, ohne daß weder das Publicum, noch der Staat dadurch einen pecuniären Nachtheil erleidet. Von dieser Seite läßt sich also die Ueberlassung der Eisenbahnbauten an Privatpersonen sehr wohl rechtfertigen, wenn nur sonst durch die Bedingungen der Concession die öffentlichen Interessen gehörig gewahrt, und mit den Interessen der Unternehmer ausgeglichen werden.

Hierbei versteht es sich nun von selbst, daß den Unternehmern einer Eisenbahn nothwendig in Ansehung der zu ziehenden Nutzungen ein Schutz von Seiten des Staates ertheilt werden muß. Dahin gehört vor Allem das Verbietungsrecht gegen gleichartige Unternehmungen einer directen Verbindung zwischen denselben Orten, wobei jedoch, wie es die königlich Sächsische Regierung in ihrem Decret vom 6. Mai 1835 §. 5 ausdrücklich ausspricht, der Regierung das Recht, in Zukunft nach Befinden ähnliche, auf Beschleunigung des Transportes von Personen und Sachen abzweckende Unternehmungen, welche keine Eisenbahnen sind, zu concessioniren, ohne Unterschied des Tractes vorbehalten bleiben muß. Dieß kann namentlich rücksichtlich der auf gewöhnlichen Kunststraßen gehenden Dampfwägen wichtig wer-

den. Der Gebrauch der letztern kann zwar nie die Eisenbahnen unnütz machen, da eine gewöhnliche Chaussee auch im besten Zustande immer einen größern Aufwand an bewegender Kraft nothwendig machen wird, kann aber auch neben den Eisenbahnen nützlich werden, da solche Wägen sich mit ungleicher Geschwindigkeit nebeneinander fortbewegen, und also dem individuellen Bedürfnisse mehr anschließen können.

Eine sehr sorgfältige Erwägung erfordert die Regulirung des Gebrauchs der Eisenbahnen. Es kommt hier darauf an, die öffentlichen Interessen mit denen der Unternehmer auszugleichen. Dem Publicum wie dem Staate muß natürlich zunächst daran gelegen seyn, daß die Bahn möglichst bald hergestellt, und fortwährend in gutem Stande erhalten werde. Darauf muß also bei Ertheilung der Concession Rücksicht genommen werden. In dem königlich Sächsischen Decrete vom 6. Mai 1835 wird aus diesem Grunde der Leipziger Eisenbahncompagnie zur Pflicht gemacht: „nach Erwerbung des erforderlichen Grundeigenthums ungesäumt den Bau der Eisenbahn zu beginnen, und alle, der Compagnie zu Gebote stehenden Kräfte und Mittel anzuwenden, um dieselbe binnen der nächsten zwei Jahre von Angriff der Arbeit an gerechnet, voll-

ständig und in vollkommenen brauchbarem Zustände herzustellen," auch „die Eisenbahn stets in gutem und fahrbarem Stande zu erhalten, und tüchtige, dem Bedürfnisse des Publicums angemessene Beförderungsmittel für den Transport von Personen, Thieren und Waaren zu stetem Gebrauche bereit zu halten." Man könnte noch die Bestimmung hinzufügen, die Compagnie habe auch für jeden Schaden zu haften, der durch ein Versehen, welches bei einem gewöhnlichen Grade von Aufmerksamkeit zu vermeiden war, herbeigeführt wird. Eine gleiche Haftpflicht haben nach dem Preußischen Landrecht (Th. II. Tit. 15. §. 12.) in Ansehung der Chausseen diejenigen, denen die Sorge für die Unterhaltung der Sicherheit und Bequemlichkeit derselben vom Staate übertragen ist.

Das öffentliche Interesse verlangt ferner, daß die Bahn Jedem, unter angemessenen Bedingungen, ohne irgend eine persönliche Begünstigung, zur Benutzung geöffnet, und daß der Verkehr auf derselben durch Wohlfeilheit möglichst erleichtert werde. Man könnte die Frage aufwerfen, ob es nicht zweckmäßig sei, den Transport auf der Bahn gänzlich frei zu geben, statt ihn, wie es bisher überall geschehen ist, zum Monopol der Erbauer der Bahn zu machen.

Man könnte jedem, der einen Wagen besitzt, dessen mechanische Construction die Benutzung der Eisenbahn erlaubt, gegen ein verhältnißmäßiges Bahngeld gestatten, die Bahn mit Pferden oder vermittelst Dampfkraft zu befahren, in der Hoffnung, die freie Concurrenz werde auch hier am sichersten gegen Uebertheuerung und alle sonstigen Nachtheile eines Monopoles schützen. Dem steht jedoch entgegen, daß ein Hauptvortheil der Eisenbahnen zur Zeit noch darin besteht, daß eine große Last mit Aufwendung von verhältnißmäßig geringen Kräften fortbewegt wird, und daß daher der Transport viel vortheilhafter besorgt werden kann, wenn das Geschäft in eine Hand gelegt ist. Auch wird dadurch die Regelmäßigkeit des Transportes in einem höhern Grade gesichert. Bei dem Transport durch Dampfwägen tritt noch hinzu, daß es bei einer Concurrenz mehrerer Fahrberechtigter viel schwerer seyn würde, die Gefahren, welche ein unvorhergesehenes Begegnen auf einfachen Bahnen oder die ungleiche Schnelligkeit der nacheinander abfahrenden Wägen verursacht, zu vermeiden. Zwar könnte eine gute polizeiliche Aufsicht in Beziehung auf die Abfahrtszeit von den verschiedenen Bahnenden oder terminis, wie es die Engländer nen-

nen, diesem Uebelstand zum Theil abhelfen, auch ist es bei der Englischen Einrichtung leicht möglich, schnell die Nachricht weiter zu bringen, wenn sich irgendwo ein Hinderniß auf der Bahn zeigt. Man stellt nämlich die Bahnwärter in solcher Entfernung von einander auf, daß sie sich durch Fähnchen Signale geben, und also wie Telegraphen mit einander correspondiren können. Allein für einen gänzlich freien Verkehr würde das doch kaum ausreichen; es müßte, um Gefahr zu vermeiden, nothwendig eine so strenge Reihenfahrt eingeführt werden, daß die Vortheile der Concurrenz dadurch, für Privaten wenigstens, grossentheils wieder verloren gingen. Indeß kann es doch immer vortheilhaft wirken, wenn man nicht bloß einer Gesellschaft das Monopol des Transportes verleiht, sondern zweie oder dreie, je nachdem der Verkehr auf einer Bahn größer oder geringer ist, concessionirt, um so den Wetteifer anzuregen. Was den Staat anbelangt, so können administrative oder militärische Zwecke nöthig machen, daß er die Bahn unabhängig von dem regelmäßigen Betrieb des Transportes selbst benutzt. In Kriegszeiten wird das ohnedieß keinem Zweifel unterliegen. Da müssen alle Privatinteressen zurücktreten, und Niemand wird dem Staate

die Befugniß abtreten wollen, wo es militärische Zwecke gebieten, nicht blos eigene Transportmittel zu benutzen, sondern selbst über die den Privatpersonen zu verfügen, mag nun die erstere Einrichtung diesen Fall erwähnen, oder nicht. Besser wird es aber immer seyn, wenn man die Befugniß des Staates, unter solchen Umständen die Dienste für seine Zwecke zu benutzen, im Voraus anerkennt, und festsetzt, welche Aufgaben auf Entschädigung dann den Gutsbesitzer fallen. Für den regelmäßigen Betrieb mögen sich leicht eine Anordnung treffen lassen, welche den Besitzer der Pflicht, die ihn eigenen Pferde und Fuhrwerke überlässt. Das Gesetz vom 6. May 1835 enthält mehrere Bestimmungen, welche sich auf das Verhältniß der Post zu den Eisenbahnunternehmungen beziehen. Die Post übernimmt nämlich den Transport und die Leitung sämmtlicher zu diesem Behufe von regelmäßigen Personenbeförderung gegen ein zu entrichtendes Aequivalent für den bisherigen verursachten Aufwand in den Eisenbahnen des Großherzogth. Die gesammte Verwaltung des gesammten Zweiges aller Postämter über zwanzig Pferde, und überträgt die die Besorgung aller Personenbeförderung unter Zuziehung eines Frachtgeschäftes, den mit 25 Prozent gesam-

ger ist, als der gewöhnliche Frachtpreis. Die dadurch bewirkte Ersparniß soll zur Herabsetzung des Postporto auf der Tour der Eisenbahn benutzt werden. Alle Gegenstände der Reitpost mit Einschluß der Zeitungen soll die Compagnie zum unentgeltlichen Transport übernehmen, auch einen eigenen, den Bedürfnissen der Post gemäß construirten Wagen halten, und den die Post begleitenden Schaffner oder sonstigen Postbedienten unentgeltlich befördern. Hinsichtlich der Vertretung der auf der Eisenbahn beförderten Poststücke übernimmt die Compagnie dieselbe Verbindlichkeit, welcher in dieser Beziehung die Postmeister und Posthalter unterliegen. In Ansehung des Abgangs der Post wird festgesetzt, daß die Compagnie täglich eine mehrmalige Personenfahrt zwischen Dresden und Leipzig Statt finden lassen, und der Postanstalt den Mitgebrauch jeder Fahrt für Briefe und Fahrpostgegenstände gestatten solle, auch wird der Postbehörde die Concurrenz bei Bestimmung der Abfahrtsstunden auf den Endpuncten, sowie der Anhaltpuncte nach den Zwecken des Postwesens vorbehalten. Tritt auf der Eisenbahn in Folge von etwaigen Beschädigungen derselben eine Unterbrechung ein, so hat die Compagnie die Verbindlichkeit, dem-

ungeachtet für schleunigen und ungestörten Fortgang und Weiterbeförderung der von der Post übernommenen Sachen und Personen Sorge zu tragen.

Durch diese sehr zweckmäßigen Bestimmungen der Concession ist, wie man sieht, zugleich für die Sicherung einer ungestörten Benutzung der Eisenbahn von Seiten des Publicums gesorgt. Einem möglichen Mißbrauch derselben zum Zwecke eines Handelsmonopols wird durch die Clausel begegnet, daß die Beförderung von Personen, Thieren und Waaren ohne persönliche Begünstigung nach Maßgabe der Zeit und Reihenfolge der Anmeldung und Aufgabe besorgt werden solle. Es versteht sich, daß dieser Grundsatz auch in Hinsicht auf die Unternehmer des Baues keine Ausnahme leiden darf.

Daß durch das Sächsische Decret vom 6. Mai 1835 ein Maximum der zu erhebenden Fahr- und Frachtgelder für Personen, Thiere und Waaren festgesetzt wird, übrigens aber die Normirung derselben dem billigen Ermessen des Directoriums der Eisenbahncompagnie überlassen bleibt, während dagegen bei der Magdeburger und Stettiner Bahn der Staat sich die Bestimmung der Preissätze vorbehält, wurde

schon oben erwähnt, und zugleich darauf aufmerksam gemacht, daß die erstere Bestimmung der Compagnie, die andere aber dem Staate ein zu großes Recht einzuräumen scheine. Man kann zwar ohne Zweifel von Seiten des Staates eine billige Berücksichtigung der Interessen der Compagnie mit Sicherheit erwarten; wenn aber der Abwurf der Bahn nicht die gehoffte Höhe erreicht, wird sich die Regierung von zahlreichen Gesuchen um Erhöhung der Preise bestürmt sehen; und es wird große Unzufriedenheit bei den Actieninhabern erregen, wenn ihren Wünschen nicht gewillfahrtet werden kann. Bleibt dagegen der Compagnie die Bestimmung der Preise überlassen, so ist man vielleicht eher geneigt, niedrige Fahr- und Frachtpreise anzusetzen, denn man wird bald die Erfahrung machen, daß die Verwohlfeilerung des Transportes die Größe desselben vermehrt, wie auch von den Engländern durch Verminderung mancher Zollansätze ein höherer Ertrag erzielt wurde. Allein das hat doch nothwendig seine Grenzen, und deßhalb haben auch die Engländer bei ihren Eisenbahnen ein Maximum der auszuwerfenden Dividende vorausbestimmt, und dabei festgesetzt, daß, wenn der Ertrag der Bahn höher steige, eine verhältnißmäßige Preis-

erniedrigung eintreten solle. Ueber zehn Procent darf die Rente der Bahn nicht steigen. Auch bei uns würde diese Anordnung, verbunden mit der Bestimmung eines Maximums der Fahr- und Frachtpreise, seine Wirkung nicht verfehlen. Doch scheint eine Modification, deren Zweckmäßigkeit zum Theil durch Erfahrungen, welche man in England bereits gemacht haben will, bestätigt wird, sehr angemessen. Es ist begreiflich, daß das Interesse der Actionärs, den Ertrag noch ferner zu erhöhen, wenn die Dividende bereits ihr Maximum erreicht hat, sehr gering seyn muß. Sie werden daher leicht geneigt seyn, in diesem Falle mit weniger Eifer daran zu arbeiten, den Verkehr durch Erleichterung und Verwohlfeilerung des Transportes noch ferner zu heben; wenigstens werden sie ihren sichern Gewinn nicht leicht an Versuche zu weiterer Vervollkommnung des Eisenbahntransportes wagen, da ihnen kein Vortheil daraus erwachsen kann; auch dürfte häufig die nöthige Sparsamkeit in dem Betrieb des Geschäftes versäumt werden, wenn nicht für die Unternehmer, sondern zu Gunsten des reisenden und commerciellen Publicums gespart werden soll. Das letztere wird als der Grund angesehen, weßhalb das Directorium der Liverpool-Manchesterbahn so

manche ökonomische Rücksichten unbeachtet gelassen hat. Die halbjährliche Dividende betrug nämlich gleich von Anfang an $4^{1}/_{2}$ Procent und hat im letzten Semester den höchsten Satz von 5 Procent wirklich erreicht, so daß bei einer fernern Erhöhung des Abwurfs eine Preiserniedrigung eintreten muß. In Deutschland hat man zwar einer möglichen Pflichtverletzung von Seiten der Directoren dadurch zu begegnen gesucht, daß man dem Gouvernement die Bestellung eines Commissars, und diesem die stete Einsicht der Cassenbücher zum Behufe der über den Anfang, Fortgang und die Erfüllung der Ausgabe zu führenden Controle vorbehielt; allein die Wirksamkeit einer solchen Inspection kann sich doch nicht wohl über die Verhütung gröberer Vernachlässigungen ökonomischer Pflichten hinaus erstrecken, nie aber den Eifer und das rastlose Streben nach Vervollkommnung des Institutes, den das eigene Interesse erzeugt, ersetzen. Daher wird es zweckmäßig seyn, zwar in der Weise ein Maximum der Dividende festzusetzen, daß die Unternehmer bis zur Erfüllung desselben den Abwurf der Bahn unbedingt ziehen, ihnen aber auch bei einem höhern Ertrage immer noch ein Antheil von dem Gewinn bleibt, der hinreicht, um

ihr Interesse an dem Gedeihen der Anstalt lebendig zu erhalten.

Mit dieser Einrichtung ließe sich noch ein weiterer Vortheil verbinden. Wir führten oben als ein Motiv zur Uebernahme der Eisenbahnbauten von Seiten des Staates an, daß, wenn der Ertrag sämmtlicher Bahnen in eine Casse falle, der reichlichere Abwurf der einen Bahn den Minderertrag der andern übertragen könne. Ließe man einen Theil von dem das Maximum der unbedingten Dividende überschreitenden Abwurf in eine Casse fallen, welche zur Unterstützung von solchen Bahnen, die, obgleich gemeinnützig, doch minder ergiebig sind, bestimmt ist, so würde man dasselbe erreichen.

Hiernach ginge also der Vorschlag dahin, ein Maximum des zu erhebenden Fahr- und Frachtgeldes und ein Maximum der unbedingt den Unternehmern zuzuweisenden Dividende festzusetzen, den höhern Ertrag aber zu einem Drittheile zur Herabsetzung des Fahr- und Frachtgeldes zu benutzen, zu einem Drittheile zur Unterstützung minder ergiebiger gemeinnütziger Bahnen zu verwenden, und zu einem Drittheile den Actionärs als Gewinn zuzutheilen.

Die Bestimmung des Maximums der den Un-

ternehmern unverkürzt zufallenden Dividende hängt von der Erwägung sehr mannichfaltiger Umstände ab. Die Engländer haben, wie bereits bemerkt, zehn Procent angenommen. Räumen wir aber den Actionärs einen Anspruch auf einen Theil des, das Maximum überschreitenden Ertrags ein, so wird darin ein genügender Grund liegen, einen etwas niedrigern Satz zu wählen. Wir dürfen überhaupt nie vergessen, daß die Eisenbahnen ein öffentliches Institut sind, welches wesentlich die Bestimmung hat, den allgemeinen Verkehr zu erleichtern, und so den Wohlstand und die Bildung des Volkes zu befördern, nicht aber den Capitalisten eine Gelegenheit zu geben, die Rente von ihren Capitalien zu einer ungewöhnlichen Höhe zu steigern. Die Aufgabe wird daher darin bestehen, den Unternehmern einer Eisenbahn die Aussicht auf einen Gewinn zu eröffnen, der groß genug ist, um die Besorgniß vor möglichen Verlusten zu überwiegen. Der mittlere Zinsfuß ist jetzt der vierprocentige. Wenn man daher das Maximum der Dividende verdoppelt, und die Aussicht auf einen Gewinn von 8 Procent eröffnet, so muß das schon viele Capitalien anziehen. Ist das Risico geringer, so wird selbst ein mäßigerer Gewinn ausreichen; und da der Staat

keine Eisenbahn anzulegen gestatten wird, bei der nicht eine genaue Prüfung aller Umstände dargethan hat, daß sie entweder einen hinreichenden Gewinn abwerfen, oder sonst so entschiedene Vortheile gewähren wird, daß die Herstellung derselben nöthigenfalls durch Opfer von Seiten des Staates erkauft werden muß, so dürfte er wohlthun, wenn er einen Theil des Risicos übernähme. Bei einer Garantie von drei Procent wird die Aussicht auf einen Gewinn von sechs Procent schon sehr lockend; mit der Gefahr, ein Procent weniger zu erhalten, als der gemeine Zinsfuß beträgt, wird die Hoffnung auf einen Mehrertrag von zwei Procent und nach Umständen noch mehr erkauft. Denn je niedriger das Maximum der Dividende angesetzt wird, um so eher ist zu erwarten, daß der Ertrag dasselbe übersteigen werde. Bei einem Ertrag von 10 Procent würde der Actionär schon $1^1/_2$ Procent, und bei einem Ertrag von 12 Procent 2 Procent über die Dividende, also im Ganzen eine Rente von $7^1/_3$ oder 8 Procent erhalten.

Nimmt man das entwickelte System bei der Begründung der Eisenbahncompagnien an, so wird man einestheils einen Einwand gegen die Begünstigung von Actiengesellschaften beseitigen, der nicht un-

beachtet bleiben darf, daß nämlich durch dieselben dem Capital ein allzugroßes Uebergewicht über die Arbeit eingeräumt werde, anderntheils wird man dem Papierschwindel auf eine sehr wirksame Weise entgegenarbeiten. Ist die Gefahr eines Verlustes durch die Garantie von drei Procent vermindert, der Aussicht auf Gewinn aber durch Annahme eines Maximums der Dividende in der angegebenen Weise eine Grenze gesetzt, so werden die Schwankungen des Curses viel geringer werden, und der Reiz der Agiotage fällt großentheils weg. Da die Eisenbahnunternehmungen unter den aufgestellten Bedingungen gleich von vorn herein eine festere Basis erhalten, werden die Actien früher in die Hände derer übergehen, die ihre disponibeln Capitalien in denselben anlegen wollen, und den bloßen Schwindlern wird ihr verderbliches Spiel verdorben seyn. Es ist gewiß hohe Zeit, dem Unwesen einen Damm entgegenzusetzen. Durch den in der letzten Zeit so lebhaft und bis jetzt fast durchgängig mit großem Glück getriebenen Handel mit Eisenbahnactien hat der Papierhandel in Gegenden sich verbreitet und bei Ständen Eingang gefunden, die demselben bisher noch gänzlich fremd geblieben waren. Das Verführerische, das in dem Gedanken liegt, ohne

alle Arbeit und anscheinend ohne großes Risico, durch den bloßen Kauf und Verkauf solcher Papiere, beträchtliche Summen gewinnen zu können, würde bald Lust erwecken auch an dem Staatspapierhandel Theil zu nehmen, oder auch wohl bei andern Gegenständen der Handelsspeculation ein ähnliches Spiel zu treiben. Bis jetzt haben sich zum Glück verhältnißmäßig nur wenige größere Handelsstädte in Deutschland mit diesem unreellen Handel, der weder der Vermittlung eines wirklichen Austausches, noch folgeweise der Befriedigung wirklicher Bedürfnisse dient, also ein bloßer Scheinhandel ist, beschäftigt. Wo aber die Gewohnheit dieses, für die Menschheit völlig werthlosen Verkehres tiefer Wurzel geschlagen hat, da hat er auch schon angefangen, den soliden Handel, durch welchen die Masse der Güter vermehrt und menschliche Kräfte erspart werden, in seinen Kreis hineinzuziehen. So wird z. B. schon jetzt der Oelhandel in Mainz zur Agiotage benutzt. Wir können es bald dahin bringen, daß jeder Bauer seine operations à découvert macht und marchés à prime und marchés à report über die Früchte des Feldes abschließt.

Die Mittel, die man gegen den um sich greifen-

den Handel mit Eisenbahnaktien in Verfall und ganz Klein auf in Anspruch gebracht hat, werden zwar dazu dienen, den vorgesetzten Zweck zu erreichen, aber es werden nicht immer ohne Nachtheil für die Actienunternehmungen bleiben. Gewiß sehr angenehm sie ist es, wenn man dem Handel mit todten Papieren dadurch entgegenwirket, daß man vorerst gar keine Stückzeichnungsscheine ausgeben läßt. Der schnelle Umsatzung der Actien wird es aber gewiß sehr hindernlich sein, wenn man auch, nachdem die Begebung einer Actienprioritätsanleihe genehmigt worden ist, keine auf den Inhaber lautende Zinsumschläge ausstellt, sondern selbst die Einzahlung von 25 Prozenten bei Actienzeichnungen verlangt. Mit der ganzen Masse von Unternehmungen, die man gegenwärtig projectiren möchte, dürfte immerhin Niemand den öffentlichen Cassen, die sie vorzüglich anzusprechen haben, gute wollen werden. Die Cassen der Mittelstaaten, die noch die sich in Deutschland bereits Actiengesellschaften gebildet haben, bringen noch einige mäßige Anschläge gegen Forderung Millionen Thaler. Es möchte also, wenn sie, wie es heißen soll, bis zur Zusammenkunft kommen, in kurzer Zeit über zwölf Millionen Thaler eingezahlt sein gegen Ende vorigen Jahres die ganze Zahl

außer Cours gesetzt werden, was gewiß nicht ohne nachtheiligen Einfluß auf unsern Geldmarkt bleiben könnte und auch für die öffentlichen Cassen mit Inconvenienzen verknüpft seyn müßte. Doch auch abgesehen hiervon, wird diese Manipulation wieder dazu beitragen, die Actien in die Hände der größern Capitalisten zu bringen, deren Fonds mehr disponibel zu seyn pflegen. Für die kleinern Capitalisten ist gerade die allmählige Einzahlung mäßiger Raten ein großer Vortheil, da sie diese mit größerer Leichtigkeit aufbringen, auch wohl an ihren laufenden Ausgaben ersparen können. Zur Verbreitung von Actien in den mittlern Ständen würde es vielleicht beitragen, wenn man jeden Theilnehmer, an einem und demselben Tage wenigstens, nur für eine geringere Anzahl von Actien subscribiren ließe, damit nicht wenige große Häuser das ganze Unternehmen in die Hände bekommen und durch Verkauf zu höhern Preisen den vorauszusehenden Gewinn vorwegnehmen. Die Erfahrung wird hier bald lehren, welcher Weg am sichersten zu dem vorgesetzten Zwecke führt; freuen können wir uns aber, daß unsere Regierungen so schnell das zu erstrebende Ziel erkannt haben.

Doch dieß Alles ist in der neusten Zeit so oft

zur Sprache gebracht worden, daß wir hier füglich darüber hingehen und uns zu einem andern Puncte wenden können, der bisher die allgemeine Aufmerksamkeit weniger auf sich gezogen hat. Wir meinen die Frage, welcher Art die rechtlichen Verhältnisse einer Actiengesellschaft als Unternehmerin einer Eisenbahn dem Staat gegenüber seien.

Die Grundsätze, welche von unsern Deutschen Regierungen bei Begründung von Eisenbahngesellschaften zur Anwendung gebracht worden sind, stimmen darin überein, daß man den Unternehmern ein Gewerbsmonopol, ein ausschließendes Privilegium zur Herstellung und Benutzung einer Eisenbahn auf einer bestimmten Linie ertheilt, welches entweder auf eine bestimmte Reihe von Jahren beschränkt ist, oder keine Bestimmung über die Dauer der Concession enhält. Das letztere ist z. B. bei der Leipzig-Dresdner Eisenbahn der Fall, während dagegen das Privilegium der Ludwigs-Eisenbahngesellschaft zu Nürnberg auf 30 Jahre und das der Wien-Bochnia-Gesellschaft auf 50 Jahre beschränkt ist. An der Bahn selbst, sowohl dem Grund und Boden, als dem Oberbau mit allem Zubehör ist den Gesellschaften überall volles Eigenthum zuerkannt worden. So sagt z. B. das königl.

lich Sächsische Decret vom 6. Mai 1835 §. 5. ausdrücklich, daß der Compagnie die von ihr anzulegende Bahn als alleiniges und unwiderrufliches Eigenthum zustehen werde. Das königl. Baierische Privilegium für die Actiengesellschaft zur Errichtung einer Eisenbahn zwischen Nürnberg und Fürth (19. Februar 1834) enthält zwar darüber nichts; allein die mit königl. Genehmigung versehenen Statuten erkennen denselben Satz an, [1]) und ebenso finden wir in dem Privilegium für die Wien-Bochniabahn ausgesprochen, daß in jedem Fall diese Eisenbahn cum appertinentiis an Grund und Boden, sowie an Gebäuden, nebst dem gesammten fundus instructus, fortwährend das Eigenthum der Actiengesellschaft bleibe. [2])

Was nun zuerst die Dauer der Concession anbelangt, so könnte bei Actionärs, die in unserm Rechte nicht bewandert sind, leicht die irrige Mei-

---

1) Vrgl. Deutschlands erste Eisenbahn mit Dampfkraft oder Verhandlungen der Ludwigs-Eisenbahn-Gesellschaft, Nürnberg 1836. S. 26 fl. und S. 47.

2) Allgem. Zeitung vom 5. März 1836, außerordentl. Beilage.

nung entstehen, ein ohne eine Zeitbeschränkung ertheiltes Privilegium sei überhaupt, und ein auf eine gewisse Zeit verliehenes wenigstens bis zum Ablaufe derselben unwiderruflich. Dem widerspricht jedoch die Natur der Privilegien. Jedes Privilegium kann vom Staate unter gewissen Bedingungen wieder aufgehoben werden, nämlich, abgesehen von dem hier nicht vorliegenden Falle eines ausdrücklichen Vorbehaltes willkürlicher Aufrufung bei Ertheilung desselben, wegen eines erheblichen Mißbrauchs von Seiten der Privilegirten, und wenn das Privilegium dem gemeinen Wohle zuwiderläuft. Dieß ist ein in unserm gemeinen Rechte vollständig anerkannter Satz, folgt aber auch aus der Natur der Privilegien selbst, die durch einen Act der Gesetzgebung entstehen, der dem Staate keine unwiderrufliche Verbindlichkeit auflegen kann. Selbst ein Verzicht von Seiten der Regierung kann hierin nichts ändern, denn es kann nie dem Staate ein Recht vergeben werden, welches ihm nothwendig zustehen muß, wenn er seine Bestimmung erfüllen soll. Nur darin, daß man dieß öfter verkannt, und eine Maxime der Verwaltung zu einem unveränderlichen Gesetz hat erheben wollen, liegt in der Regel der Grund der nachtheiligen Wir-

ungen der Monopole, denn der Schaden, den sie brachten, ist selten die Folge ihrer ersten Einrichtung gewesen, sondern aus ihrer übergroßen Dauer entsprungen. Bei der Ertheilung von Eisenbahnconcessionen muß man den Grundsatz der Widerruflichkeit um so mehr anerkennen, als in der That noch Niemand zu übersehen vermag, welchen Einfluß dieses mächtige Communicationsmittel auf die künftige Gestaltung unserer Verkehrsverhältnisse haben wird, und welche Bedürfnisse sich in Ansehung ihrer dereinst herausstellen werden. Eine neue Erfindung im Reiche der Mechanik kann dem Betriebe des Transportgeschäftes eine ganz andere Gestalt geben, und kann die Nothwendigkeit herbeiführen, die Concession an andere Bedingungen zu knüpfen, oder auch ganz zurückzunehmen. Es versteht sich dabei von selbst, daß dieß nicht nach Gefallen (ad bene placitum) geschehen darf, sondern nur, wenn Gründe des öffentlichen Wohls es wirklich fordern. Ob dieß der Fall sei, darüber steht freilich dem Richter keine Cognition zu, und insofern hängt es immer von dem Befinden des Staats ab. Allein zweierlei ist dabei doch nicht außer Acht zu lassen: erstens wird eine gerechte Regierung die Aufrufung eines Privilegiums nicht eintre-

ten lassen, bevor sie durch eine gewissenhafte Prüfung aller Umstände die feste Ueberzeugung gewonnen hat, daß das öffentliche Wohl diesen Schritt erheischt, und dann werden die Interessenten auch immer einen Anspruch auf volle Entschädigung erhalten. Bei einem ad bene placitum verliehenen Privilegium ist dieß so wenig der Fall, wie bei einem auf bestimmte Jahre verliehenen, wenn es nach Ablauf der festgesetzten Zeit nicht wieder erneuert wird. Dieselben Grundsätze kommen bei der Entziehung eines Privilegiums wegen Mißbrauchs desselben zur Anwendung, denn hier haben sich die Interessenten den eintretenden Schaden selbst zuzuschreiben. Ein solcher Mißbrauch würde z. B. dann angenommen werden müssen, wenn die Actiengesellschaft ihr Privilegium benutzte, um ein wahres Handelsmonopol an sich zu reißen, oder wenn sie den Transport vernachlässigte, nicht die nöthigen Sicherheitsmittel in Anwendung brächte u. drgl. m., insofern nämlich die Regierung keine andern Mittel besäße, um die Gesellschaft zur vollständigen Erfüllung ihrer Pflichten anzuhalten. — Daß die Actiengesellschaft auch selbst auf das Privilegium verzichten kann, unterliegt keinem Zweifel.

Ein bedenklicherer Punct ist die Ueberlassung

des Eigenthums der Bahn an die Actiengesellschaft. Die Eisenbahnen sind eigentlich nur vervollkommnete Chausseen; wie bei diesen, wird zu ihren Gunsten das Recht der Expropriation zur Anwendung gebracht, sie sollen den öffentlichen Verkehr vermitteln gleich den öffentlichen Straßen, und sollten daher auch wie diese als öffentliches Gut angesehen werden. Man könnte zwar entgegnen, es finde hier der wesentliche Unterschied Statt, daß Eisenbahnen nicht nur eine sehr künstliche Construction verlangen, sondern daß auch die Benutzung derselben von besondern Vorrichtungen abhänge; allein es ist nicht abzusehen, wie das auf die rechtliche Natur dieses öffentlichen Communicationsmittels einen Einfluß haben kann, da dasselbe auch von den Chausseen als Fahrstraßen, wenn schon in einem geringern Grade, gilt. Daß die Eisenbahnen in den angenommenen Fällen durch Privatkräfte hergestellt werden, kann auch nichts zur Entscheidung beitragen; dieß kann ebenfalls bei Chausseen vorkommen, ohne daß diese deßhalb aus der Categorie derjenigen Straßen, die res publicae sind, herausträten. Nach einem großherzoglich Sächsischen Gesetz vom 5. Februar 1836 kann die Ausführung eines Straßenbaues zum allge-

meinen Wohl nach Ermessen der Regierung durch Privatunternehmung gestattet werden; damit soll aber schwerlich gesagt seyn, daß man den Privatunternehmern das Eigenthum an der von ihnen erbauten Chaussee überlassen wolle, sondern man wird ihnen ohne Zweifel nur die Befugniß einräumen, ein bestimmtes Wegegeld zu erheben, um sich dadurch für ihren Aufwand entschädigt zu machen. Denselben Grundsatz könnte man auch bei den Eisenbahnen zur Anwendung bringen. Die Actiengesellschaft erhält die Erlaubniß, auf ihre Kosten eine Bahn herzustellen, die wie jede andere öffentliche Straße gemeines Gut wird, und sie wird dadurch entschädigt, daß man sie für das Transportgeschäft monopolisirt, oder ihr auch vielleicht nur das Recht einräumt, ein Bahngeld zu erheben. So lange die Eisenbahn besteht, kann ohnedieß von einer Ausübung von Eigenthumsrechten an derselben eigentlich nicht die Rede seyn; es prävalirt hier immer der Character einer dem gemeinen Wohl dienenden Anstalt, zu deren Gunsten das Recht der Expropriation ausgeübt worden ist. Die Unternehmer können nicht willkürlich darüber verfügen; sie können sie nicht nach Gefallen schließen oder zu andern Zwecken benutzen.

Geben sie freilich die Concession auf, oder wird ihnen diese entzogen, so würde ihnen die Bahn, wenn sie öffentliches Gut wäre, nicht als Privateigenthum zufallen, sondern dem Staate verbleiben. Dieß könnte ungerecht scheinen. Allein wenn die Concession den Unternehmern einer Eisenbahn aus Gründen des gemeinen Wohls entzogen würde, so müßten sie auch für diesen Verlust entschädigt werden; dem Nachtheil aber, der ihnen daraus entspringen könnte, daß sie das Privilegium, weil das Unternehmen nicht rentirt, freiwillig aufgeben müssen, oder daß die für bestimmte Jahre verliehene Concession nicht erneuert wird, könnten sie im Voraus begegnen, indem sie sich eine Entschädigung für die Anlage der Bahn vorbehielten, oder sich ausbedängen, daß ihnen das Eigenthum daran zufallen solle, wenn der Staat die Bahn nicht selbst übernehmen, oder weiter zum Transport verleihen wolle.

Die Frage, die wir hier berührt haben, würde von ungleich grösserer Wichtigkeit seyn, wenn das Eigenthum, welches den Actiengesellschaften an den Bahnen zuerkannt wurde, wirklich so unwiderruflich wäre, wie es den Worten der Privilegien nach scheint. Es könnte dieß zu großen Störungen im öffentlichen Verkehr führen. Wenn z. B. eine Gesellschaft ihre Con-

cession aufgeben wollte, oder der Staat für gut befände, ein Privilegium zurückzunehmen, so würde es die Gesellschaft als Eigenthümerin der Bahn in der Hand haben, den Staat, der den Verkehr durch eine Eisenbahn für nothwendig hält, zu zwingen, entweder einen übermäßigen Kaufpreis zu zahlen, oder mit großem Zeit- und Geldverluste eine neue Bahn bauen zu lassen, die wiederum die Abtretung ausgedehnter Ländereien nöthig machte. Die Actiengesellschaft ist aber, wie jeder andere Grundeigenthümer, dem Rechte der Expropriation unterworfen; der Staat ist befugt, wenn es das gemeine Wohl verlangt, jederzeit die Abtretung der Bahn cum appertinentiis gegen Entschädigung zu verlangen, und kein scheinbarer Verzicht von Seiten der Regierungen kann dieses aus dem dominium eminens des Staates abfließende Recht aufheben. Welcher Widerspruch würde auch darin liegen, wenn der Staat befugt seyn sollte, die daneben befindlichen Grundstücke zum Zwecke eines Eisenbahnbaues an sich zu nehmen, die Eigenthümer der schon fertigen Bahn aber nicht zur Abtretung zwingen zu dürfen.

Es wäre gewiß wünschenswerth, daß man alle diese Verhältnisse gleich bei Ertheilung der Concession genau normirte, denn wenn es sich auch nur um die

Anwendung gemeinrechtlich feststehender und aus der Natur der Sache abgeleiteter Grundsätze handelt, läßt es sich doch nicht erwarten, daß alle die, welche als Actionärs an Eisenbahnunternehmungen Theil nehmen, darüber völlig im Klaren sind. Besonders dürfte es zweckmäßig seyn, wenn man die Grundsätze, nach welchen eine möglicher Weise nothwendig werdende Entschädigung abzumessen seyn würde, im Voraus festsetzte, da hierüber am leichtesten Streitigkeiten entstehen können.

Es ist vorauszusehen, daß die hier entwickelten Ansichten über die Bedingungen, unter welchen Concessionen zur Anlegung von Eisenbahnen ertheilt werden sollen, und über die Grundsätze, nach welchen die rechtlichen Verhältnisse der Eisenbahnactiengesellschaften dem Staate gegenüber zu beurtheilen sind, bei unsern Capitalisten keinen allgemeinen Beifall finden werden. Der Vorgang Englands und einiger Deutscher Regierungen, die es für rathsam halten mochten, die Neigung zu derartigen gemeinnützigen Unternehmungen durch Ertheilung sehr umfassender Concessionen zu unterstützen, haben die Meinung verbreitet, bei beschränkenderen Bedingungen könnten Privaten ihre Fonds nicht mehr mit Vortheil in diesen Un-

ternehmungen anlegen. Wenn dadurch indessen auch eine augenblickliche Hemmung in der schnellen Verbreitung der Eisenbahnanlagen herbeigeführt werden sollte, die Nachtheile einer eintretenden Verzögerung werden durch die nachhaltenden Vortheile, welche eine strenge Berücksichtigung des allgemeinen Interesses gewährt, bei weitem aufgewogen. Sichert man die Unternehmer vor größeren Verlusten, so wird auch schon die Aussicht auf mäßigern Gewinn Capitalien herbeiziehen. Der zwanzigjährige Friede hat auf den Wohlstand Deutschlands so vortheilhaft eingewirkt, daß es einen Ueberfluß an Capitalien giebt. Die Staatspapiere sind seit längerer Zeit in einem fortwährenden Steigen begriffen, und kommen immer mehr in feste Hände. Der Landbau hat sich dagegen leider nicht in gleichem Verhältnisse mit der Industrie gehoben; das Grundeigenthum ist in vielen Gegenden Deutschlands überschuldet und hat an Credit verloren. Welchen Abfluß sollen die angehäuften Capitalien nun finden? Gewiß! man braucht nicht besorgt zu seyn; es werden uns die nöthigen Mittel nicht fehlen, um die neuen Bahnen zu eröffnen, durch welche uns Wohlstand und Bildung zufließen soll.

Reinhold Schmid.

## 3.

# Statistische Miscellen.

### 1. Europas Schuldenwesen.

In den meisten Staaten Europas wurden die Staatsausgaben ursprünglich durch die Domänen oder Staatsgüter gedeckt, die in sehr großer Anzahl vorhanden waren [1]). Dieß lag in der Natur der Sache, theils weil die Landwirthschaft dasjenige Gewerbe ist, was sich zuerst ausbildet und für die ersten Bedürfnisse in einem noch rohen Zustande der Gesellschaft ausreicht, theils weil die meisten Europäischen Staaten auf Eroberung des Grundeigenthums sich gründeten. Diese Domänen reichten jedoch bei der weitern Entwickelung und den veränderten Verhältnissen des innern und äußern Staatslebens nicht zu, und so kam das Steuerwesen auf, von dem man, namentlich in Deutschland,

1) Man lese das Verzeichniß von 123 kaiserlichen Villen der Carolinger bei Hüllmann Finanzgeschichte d. Mittelalters S. 19. Der Englische König Eduard der Bekenner (1042 — 1065) hatte 1422 Landgüter (manors) nebst 68 Forsten und 781 Parke! vgl. Sinclair history of the public revenue I. 26, 67.

anfangs gar nichts wußte [1]), welches sich aber bald allmählich so erweiterte, daß es zur Hauptquelle der Staatseinkünfte wurde, und es für die gewöhnlichen Staatsausgaben überall ist. In England verhält sich dermalen der Ertrag der Domänen zu dem Gesammtbetrag der Staatseinnahme wie 1 : 1000; in Frankreich wie 1 : 14; in Preußen wie $9^1/_2$ : 100; in Oesterreich (welches unter allen Europäischen Staaten noch die meisten Domänen besitzt) wie 2 : 7 [2]); in Baiern ist das Verhältniß des Domäneneinkommens zur reinen Staatseinnahme $23,_4$ Procent, in Würtemberg 28 Proc., in Sachsen $15,_6$ Proc., in Baden $16,_8$ Proc., im Großherzogthum Hessen $24,_4$ Proc. [3]) In den neuern Zeiten langte man besonders wegen dem kostspieligen Kriege, auch mit der Steuer, so hoch man sie auch gesteigert, nicht mehr aus, und suchte für die außerordentlichen Ausgaben durch allerlei Finanzkünste oder Finanzoperationen das Mißverhältniß zwischen Ausgabe und Einnahme, den Ausfall, wel-

1) Stündeck üb. d. Steuerverfass. in Deutschl.

2) Lotz Staatswirthschaft III. 92.

3) Rau polit. Ökon. III 95. vgl. Malchus Statistik S. 397, (der hierüber einige abweichende Angaben hat).

cher sich dermalen in fast allen Staatshaushaltungen findet, zu decken. Gewiß ist, daß hierin sich zwischen unsern Staaten und unsern Studenten eine unverkennbare Aehnlichkeit zeigt; sie können alle beide (mit sehr wenigen Ausnahmen) nicht auskommen mit ihrem Einkommen, und laboriren beide an dem bösen, krebsartig zunehmenden Deficit! Unter den Heilmitteln gegen diese Krankheit war und ist das Schuldenmachen durch Anleihen, ebenfalls wie bei den besagten Studenten, das häufigste und beliebteste, obwohl schon der weise Polonius bemerkte, daß „borgen der Wirthschaft Spitze abstumpft", und obwohl es offenbar und auch allgemein bekannt und anerkannt ist, daß dadurch die Mittel der Zukunft den Bedürfnissen der Gegenwart geopfert, und der Nachwelt zu ihrer eigenen Bürde noch die Lasten und Schulden der Jetztwelt aufgebürdet werden. In diesem Anleihesystem ging bekanntlich England voran, und am weitesten, (wir sprechen hiervon später noch ausführlicher); aber auch die übrigen Staaten ermangelten nicht, raschen Schrittes so viel wie möglich diesem Beispiele zu folgen.

Da aller Credit von den Ansichten des Gläubigers über das Bezahlen-Wollen, Können und

Müssen des Schuldners abhängt, der letztere Punct aber bei Staatsanleihen wegfällt, da kein Capitalist den Staat zum Bezahlen zwingen kann, so muß in der Regel jeder Staat, wenn er borgt, sich um so härtere Bedingungen gefallen lassen, je geringer sein Credit überhaupt, oder je mehr er selbst bereits verschuldet ist. So verkaufte z. B. Frankreich in der Noth wegen der Kriegssteuer nach der Restauration, im Jahre 1815 $3^{1}/_{2}$ Mill. Francs Renten; (also eine Einschreibung von 70 Mill. im großen Buche, für 36 Mill., welches einen Cours von 50 vom Hundert macht, d. h. es mußte zu $9^{2}/_{3}$ Proc. Zinsen borgen; ebenso im Jahre 1816 zu $9^{3}/_{8}$, im Jahre 1817 zu $8^{9}/_{10}$. Dänemark mußte sich bei seiner Anleihe von 6 Mill. Mark in Hamburg im Jahre 1819 zu $6^{1}/_{2}$ Proc. Zinsen verstehen [1]). Das Fallen des Curses der Staatspapiere entsteht theils aus der (gegründeten oder ungegründeten) Furcht, einen Theil des Stammes oder die Zinsen zu verlieren, theils dadurch, daß jede schon verschuldete Regierung, wenn sie neue Anleihen machen will, bessere Bedingungen anbieten muß, wodurch die ältern Gläu-

1) Vgl. Storch Nationalwirthschaft übers. v. Rau Th. III. S. 400.

biger bewogen werden, ihre Schuldbriefe loszuschlagen, um an den neuen Darlehen Theil zu nehmen; in welchem Falle dann der Cours der alten Papiere sinkt und die neuen steigen.

Auf diese Weise erklärt sich, wie, seit die Regierung einmal diese Bahn eingeschlagen, der Staatscredit eine so große Bedeutung gewonnen, und man anfangen konnte, die Tüchtigkeit der Staaten selbst nach ihrem Credit zu bemessen. Im Jahre 1823 hatten sie in dieser Hinsicht folgende Stufenleiter [1]). Um eine Rente von 5 Procent zu bekommen, mußten die Capitalisten in Baarem darbringen in:

| | |
|---|---|
| Sachsen . . . . | 140 — 150 |
| England . . . . | 125 — 130 |
| Würtemberg . . . | 98 — 100 |
| Preußen . . . . | 90 |
| Frankreich . . . . | 86 |
| Norwegen . . . . | 85 |
| Dänemark . . . . | 81 |
| Rußland . . . . | 80 |
| Spanien . . . . | 37 |

Auf welche ungemessene Weise die meisten Staaten den Credit, den sie finden konnten, benutzt haben,

1) Schön Gesch. d. Statist. d. Civilis. S. 235.

ergiebt sich aus der Thatsache, daß im Allgemeinen Europa eine öffentliche Schuld hat, die zehnmal so groß ist, als sein ganzes öffentliches Einkommen![1]) (Dieß ist ein merkwürdiger Pendant zu dem schon früher mitgetheilten[2]) Resultat über Europas Pauperismus, wonach dieser Welttheil nämlich im Ganzen 10 Procent Arme zählt!)

Hier nur noch einiges Specielle über die fünf Großmächte Europas.

Rußlands Staatsschuld wurde bereits am 1. Januar 1828 auf die Summe von 652,396,012 Rubel 46 Kopeken (oder 369,691,073 Gulden Rhein.) berechnet. Dazu kam noch im Jahre 1828 eine Anleihe von 18,000,000 Gulden Holl., und daß diese Schuldenmasse sich in den folgenden (Kriegs-) Jahren nicht vermindert, sondern vermehrt hat, versteht sich wohl von selbst. Dazu kommt dann noch die Staatsschuld von Polen, die ebenfalls schon 1828 sich auf 62,600,000 Gulden belief. Für die Größe des Staatseinkommens mangelt es an hinlänglich si-

---

1) Schön Finanz. S. 118.

2) Minerva Aprilheft S.

chern Daten; sie beläuft sich nach Hassel [1]) und Malchus [2]) inclusive Polens ungefähr auf 204 bis 205,000,000 Gulden; (für ein Areal von 377,467 □Meilen und 65 Millionen Einwohner).

In Oesterreich schätzt man das Nationalvermögen auf 22,500 Millionen Gulden, das Nationaleinkommen auf 2500 Mill. Gulden. Darauf liegen 852 Mill. Gulden Staatsschulden, die $^1/_6$ der öffentlichen Einkünfte (152 Mill. Guld.) zur Verzinsung fordern [3]). Das Nationaleinkommen ist also zu 34 Proc. verschuldet.

In Frankreich schätzt man das Nationalvermögen auf 27,000 Mill. Gulden, das Nationaleinkommen auf 3000 Mill. Gulden. Darauf liegt eine Staatsschuld von 2200 Mill. Gulden, die $^1/_5$ des Staatseinkommens (453 Mill. Guld.) zur Verzinsung erfordert. Das Nationaleinkommen ist also zu 75 Proc. verschuldet.

In Preußen schlägt man das Nationalver-

---

1) Genealog. Umriß II. 8.

2) Finanzwiss. Beil. Tabellen S. 29.

3) Malchus a. a. O. S. 31. Schön Gesch. und Statist. d. Civ. S. 237. (Aus diesen beiden Schriftstellern sind auch die folgenden Angaben entlehnt).

mögen auf 7000, das Nationaleinkommen auf 800 Mill. Guld. an. Darauf ruhen 360 Mill. Guld. Staatsschulden, auf deren Verzinsung $^1/_5$ der öffentlichen Revenuen (89 Mill. Guld.) verwendet werden müssen. Es sind demnach 40 Proc. des Nationaleinkommens verschuldet.

In England beträgt das Nationalvermögen 45,000 Millionen, das Nationaleinkommen 5000 Mill. Guld. Darauf ruht eine Schuld von 9500 Mill. Guld., welche beinah $^3/_5$ des Staatseinkommens (585 Mill. Guld.) zur Verzinsung fordert. Das Brittische Nationaleinkommen ist also beinah um das Doppelte verschuldet!

---

2. Englands Staatsschuld insbesondere.

Wie sich hieraus von selbst ergiebt, hat unter allen Regierungen der Staaten unserer civilisirten Welt keine der Maxime, außerordentliche Staatsbedürfnisse durch eigentliches Schuldenmachen zu befriedigen, sich in dem Umfange hingegeben, als die Englische. Vom Anfange des Fundirungssystems vom 15. November 1683 bis 1816, also binnen 128 Jahren stiegen die Schulden folgendermaßen [1]):

---

1) Vgl. Colquhoun über den Wohlstand u. s. w.

Im J. 1688 betrugen sie nur 664,243 Pf. St.

Am Schlusse der Regierung

| | | | |
|---|---|---|---|
| | Wilhelms III. . . . | 16 | Mill. — |
| | Annas . . . . . | 54 | » — |
| | Georgs I. . . . . | 52 | » — |
| Im J. | 1748 . . . . . | 78 | » — |
| | 1762 . . . . . | 146 | » — |
| | 1783 . . . . . | 238 | » — |
| | 1793 . . . . . | 233 | » — |
| | 1803 . . . . . | 528 | » — |
| | 1813 . . . . . | 707 | » — |
| | 1816 . . . . . | 860 | » — |

(wie v. Raumer es näher bezeichnet:

5. Januar 1816.

| | |
|---|---|
| die fundirte Schuld | 816,311,939 |
| die unfundirte | 43,937,707 |
| Summa | 860,249,646. |

Diese ungeheure Schuldenmasse vermehrte sich auch in den folgenden Jahren nicht unbeträchtlich, (die Zinsen betrugen 1813: 22,680,872 Pf. St., 1819: 29,685,410, statt daß im Jahre 1688 Eng-

---

überf. v. Fick Bd. II 13. Nebenius d. öffentl. Credit Anhang S. 83. Lotz Staatswirthschaft III 419. v. Raumer England im J. 1835 II 494, 507.

land nur 39,855 Pf. St. Zinsen zu zahlen hatte!) Indessen trat seitdem eine Minderung ein (über die Wirksamkeit des Tilgungsfonds wird später noch einiges mitgetheilt werden, da sie sowohl in England selbst, als auch neuerdings von Herrn von Raumer (II. 499) bestritten worden). Für das J. 1826 hat Malthus [1]) bereits nur 777,476,000 Pf. St. Capital, und 27,146,676 Pf. St. Zinsen. Für 1835 berechnet Raumer:

| | | |
|---|---|---|
| die fundirte Schuld auf | 743,675,000 | Pf. St. |
| die nichtfundirte . . | 28,521,550 | — |
| zusammen | 772,196,550 | Pf. St. |

Mithin seit 1816 um 88,036,096 Pf. St. weniger. Die Zinsen betrugen

| | | |
|---|---|---|
| im J. 1816 | 31,751,616 | Pf. St. |
| im J. 1835 | 24,433,941 | — |
| also jetzt weniger | 7,317,675 | Pf. St. |

Raumer setzt hinzu: „Diese Ergebnisse werden noch vortheilhafter durch zwei wichtige Thatsachen:

Erstens: daß 1816 die gewöhnlichen Zinsen der Schatzkammerscheine betrugen 5 Pf. 6 Sh. $5^{1}/_{2}$ P.
jetzt aber vom Hundert nur 2 » 5 » 7 »

---

1) Finanzwissenschaft. Anhang. Tabellen. S. 39.

Zweitens: daß 1816 die Annuitäten [1]) sich zur permanenten Schuld verhielten wie 1 : 16, jetzt dagegen wie 1 : 6; woraus folgt, daß für den Augenblick die Zinsen zwar weniger abnehmen, als wenn man nichts von der fundirten Schuld in Annuitäten verwandelt hätte, daß aber Capital und Zins nunmehr einer viel raschern Tilgung entgegengeht. Bleiben wir aber auch nur bei dem Obigen stehen, so hat England (ungeachtet vermehrter Annuitäten) seit dem Frieden die jährlichen Zinsen verringert, in runder Summe um 51,210,000 Thaler, und das Capital der Schuld um 616,000,000 Thaler.

Welcher Staat Europas kann sich rühmen, in

---

1) Bei Annuitäten (Zeitrenten) wird eine bestimmte Anzahl von Jahren hindurch eine jährliche Rente an den Staatsgläubiger bezahlt, welcher außer dem festen Zinse für das jedesmal noch bestehende Anleihenscapital auch noch einen Theil des letztern selbst enthält, so daß, wie der Zinsbetrag bei gleichbleibendem Zinsfuße eben wegen der allmähligen Abbezahlung des Capitals sinkt, im nämlichen Verhältnisse der Tilgbetrag der Rente und mit ihm die Schnelligkeit der Tilgung zunimmt. Vgl. Baumstark Cameralist. Encyclop. S. 754.

ähnlicher Weise fortgeschritten zu seyn? Haben nicht umgekehrt die meisten seit dem Frieden ihre Schulden vermehrt, statt sie zu vermindern?

---

### 3. Europas Kriegsbudget.

Gewiß ist, daß die Behauptung der Selbstständigkeit und Unabhängigkeit des Staats als die erste und unerläßlichste Bedingung alles Staatslebens, und Pflicht aller Staatsglieder (der Regierung wie des Volks) angesehen, und hierfür im Noth- oder Collisionsfall alle übrigen, (wie es das Deutsche Sprichwort treffend ausdrückt, Gut und Blut) daran gesetzt oder aufgeopfert werden müssen; ferner, daß die Gefahr für diese Selbstständigkeit und Unabhängigkeit nie aufhört, solang Staaten nebeneinander bestehen, und Menschen Menschen, d. h. den Einflüssen und der Gewalt der Leidenschaften unterworfene Wesen bleiben werden, daher der sog. ewige Friede mit Recht unter die Chimären verwiesen ist und von den Politikern als gutmüthiger Traum der Ideologen nur mitleidig belächelt wird. Aber eben so gewiß ist, daß jene Gefahr nicht immer gleich groß, und die stete Rüstung zum möglichen Kriege besonders in volks- und staatswirthschaftlicher Beziehung als eines der drückendsten

Uebel anzusehen ist. Das Schlimmste hierbei ist, daß, da die Gefahr von außen kommt, nämlich von der Macht anderer Staaten und dem möglichen Mißbrauche derselben, das Maß der aufzustellenden Streitkräfte nicht bloß aus den innern Verhältnissen der Größe des Landes, des Nationalvermögens und Einkommens und der Bevölkerung hergenommen, sondern stets mit Rücksicht auf das Ausland festgesetzt werden muß, weil sonst benachbarte Staaten, die sich stärker rüsteten, eine gefährliche Ueberlegenheit erlangen könnten. Das Unglück von Europa ist es nun gewesen, daß seit Ludwig XIV, der auch nach dem Kriege seine zahlreichen Heere schlagfertig hielt, die Staaten in der Vergrößerung ihrer Heere in einen Wetteifer geriethen, wodurch der Aufwand auf eine den Volkswohlstand sehr bedrohende Höhe gesteigert worden ist. Hierüber hier einige Notizen! Heinrich IV hatte eine Armee von nicht mehr als 15,000 Mann. Ludwig XIV brachte sie dagegen schon auf 150,000. Für d. Jahr 1784 berechnete Necker (administr. II 283) die Kosten des Französ. Militärwesens auf 122 Millionen Francs. Das Budget für 1811 setzte derselbe auf 460 Mill. und mit Einrechnung der 140 Mill. für die Marine

auf 600 Mill. Frcs oder 62 Procent der ganzen Staatsausgabe. [1]) In Preußen [2]) waren

| | das Heer | die Kosten |
|---|---|---|
| unter dem großen Kurfürsten | 28,000 M. | 1,000,000 Th. |
| Friedrich I. . . . . | 36,000 — | 1,420,000 — |
| Friedrich Wilhelm I. . . . | 76,000 — | 5,800,000 — |
| Friedrich II. . . . . | 200,000 — | 13,500,000 — |
| Friedrich Wilhelm II. . . . | 235,000 — | 17,000,000 — |
| Friedr. Wilhelm III. bis 1806 | 256,000 — | 20,000,000 — |
| 1806 — 1812 . . . . . | 42,000 — | 8,000,000 — |
| seit 1815 (auf d. Friedensfuß) | 122,000 — | 22,000,000 — |

Nach Malchus [3]) beträgt 1826 der Militäraufwand

in Oestreich 46,500,000 Gulden ($^3/_{10}$ d. Staatseinkommens)

" Frankreich 251,000,000 Francs ($^8/_{29}$ d. St. E.)

" England 12,582,000 Pf. St. ($^4/_{15}$)

" Preußen 22,804,300 Thaler ($^{14}/_{33}$)

" Baiern 7,290,000 Gulden ($^1/_4$)

" Würtemberg 2,054,000 Gulden ($^1/_6$)

" Hannover 1,577,000 Thaler ($^1/_2$)

---

1) Rau polit. Oecon. III 65.

2) Vgl. v. Zedlitz Geograph. und Statistik von Preußen I 522.

3) Statistik 351.

Nach Rau[1]) beträgt (1832) der Militäraufwand im Verhältniß zur ganzen Ausgabe:

42 Proc. in Preußen (Budg. v. 1832 — 22,798,000 Thaler)
32 — — Frankreich ( » 1832 — 307 Mill. Fr.)
32 — — Sachsen ( » 1831 — 1,490,000 Thaler)
22 — — Großbrit. ( » 1829 — 10,530,000 Pf. St)
22 — — Baiern (B. 1826-1828 — 6,258,000 fl.
20 — — Würtemberg (B. 1830-1832 — 1,879,000 fl.
19 — — Baden (B. 1831 — 1,413,500 fl.
16 — — Gr. Hessen (B. 1827-1829 — 911,000 fl.

Die Zahl der bewaffneten Macht beläuft sich nach Malchus[2]) (im J. 1826) in

| | Friedensfuß | | Kriegsfuß | |
|---|---|---|---|---|
| Rußland . . | auf 610,000 | Mann | 1,080,000 | M. |
| Oesterreich . | » 290,000 | » | 415,000 | » |
| Frankreich . | » 280,000 | » | 406,000 | » |
| Großbritannien | » 84,000 | » | 230,000 | » |
| Deutscher Bund | » 128,000 | » | 192,000 | » |

(ohne die Oester. u. Preuß. Provinzen.)

Für ganz Europa ergiebt sich nach Demselben für die zum Dienst in dem activen Heere pflichtige Mannschaft ein Total von 16,066,000 Mann auf dem Friedensfuße, und für den Fall eines Krieges ein solches von 30,985,000!

Ueber den dermaligen Betrag der stehenden Heere und über die daraus sich ergebenden Folgerungen in

---

1) Pol. Ök. III 65.
2) Statistik S. 556.

politisch-ökonomischer Hinsicht äußert sich Schön[1]) folgendermaßen:

Man kann die stehenden Land- und Seetruppen der gesammten Europäischen Staaten wohl auf mehr denn zwei Millionen Köpfe anschlagen; denn es beläuft sich die stehende Landmacht auf beinah 1,900,000 Mann, und die stabile Marine zählt 1627 Segel. Auf diese Art fordert die Staatsvertheidigung unter den obwaltenden Umständen nicht weniger als $^1/_{108}$ der Einwohner. Das ist aber mehr, als 216 Millionen Menschen ohne Benachtheiligung fortdauernd abgeben können; denn es läßt sich annehmen, daß nur $^1/_{112}$ der Einwohner beständig ledig und militärfähig sei. Man soll aber nur ledige Männer in das Heer rufen; denn die Väter gehören ihren Kindern. Man kann ferner nicht alle ledigen Männer brauchen; $^1/_5$ ist gewöhnlich untauglich. Der Verbrauch ist aber in mehrern Ländern so groß, daß weder die Familienväter geschont, noch gewisse körperliche Fehler weiter berücksichtigt werden können. In Rußland dient $^1/_{80}$, in Preußen $^1/_{75}$. Kleinere oder hartbedrängte Länder mußten fast die ganze männliche Jugend unter die Waffen stellen. In

1) Gesch. u. Statist. der Civilis.

Preußen leistet Jeder ohne Ausnahme Kriegsdienste. Die Jugend dient 1 — 3 Jahre, je nachdem der Bildungsstand ist, in der Linie. Vom 26. bis zum 32. Jahre steht der Mann im ersten Aufgebot der Landwehr, vom 32. bis zum 40. im zweiten Aufgebote; vom 40. bis zum 50. gehört der Mann dem Landsturme an. Was in diesem Staate ein Erzeugniß der eisernen Nothwendigkeit ist, das wurde bereits in mehrern Staaten zum Ueberflusse nachgeahmt. Frankreich legte 1830 eine Nationalgarde von vier Millionen Köpfen an, von denen 444,000 Mann mobil seyn sollten. Das heißt in der That Napoleons militärische Anstrengungen noch überbieten, und doch hinterließ diese schon sehr empfindliche Spuren. Wie bedeutend die Nation verwüstet, in ihrer physischen Entwickelung gehindert wurde, gehet aus einer einzigen Thatsache schon deutlich hervor. Nach Dupin hatten im J. 1826 unter 1,033,422 conscribirten Jünglingen nicht weniger als 380,213 (also über $^1/_3$!) nicht das erforderliche Maß von 4 Fuß 10 Zoll. [1]) Vor den barbarischen Kriegszügen hatte nur ein sehr kleiner

---

1) Blätt. f. liter. Unterhalt. 1829 No. 98.

Theil der Französischen Jugend nicht das angegebene Maß.

Bei dem großen Umfange der Defensivkräfte ist die beste Organisation nicht im Stande, die übertriebensten Auslagen, und die Nachtheile für die Nationalöconomie zu beseitigen. Gewiß wird eine halbe Milliarde Gulden jährlich für die Europäische Land- und Seemacht ausgegeben. In Preußen macht das Budget des Kriegs fast die Hälfte des gesammten Staatsaufwandes aus, in England wenigstens ein Drittheil, in Frankreich kostet die Landmacht 32, die Marine 7 Procent des öffentlichen Aufwandes; selbst das Königreich Sachsen rechnet auf das Militär 32 Procent der Ausgaben. — Die öconomischen Störungen lassen sich am besten nach einzelnen Beispielen abschätzen. Seit 1830 wurde die militärische Rüstung überall nothwendig sehr erweitert, folglich auch in Schlesien. Sofort zeigte sich eine Verminderung der Gewerbtreibenden. Im J. 1831 gab es (wobei übrigens auch die Cholera mitgewirkt haben kann, wenn gleich sie sicher nicht die einzige oder wichtigste Ursache war) im Vergleich zum J. 1828 gleich 257 Bäcker, 212 Fleischer, 153 Schuhmacher, 507 Schneider, 87 Zimmerleute, 82 Maurer, 80 Ziege-

leien, 1259 Leinewebersstühle und 215 Krämer weniger! [1])"

---

3. Spaniens Staatsschuld.

Ueber diese ist bereits im Septemberhefte der Minerva 1834 die Denkschrift von Pebrer über die Spanischen Finanzen, und im Octoberhefte dess. J. ein großer Theil des Werkes von Borrego (de la dette publique et des finances de la monarchie espagnole. Paris 1834) mitgetheilt worden, welche letztere, sehr ausführliche Schrift, seitdem auch besonders übersetzt (von Dr. Kottenkamp [2]) erschienen ist. Wir begnügen uns daher, hier bloß folgende Hauptpuncte zur leichtern Uebersicht zusammenzustellen. Beim Tode Ferdinands VI. bestand die Staatsschuld nur in 1,260,521,565 Realen. Beim Tode Carls III. war sie (in Folge des Kriegs mit England) schon auf 2,640,000,000 Realen gewachsen. Der Krieg gegen Frankreich bei der ersten Coalition unter Carl IV. kostete Spanien 4,700,000,000

---

1) Schlesische Provincialblätter 1832 II 42.

2) Vgl. Lotz Recension dieser Uebersetzung in Pölitz Crit. Uebersicht 1835 Juli S. 23. ff.

Realen, und der im Bunde mit Frankreich gegen England geführte 4,268,007,263 Realen. Noch unter Carl IV. wurde die Staatsschuld vermehrt um 4,000,000,000 Realen, sowie in der Periode der ersten Restauration (1814 — 1820), um 2,000,000,000, und unter der constitutionellen Regierung (1820 — 1823) um 1,175,384,918 Realen. Seit der zweiten Restauration nahm die Regierung Anleihen im Gesammtbetrag von 2,650,266,666 Realen (677,448,666 Francs) an Capital (1,222,410,000 Realen oder 30,622,777 Francs an Zinsen) auf; und der Betrag der gesammten am 31. Dec. 1833 vorhanden gewesenen liquidirten und nichtliquidirten Spanischen Staatsschuld belief sich auf die ungeheure Summe von 27,098,308,892 Realen oder 8,992,021,750 Francs!

---

### 5. Die Kostspieligkeit der Kriege.

Daß schon jede Rüstung, noch mehr aber jeder Krieg in öconomischer Hinsicht ein großes Uebel ist, und eine schwere Last von unübersehbarer Größe verursacht, ist eine Wahrheit, von der man erst in der neuern Zeit sich allgemein überzeugt hat, während früherhin öfters die Wahrnehmung, daß einzelne

Gewerbzweige im Kriege in Aufschwung kommen, zu dem Irrthum verleitet hat, den Krieg in volkswirthschafflicher Hinsicht nicht für nachtheilig zu halten. Auch ist es jetzt erkannt, daß selbst der Sieger durch Eroberungen und Kriegscontributionen in der Regel die Kosten nicht ersetzt erhält; und wie wandelbar ist nicht das Kriegesglück, wie häufig sind nicht die Fälle, wo sich das Blatt wendet! — Der berühmteste Französische Nationalöconom J. B. Say setzt weitläuftig auseinander, [1]) wie alle Kriege, abgesehen von den moralischen schlimmen Folgen, in öconomischer Hinsicht verderblich („Prellereien") sind, und daß die Diplomaten, die einen Ländererwerb als eine Entschädigung für die Unfälle und Kosten anzusehen gewohnt sind, sich sehr irren. Er theilt zugleich aus der Denkschrift eines Französischen Finanzbeamten folgende Notizen mit.

Die Ausgaben der Französischen Staatscasse für die Kriege von 1802 — 1813 belief sich auf 4,733,000,000 Francs. Die für die beiden Feldzüge 1814 und 1815 257,000,000 Fr.; zusammen

1) Vollstd. Hdb. d. pract. Nationalöcon. übers. v. J. v. Th. V. 153.

für Frankreich allein also 5000 Millionen Francs! Die von den feindlichen Ländern erhobenen Contributionen haben wenigstens (!) ebensoviel betragen. Napoleon hat also der Menschheit, ohne die Metzeleien, (die Hinopferung einer Million Menschen) 10,000 Mill. Francs gekostet. Welche unermeßlichen Resultate würden die 10 Milliarden zum Wohl von Frankreich und der übrigen Europäischen Staaten verwendet, bewirkt haben!" — Hierzu kommen jedoch noch, wie Rau bemerkt, die Folgen der Feldzüge von 1814 und 1815, nämlich 700 Mill. Fr. Contribution an die Alliirten, 320 Mill. Fr. Privatentschädigung und 390 Mill. Fr. Kosten der fremden Besatzung drei Jahre hindurch, zusammen 1410 Mill. Fr. So nahm die Französische Staatsschuld von 1814 — 1819 um beinahe 2520 Mill. Fr. (126 Mill. Fr. Renten) zu. — Die Eroberung von Algier brachte der Französischen Staatscasse eine Einnahme von 51 Mill. Fr. aus dem erbeuteten Schatze des Deys und den Waarenvorräthen; aber die Kosten der Einnahme und Behauptung sind ohne Zweifel weit größer [1]).

---

1) Rau polit. Oecon. III. 68.

Berichtigung.

S. 320, Note 2 ist S. 165 hinzuzufügen.

# Juni 1836.

## 1.

## Memoiren des Friedensfürsten Manuel Godoy, Herzogs von Alcudia, Fürsten von Bassano, Grafen von Evaramonte ꝛc.

Beschluß des Auszugs der zwei ersten Bände.

Nach der Herstellung des Friedens mit Frankreich war Ruhe mein einziges Streben, und ich bat daher den König um die Erlaubniß, von der Leitung des Ministeriums abtreten zu dürfen. Weit entfernt, meine Bitte zu erfüllen, wollte mich Carl IV. durchaus in seiner Nähe behalten, und überhäufte mich, um mich vor den Angriffen meiner Feinde, deren ich schon damals hatte, sicher zu stellen, mit so vielen Ehrenauszeichnungen, daß er jedesmal zu bedauern schien, mich nicht höher emporheben zu können. Freilich hatte dieß nicht den gewünschten Erfolg; denn zum Haß gesellte sich nun auch noch der Neid. Auf der einen Seite suchte das Englische Cabinet meine Gegner noch mehr gegen mich aufzubringen, und im Innern des Landes fanden die Anhänger des frühe-

ren Verwaltungs- und Finanzsystems und die, welche mich das Interesse des Volkes auf Kosten der bisher privilegirten Classen wahren sahen, in dem ungeheuren Kriegsaufwand einen Vorwand, um mich anzufeinden.

Fest entschlossen, aus dem Ministerium auszutreten, nannte ich dem König die Personen, die ich zur Führung des Staatsruders für die passendsten hielt. Es mußten zuverlässige und tüchtige Leute seyn. D. Francisco Saavedra und D. Gaspar Melchior de Jovellanos waren durch die öffentliche Meinung besonders empfohlen, jener als aufgeklärter Staatsmann, dieser als gründlicher Kenner der Gesetzgebungskunst und Staatsöconomie. Ich empfahl beide dem König, und sie wurden sofort in das Ministerium berufen. Ich hatte keine Leute ausgesucht, die Allem, was ich gethan, Beifall rufen und nur servile Anhänger meines Systems seyn sollten. Ich wollte ernstlich meine Stelle niederlegen, und glaubte, das Meinige als Patriot gethan zu haben. Uebrigens war ich auch überzeugt, daß ich der Nachsicht meiner Nachfolger nicht bedurfte. Ich blieb noch einige Monate mit Saavedra und Jovellanos im Ministerium, und legte ihnen Alles vor, was seit meinem Eintritt in den

Staatsrath bis 1797 geschehen war, und sie selbst gingen hierauf auf dem von mir eingeschlagenen Wege weiter.

Die Quellen des Nationalreichthums zu beleben, die durch alte Irrthümer und allmälig eingeschlichene Mißbräuche entstandenen Hemmungen zu entfernen, den öffentlichen Credit, den unsere Feinde vernichten wollten, aufrecht zu erhalten, war das Ziel meiner unabläßigen Bemühungen gewesen, und dieses Ziel verfolgte auch das neue Ministerium. Der erste Beschluß, der nach dem Eintritt der ebengenannten beiden Männer ins Ministerium, und als ich selbst noch präsidirte, gefaßt wurde, war die Bestätigung alles dessen, was früher geschehen war, um die Bezahlung der Staatsschuld mit den Interessen sicher zu stellen. Alle früheren Verfügungen wurden in ein einziges feierliches Gesetz zusammengefaßt, welches die Consequenz und den unerschütterlichen Willen der Regierung beurkundete, den Staatsgläubigern, des durch den Krieg mit England erforderten Aufwands ungeachtet, alle Verbindlichkeiten zu erfüllen, wobei die hierzu angewiesenen Fonds und dafür eingesetzten königlichen Einnahmen nicht mit den zu den currenten Ausgaben bestimmten Einkünften confundirt werden durften.

Dieses Gesetz bezeichnet den Zeitpunct meines Austritts aus dem Ministerium, und es beginnt nun die Verantwortlichkeit meiner Nachfolger.

Dieses Gesetz enthielt aber zugleich auch die Bestätigung und Ratihabition des von mir verfolgten Finanzsystems; es genügte, das Vertrauen der Gläubiger zu befestigen und die Wucherer, die sich schon nicht mehr die Mühe nahmen, sich zu verbergen, zu beschränken.

In dem Kriege mit England, der unsere Existenz minder unmittelbar bedrohete, als der mit Frankreich, war das allgemeine Interesse mit dem Privatinteresse nicht so sichtbar und eng verbunden, und wo Letzteres nicht durch Ehrgefühl und Patriotismus geläutert ward, wirkte es dem ersteren entgegen; Schwäche, Unwissenheit und Habgier beherrschten die Gemüther und viele Einzelne vergaßen oder verkannten ihre Pflichten gegen das Vaterland. Dazu kam die den Engländern günstige Partei, die zwar nicht zahlreich, aber doch stark genug war, auf mehrfache Weise zu schaden, z. B. indem sie Mißtrauen gegen das Papiergeld erregte. Die Einsichtsvolleren achteten zwar nicht auf diese Einflüsterungen, und die Regierung that Alles, ihre Verbindlichkeiten zu erfüllen und dem Wucher zu steuern. Dennoch stiegen und fielen die

Papiere nach den Wechseln des Krieges. Von mächtigem Einfluß auf den Cours der Staatspapiere war die Niederlage beim Cap St. Vincenz; doch stiegen die Papiere wieder nach unsrem Siege bei Puerto-Rico und nach der rühmvollen Vertheidigung der Canarischen Inseln. Der Wucher mußte unterdrückt werden, und der Staatsrath kam auf den Gedanken, die Papiere durch den Amortisationsfonds discontiren zu lassen. Dieses Mittel schien auf den ersten Blick sehr zweckmäßig; doch konnte ich nicht umhin, mich dagegen auszusprechen, indem ich bemerklich machte, daß, wolle man das Discontiren nur auf diejenigen Inhaber von Papieren erstrecken, welche erweislich sich in der Nothwendigkeit befänden, baares Geld zu haben, so würden unvermeidliche Rivalitäten entstehen und am Ende doch wenige Personen ihre wirkliche Geldverlegenheit eingestehen wollen. Sollte aber das Discontiren für alle Papiere, ohne Rücksicht auf Personen und Umstände, eintreten, so sei es unmöglich, dieß auszuführen, da der Andrang an die Casse zu groß seyn werde. Uebrigens könne die Maßregel nur dem Staatscredit schaden. Dagegen sei es vorzuziehen, wenn man den Inhabern Gelegenheit gäbe, ihre Papiere anzulegen. Es gebe eine Menge Staats-

güter zu verkaufen, die am besten zur Tilgung der Schuld angewendet würden; man könne mit Spanischen Häusern in Unterhandlung treten, welche das in unsren Händen todt liegende Capital der Americanischen Besitzungen besser zu benutzen verstehen würden. Vor Kurzem sei im Staatsrath die Zurückberufung der Juden nach Spanien beantragt worden, deren Dankbarkeit den Schutz der Regierung gern mit bedeutenden Opfern bezahlen werde. Diese und ähnliche Maßregeln würden den Credit Spaniens wieder heben, und sie seien anzuwenden. Die Wucherer seien nur gefährlich, wenn die Regierung schwach sei und nicht von elenden Routinen abzugehen wage.

Meine Gegenvorstellungen waren vergeblich; die Stimmenmehrheit entschied für das Discontiren. Meine Collegen waren der Meinung, daß Spaniens anerkannte Rechtlichkeit und die bisher angewandten Mittel die sichersten Garantieen für die Zukunft wären. Dieser Beschluß war die entscheidende Ursache, die unmittelbare Veranlassung zu der bald eintretenden Verwirrung in den Finanzen. Obwohl von den besten Gesinnungen durchdrungen, unternahmen die, welche die Zügel der Regierung damals in Händen hatten, abenteuerliche, verwickelte und ungewohnte, da-

her auch schlecht oder gar nicht verstandene Operationen, und es konnte nicht fehlen, daß bald die größte Verwirrung eintrat, mit welcher ich noch zu kämpfen hatte, als ich nach drei Jahren wieder ins Ministerium berufen wurde.

Hier aber will ich nur noch die Resultate meines Verfahrens, von dem ich soeben Rechenschaft gegeben habe, hervorheben:

1) In der Zeit von meinem Eintritt ins Ministerium bis zum 28. März 1798 war der Zustand der Finanzen, trotz aller unvorhergesehenen Stürme, geregelt, und man kann ihn sogar glücklich nennen; die Abgaben wurden nicht erhöht; die angewendeten Mittel waren rechtmäßige, einfache und Allen einleuchtende, keine gewagten.

2) Als ich austrat, wurden die von mir getroffenen Maßregeln als so angemessen und erfolgreich anerkannt, daß meine Nachfolger kein Bedenken trugen, die Papiere zu discontiren, indem sie auf diese Weise jeden Vorwand zum Wucher zu entfernen hofften.

3) Nie wurde die Gewalt in meinen Händen zu Despotismus; man kann mir keine Willkür zum Vorwurf machen; alle Operationen, besonders die

Finanzoperationen, wurden reiflich im Staatsrath erwogen, und jeder Beschluß nur mit dessen Zustimmung vollzogen.

(In den folgenden Capiteln 41 und 42 schildert der Fürst seine Thätigkeit als Minister in Bezug auf die innern Angelegenheiten des Landes, die Art und Weise, wie er ausgeichnetere Talente zu heben, die Unzufriedenen zu gewinnen suchte, wie er die Verbreitung der Aufklärung beständig im Auge gehabt, und was er daher für das Unterrichtswesen und für die größere Freiheit der Presse gethan habe. Der Raum dieser Blätter gestattet uns nicht, diese weitläufigen Auseinandersetzungen hier mitzutheilen, da dieselben auch nicht gerade neue Aufschlüsse geben, und vielmehr nur die wenig oder nicht bestrittenen Verdienste des Fürsten hervorheben. — Von dem berühmten Processe des Olavidé wird Folgendes erzählt:)

Man hat viel gesprochen über das unglückliche Schicksal des D. Pablo Olavidé, der im November 1778 durch die Inquisition verurtheilt wurde, ohne daß der König, Florida Blanca und seine hohen Freunde ihn zu retten versucht hätten. Olavidé war

mehr das Opfer einer Partei, als seiner eigenen Fehler. Unvorsichtig hatte er sich allzu öffentlich zu den Grundsätzen der encyclopädistischen Schule bekannt. Seine Ideen waren die seiner Freunde, der Grafen Aranda, Campomanes, O'Reilly, Riola, des D. Antonio Ricardos, des Marquis Roda, des Herzogs von Almodovar und mehrerer andern Literatoren jener Zeit. Um ein Beispiel zu geben, wählte die Inquisition Olavidé. Die Hauptpuncte der gegen ihn erhobenen Anklagen waren: „Er war ein Feind der Mönche, correspondirte mit Voltaire, besaß und verlieh verbotene Bücher, hatte obscöne Gemälde, predigte irreligiöse Grundsätze, beobachtete die Satzungen der Kirche nicht, ehrte ihre Diener nicht, lebte wie ein Heide, und bekannte sich zu ketzerischen Grundsätzen, z. B. zu dem Irrthum des Copernicus. In seiner Vertheidigung und im Augenblick der Execution erklärte er laut, daß er in seinem Innern nie ein Dogma des katholischen Glaubens geleugnet oder verkannt habe. Gewalt wagte man nicht für ihn anzuwenden, und die ihm hätten helfen sollen, hatten den Muth nicht dazu. Seine Bestrafung wurde ein Schauspiel für die Hauptstadt; bei Publication des Erkenntnisses fiel er in Ohnmacht. Er war zum

Verlust aller seiner Stellen verurtheilt, für unfähig erklärt, irgend eine andere zu erhalten, für immer aus Madrid und der Nähe des Königs, aus Sevilla, den von ihm gegründeten Colonieen in der Sierra Morena und seinem Vaterlande, Lima, verwiesen; der Gebrauch des Wagens, der Pferde und mit Silber und Gold gestickter Kleider wurde ihm untersagt; überdieß mußte er öffentlich die Ketzerei abschwören, acht Jahre in einem der strengsten Klöster zubringen, und durfte keine anderen, als religiöse Bücher lesen ꝛc. — Nach einiger Zeit fand er Gelegenheit, sich seiner strengen Haft zu entziehen, und nach Frankreich zu entfliehen. Auf den Grund der bestehenden Verträge forderte Florida Blanca seine Auslieferung von dem Cabinet zu Versailles. Zum Glück für Olavidé verweigerte die Französische Regierung die Auslieferung, oder gab ihm vielmehr Gelegenheit, in die Schweiz zu entfliehen. Später kam er nach Frankreich zurück, wo er in den Jahren 1793 und 1794 grosse Gefahren zu bestehen hatte. Ohne Hoffnung, daß er je den Himmel Spaniens wiedersehen werde, hatte er sich an den Ufern der Loire niedergelassen. Im ersten günstigen Augenblick verwendete ich mich für ihn, und es gelang mir, Carl IV.

milder für den unglücklichen Greis zu stimmen, der nun wieder am Hofe erscheinen durfte, und eine anständige Pension erhielt. Aus eigener Wahl beschloß er, seine Tage ruhig in Banza zu beschließen; nicht weit von dem Schauplatz seiner glänzenden Thätigkeit und in der Nähe der Colonieen, deren Schöpfer er gleichsam gewesen war. —

Gleich nach dem Baseler Frieden hatte ich die Absicht gehabt, mich zurückzuziehen. Ich hatte die öffentliche Meinung gehört und ihr genügt, sowohl als ich den Krieg anfing, als auch, da ich ihn durch einen ehrenvollen und vortheilhaften Vertrag endigte. Es war dieß ein doppelter Triumph. Aber meine innere Zufriedenheit darüber wurde doch durch den Unwillen Vieler, und gerade derer, die am wenigsten Etwas für das allgemeine Beste gethan hatten, getrübt. Sie machten mir mein Glück, die allzufrühen Belohnungen, mit denen Carl IV. mich beschenkte, zum Verbrechen, obgleich ich dieselben nicht hatte ausschlagen können.

Als ich das Vaterland gerettet sah, bat ich den König zum ersten Male, mir den Austritt aus dem Ministerium zu gestatten; aber anstatt mir zu will-

fahren, vermehrte er, in der besten Absicht, den Neid meiner Feinde, indem er mich mit neuen Gunstbezeugungen beschenkte. Unter Englands Einfluß verdoppelten meine Neider im folgenden Jahre ihre Intriguen gegen mich, indem man mich für den Anschluß an die Italienische Ligue zu gewinnen suchte. Ich konnte dem König aber nicht rathen, sein gegebenes Wort zu brechen, und die Vortheile aufzugeben, welche das Einverständniß mit Frankreich für uns hatte. Die Zurückberufung unseres Gesandten Azara von Rom gab meinen Feinden neuen Stoff zu Verleumdungen, und mein Bemühen, die Inquisition zur Toleranz und Mäßigung anzuhalten, und daß ich dieselbe unter die Oberaufsicht des Königs stellte, zog mir den Namen eines Ketzers und Atheisten zu. Ich bat hierauf zum zweiten Male um meine Dimission, indem ich dem König die Nothwendigkeit dieses Schrittes bewies. Dieser aber willigte nicht ein, und wollte mich vielmehr seiner erlauchten Familie näher verbinden, um meinen Feinden jede Hoffnung, mich zu verderben, zu nehmen. Meine Verheirathung geschah dem ausdrücklichen und bestimmten Willen des Königs gemäß. Carl IV. ordnete selbst die Feier derselben an, und in dem Augenblick, wo

sie mir geboten wurde, erhielt der Staatsrath die officielle Benachrichtigung davon. Ich gehorchte hier, wie ich es in allen übrigen Fällen zu thun gewohnt war. Die Zeit hat über die niederträchtige Verleumdung, daß ich bei Eingehung dieser Ehe eine gesetzliche ältere Verbindung gebrochen habe, gerichtet. — Die Verleumdungen dauerten fort, und zuletzt suchten meine Feinde dem König Besorgnisse wegen meiner Macht einzuflößen, als das sicherste Mittel, mich zu stürzen. Um sie aber zum Schweigen zu bringen, ernannte er mich zum Commandanten der Schweizer Infanterie, zum Zeichen seines vollen Vertrauens. Dennoch konnte es mir nicht entgehen, daß er in Ungewißheit war, und ich bat dringender um meine Entlassung.

Zu dieser Zeit reizte der Einfluß Englands meine Feinde noch mehr auf, und durch ein sonderbares Zusammentreffen der Umstände, förderte dieß die Französische Republik auch, und suchte mich aus dem Ministerium zu entfernen. Die berüchtigten Erklärungen des Grafen d'Entraigues und des Duverne de Presles ließen die Meinung entstehen, daß unsere Regierung die Pläne der emigrirten Französischen Prinzen unterstütze. In England legte man jenen

Erklärungen groſses Gewicht bei, um das Directorium deſto mehr gegen uns zu reizen. Dazu kam, daß ich die Invaſion in Portugal, und die von den Geſandten Perignon, und dann von Truguet, geforderte Vertreibung der nach Spanien geflüchteten Franzoſen hartnäckig verweigerte. Truguet beantragte meine Entfernung aus dem Miniſterium. Carl IV. antwortete aber, daß die Entfernung ſeines Miniſters aus dem Miniſterium unter den gegenwärtigen Umſtänden nicht angehe. Er erzählte mir, was vorgefallen war, und befahl mir, Truguet wie früher, mit Würde, aber mit Vorſicht zu behandeln. Von allen Einzelnheiten unterrichtet, verdoppelten indeſſen meine Feinde ihre Bemühungen, mir zu ſchaden. Von allen Seiten kamen verdeckte Angriffe. Carl IV. glaubte am wenigſten an alle jene Verleumdungen; aber einmal ließ er ſich doch zu Beſorgniſſen ſtimmen. Indem man mich lobte, flößte man ihm zugleich die Beſorgniß ein, daß die zahlreichen Feinde meinen Eifer mißbrauchen könnten, indem ſie mich zu Maßregeln verleiteten, die ſie dann zu Unruhſtiftungen benutzen würden. Ich hatte nämlich bei der damaligen Lage der Dinge in Europa den Truppenbeſtand nicht verringern wollen, und den Effec-

tivbestand immer denselben bleiben lassen. Außer zwei Observationscorps, die ich bei Algeziras und an der Portugiesischen Grenze aufgestellt hatte, waren noch mehr Truppen ohne feste Bestimmung vorhanden. Diese beabsichtigte ich in einem Instructionslager zu vereinigen, damit sie immer bereit wären, dahin zu eilen, wo Gefahr vorhanden sei. Man überredete Carl IV., daß dieß bedenklich sei. Bildungsschulen für die Unterofficiere schienen mir nützlich zu seyn, und ich wollte deren einige errichten. Cavallero machte dem König bemerklich, daß wir schon für die Officiere und Cadets Academieen an verschiedenen Orten besäßen, und stellte meinen Plan als eine gefährliche Neuerung dar. Ich erfuhr von dem Allen nichts. Als aber eines Tages im Staatsrathe mehrere ökonomische Fragen verhandelt wurden, schlug Saavedra vor, daß man einen Theil der Truppen beurlauben möge, wenn dieß in Hinsicht auf die Vertheidigung des Landes nicht bedenklich erscheine. Ich widersprach diesem Vorschlag, indem ich an die uns noch bedrohende Gefahr erinnerte, und daran, daß England Portugal besetzen könne, und Frankreich dann darauf bestehen werde, Portugal den Engländern zu verschließen. Wenn wir dann

nicht im Stande seien, diesen Feldzug zu unternehmen, werde Frankreich den Durchzug durch Spanien verlangen. Möglicher Weise könnten wir bald England und Frankreich zu Feinden haben, denn wer könne jetzt auf dauernden Frieden rechnen? Unter diesen Umständen sei es nothwendig, auf alle Fälle eine vollzählige, wohlgerüstete und an den Krieg gewöhnte Armee zu haben, und daher müsse ich eine bei uns leider ungewöhnliche, dermalen aber nothwendige Maßregel beantragen. Wir müßten unsere Truppen üben und mit den zur Disposition stehenden Instructionslager bilden. Der König unterbrach mich und sagte: Nein, die Instructionslager sind in keiner Weise zweckmäßig. Ich schwieg und ebenso die übrigen Minister. Ohne einen Beschluß gefaßt zu haben, ging der Staatsrath auseinander, und an demselben Tage wiederholte ich meine Bitte um die Erlaubniß, mich zurückziehen zu dürfen. Der König sagte hierauf: „Meine heutige Antwort hat Dich beleidigt; Du bist jung, Dein Eifer reißt Dich zu sehr hin. — „„Eben deßhalb, erwiederte ich, wollen Ew. Majestät mich durch einen Greis ersetzen lassen, der klüger seyn wird.“ “ — „Nein! war die Antwort; bemühe Dich aber, dem Rathe Aelterer

zu folgen." — Ich wiederholte meine Bitte, indem ich sagte, daß ich Feinde habe, die alle meine Handlungen übel auslegen, und mir jedes Unglück, welches uns vielleicht am andern Tage treffen könne, zuschreiben würden. — Der König erwiederte: „Du magst es noch besser überlegen; heute wird Dir die Bitte nicht gewährt. Man würde glauben, daß der heutige Vorfall Deine Ungnade zur Folge gehabt habe."

An den folgenden Tagen wiederholte ich meine Bitte, und bat zugleich um Enthebung von der Stelle als Major der Garde. Der König fragte mich, welche Personen er an meine Stelle setzen solle, und ich schlug ihm mehrere vor. Doch wurde keiner von diesen nachher ins Ministerium berufen. Carl IV. fürchtete das Phantom einer Revolution. Cavallero hatte sich in sein Vertrauen einzuschleichen gewußt.

Bald nachher erfuhr ich auf indirectem Wege, daß er mit eigener Hand das Decret aufgesetzt habe, durch welches er mir die erbetene Erlaubniß zugestand. Mehrere Tage vergingen jedoch, bis ich es auf wiederholtes Bitten erhielt. Da er es aus der Tasche zog, standen Thränen in seinen Augen. Freund-

schaftlich gab er mir die Hand; ich nahm das Papier, und ohne ein Wort zu sagen, ging er in das anstoßende Zimmer.

Das Decret lautete: Euren wiederholten, mündlich und schriftlich angebrachten Bitten um Enthebung von den Stellen des ersten Staatssecretärs und des Majors meiner Garde nachgebend, enthebe ich Euch dieser Stellen. Zur ersten Stelle ernenne ich interimistisch D. Francisco Saavedra, und zur zweiten den Marquis de Ruchena; Ihr werdet diesen beiden übergeben, was zu jeder dieser Stellen gehört. Es bleiben Euch alle Ehrenauszeichnungen, Besoldungen, Emolumente und der freie Zutritt bei Hofe wie bisher, und ich versichere Euch, daß ich mit den Beweisen von Anhänglichkeit, Eifer und Talent, die Ihr mir während der Dauer Eures Ministeriums gegeben habt, außerordentlich zufrieden bin; ich werde Euch mein ganzes Leben hindurch dafür dankbar seyn, und unter allen Umständen Beweise davon geben, um Eure ausgezeichneten Dienste zu belohnen.

Aranjuez, 28. März 1798. — Carlos.

Ich eilte alsbald zu meinem Nachfolger, umarmte ihn, und lieferte ihm die Papiere aus; Alle, die bei dieser Trennung zugegen waren, bezeigten mir ihren

lebhaftesten Antheil. Ein bei solchen Gelegenheiten ungewöhnliches Gefolge begleitete mich; bei meiner Ernennung zum Minister war es nicht so zahlreich gewesen. — Viele bedauerten meinen Austritt; Niemand konnte mir den Vorwurf machen, als habe ich seine Ehre oder sein Interesse bevortheilt. Meine Feinde selbst konnten sich nicht beklagen; in den Kerkern schmachtete kein Opfer; es war kein einziger Staatsgefangener darin. Die Gefängnisse der Inquisition waren leer; überall im Innern herrschte der Friede, ich hatte viele Thränen getrocknet; Niemand war gezwungen worden, sein Vaterland zu verlassen. Eines der letzten Decrete, die ich unterzeichnete, rief die Spanischen Jesuiten in ihr Vaterland zurück, wo sie ihre Familien wiedersehen, und in Frieden am heimischen Herde leben durften.

Indem ich alle meine übrigen Feinde ungenannt lasse, muß ich doch über zwei Menschen, welche die Ursache des ganzen über Spanien hereinbrechenden Unglücks waren, mich weitläufiger aussprechen.

Der Prinz von Asturien, später Ferdinand VII., hatte das Alter erreicht, wo er die Literatur und die höhern Wissenschaften kennen lernen mußte. Ich erhielt den Auftrag, einen Lehrer zu wählen. Unter

den vielen Bewerbern, die sich bald einfanden, zeichnete ich D. Juan Escoiquiz aus, dessen Aeußeres mich für ihn einnahm. Er besuchte mich sehr häufig, und ich hielt ihn für einen sehr aufgeklärten Mann. Er überreichte mir eine kleine Abhandlung über die Pflichten des Menschen, die er in den Schulen eingeführt wissen wollte; er zeigte mir zwei Uebersetzungen von Französischen Jugendschriften, und war mit einer Uebersetzung von Youngs Klagen beschäftigt. Man rühmte mir sein Talent, seinen Geist, Geschmack, seine gründlichen Kenntnisse, seine edle Denkweise und große Klugheit. Außerdem war er der Gegenstand einer Verfolgung, was meinen Antheil an ihm noch erhöhte. Denn er besaß die Kunst, auch die geübtesten Augen zu täuschen, und die nicht sehr ehrenvolle Ursache jener Verfolgung [1]) rechnete er sich zum Verdienst an. Aeußerlich wußte er sich den Anstrich eines christlichen Philosophen zu geben; sein Blick hatte den Ausdruck einer zufriedenen, tugendhaften Seele; in der Unterhaltung zeigte er sich als einen unterrichteten, anspruchlosen Mann; er schien seine Pflich-

1) Er lebte mit seiner Haushälterin, einer angeblichen Verwandten, in dem vertrautesten Verhältniß, und hatte zwei Kinder mit ihr.

ten zu kennen, und nur an ihre tüchtige Erfüllung zu denken. Escoiquiz erhielt den wichtigen Auftrag, den Geist und das Herz des künftigen Thronerben zu bilden, und versprach, den menschlichsten aller Fürsten aus ihm zu erziehen. Kaum aber hatte er seinen Posten erhalten, als seine Eitelkeit ihn zu den ehrgeizigsten Hoffnungen verleitete, und er, welcher nur der Lehrer des Prinzen in Bezug auf Humanität seyn sollte, warf sich bald zum Lehrer in der Regierungskunst auf, und verfolgte kein anderes Ziel, als das Herz des Prinzen zu gewinnen, ihn nach sich zu bilden, ihm Mißtrauen gegen seine Umgebungen einzuflößen, seine schlechten Leidenschaften zu wecken, sich unentbehrlich zu machen, seine Herrschaft über den Sohn vorzubereiten, und sich bei dessen erlauchten Aeltern wichtig zu machen. Schon damals fing er an, gegen mich zu operiren, indem er äußerlich den Schein der aufrichtigsten Freundschaft gegen mich behauptete. Er glaubte meine Entfernung aus dem Ministerium noch nicht so nahe, und hatte mich noch nöthig, um sich selbst erst festzustellen. Kein Schmeichler hat mich so dreist wie er überall ins Gesicht gelobt, und in einer Ode, die er mir am 1. Januar 1798 überreichte, stellte er mich über alle Herren des

Alterthums. Wie war er überrascht, als er mich aus dem Ministerium scheiden sah. Er glaubte, daß der König mir sein ganzes Vertrauen entzogen habe. Er verdankte mir seine Stelle, und fürchtete nun, in meinem Sturze mit fortgerissen zu werden. Da griff er zu dem, in solchen Fällen gewöhnlichen Erhaltungsmittel aller Höflinge; sie verlassen den gefallenen Minister, tadeln seine Handlungen, vergrößern seine Fehler u. s. w. Auch Escoiquiz nahm zu diesem elenden Mittel seine Zuflucht, da seine Furcht ihn von grosser Gefahr träumen ließ; in seiner 1814 erschienenen Schrift über die Beweggründe der Reise des Königs Ferdinand VII. im April 1808 rühmt er sich selbst, dem König und der Königin mündlich und schriftlich die nachdrücklichsten Vorstellungen gegen mich gemacht zu haben. Doch hatte er zu wenig Tact, und machte sich durch sein Benehmen nur selbst verdächtig. Eitler geworden dadurch, daß sich der König von ihm sein Gedicht, die Eroberung von Mexico, hatte dediciren lassen, was ich selbst ein Jahr früher abgelehnt hatte, wurden seine Pläne immer hochfahrender; er suchte sich ins Innere einzuschleichen, und wußte in dem vierzehnjährigen Prinzen den Wunsch rege zu machen, daß er zu seiner Belehrung zu dem Staatsrathe zugelassen werden möchte. Der Lehrer be-

zeichnete dem König diesen Wunsch als eine glückliche Eingebung, und als frühes Zeichen einer vielversprechenden Tugend. Der König durchschaute den Plan, und entfernte den unruhigen und gefährlichen Priester, indem er ihn zum Canonicus der Kirche zu Toledo ernannte. Die Angelegenheit war im Staatsrathe gehörig erwogen worden, und man hatte sich dahin vereinigt, daß das Alter des Prinzen nicht gestatte, ihn an den geheimen Staatsangelegenheiten Theil nehmen zu lassen. Carl IV. hatte selbst, da er schon erwachsener, um Zutritt in den Staatsrath gebeten, war aber von seinem Vater zurückgewiesen worden; und da er zu widersprechen wagte, hatte ihm der strenge Vater untersagt, wieder vor ihm zu erscheinen. Diese Lehre hatte Carl IV. noch nicht vergessen. — Verleumdung aber ist es, wenn man gesagt hat, daß Ferdinand nicht zum Staatsrathe zugelassen worden sei, weil ich es nicht gewollt habe; daß ich seine Erziehung verdorben, ihm Verachtung gezeigt, und daß mein Einfluß ihn zum Gegenstande des Hasses seiner Eltern gemacht habe. —

Ich war nicht am Hofe, und kam selten in den Palast, kann auch versichern, daß ich die Verweisung des Escoiquiz erst sehr spät erfuhr. Dennoch schrieb

dieser sie meinem Einfluß zu. Seine hochfahrenden Pläne waren gescheitert, und er entbrannte vom fürchterlichsten Hasse gegen Carl IV. und Marie Louise, deren Verderben er beschloß. Er zog sich nach Toledo zurück, und lebte dort ruhig, aber in steter Verbindung mit seinem Zöglinge, dessen schönsten Theil des Daseins, den glücklichen Lebensfrühling, den ein guter Sohn bei unschuldigen Spielen, fern von Ehrgeiz und Sorgen, genießt, er vergiftete. Ferdinand genoß das Glück der Jugend nicht; statt der lebhaften unschuldigen Empfindungen der Jugend kannte er nur Mißtrauen und Furcht; frühzeitig durfte er Niemand mehr lieben, und nur sich verstellen und zittern. Seit seiner frühesten Jugend, wo das Kind für alle Eindrücke am meisten empfänglich ist, hatte man ihm gesagt, daß seine Eltern ihn haßten, ihm einen Fremden vorziehen, und die Krone zu entreißen beabsichtigten. So rächte sich jener boshafte Priester durch eine abscheuliche Intrigue, die der edle Carl IV. zu mild bestrafte, oder vielmehr zu nachsichtig behandelte.

Dem Priester zur Seite zu stellen ist D. Joseph Antonio Cavallero, der zwar studirt und alle academischen Würden erlangt hatte, ohne jedoch ein historisches oder philosophisches Buch gelesen zu haben, der von

der Gesetzgebung keine Kenntnisse als aus den alten Commentaren über das Römische Recht und seinen Geist nur zu Schülerdisputationen und schlauen Chicanen gebildet hatte. Beleibt und klein, wie er war, fehlte es ihm an Haltung, und sein bleiches Gesicht war ohne Ausdruck; er hatte ein Auge verloren, und mit dem anderen schielte er. Dieser Aussenseite war das Innere würdig. Durch Empfehlung seines Oheims, eines alten in den Kriegen mit Italien bekannt gewordenen Officiers gelangte er ins Amt. Fiscal togado im Kriegsrathe war er, der Neffe, von dem hier die Rede ist, mit seiner Stellung, in welcher er wenig schaden konnte, nicht zufrieden. Voll böser Absichten, ein wahres Werkzeug zum Schaden und Feind alles Guten hat er nie in seinem Leben ein Gefühl von Ehre und Edelmuth gehabt. Streng über die gute Ordnung wachend, ein Feind aller Parteiungen, überall Gefahren sehend, welche die Regierung bedrohen, Neuerungen, die ihr Gefahr bringen könnten, ungetreue, Verrath sinnende Diener, unruhige Gemüther, verkehrte Pläne und Fallstricke; mit diesem anscheinenden Eifer, mit dieser Tactik kann man wohl sein Ziel erreichen, und diejenigen für sich gewinnen, die durch ihre hohe und

isolirte Stellung verhindert sind, die Verhältnisse klar zu durchschauen. Zu jener Zeit beunruhigten die Französischen Doctrinen die Könige; das wußte Cavallero. Vielleicht beherrschte er Carl IV. nicht ganz, aber es gelang ihm doch, ihn mißtrauisch zu machen. Ohne seinem Rath blind zu vertrauen, hörte ihn doch der König bei vielen Gelegenheiten, bekam eine günstige Meinung von dem Character dieses Mannes, und würdigte ihn seines Umgangs. Es war ein wachsamer Beobachter, der den König auch auf jede unbedeutendste Unregelmäßigkeit im Staatshaushalte aufmerksam machte. Kaum des königlichen Vertrauens theilhaftig, war es Cavalleros eifrigstes Bestreben, jeder Bewegung und jedem Verbesserungsplan entgegenzuarbeiten. Meine zweite Erhebung hat grosses Aufsehen gemacht, und dennoch war meine Macht nicht so bedeutend, wie in den Jahren 1792 bis 1798, wo meine sämmtlichen Collegen Ein Ziel mit mir im Auge hatten; in den späteren Jahren stieß ich, wo ich etwas Gutes bewirken wollte, überall auf Gegenwirkungen. Ohne mich offen anzugreifen, vielmehr immer mit dem Scheine, als beuge er sich vor mir, bekämpfte Cavallero fortwährend meine Verbesserungspläne, und

mehr als einmal schlug er mich, ohne daß ich ihn auch nur ein einziges Mal völlig hätte schlagen können. Das Schlimmste dabei war, daß meine Feinde die Schuld auf mich schoben, wenn das Gute unterlassen wurde, und das Böse geschah, indem man behaupten wollte, daß ich der unumschränkte Herr sei. Dennoch sagte Cavallero in einem Briefe an Llorente (in dessen Memoiren), daß er in einem beständigen Kampfe lebe, und dabei jede List und jedes Mittel anwende, das sich mit der Redlichkeit vertrage, wobei er gar nicht von dem vielen Uebel sprechen wolle, was er vermeide, noch von dem Guten, welches er thue und nicht thun könne, da er überall auf Widerstand stoße. Und wem ist ein Zug von Edelmuth, eine Handlung, die dem Staate genützt hätte, von Cavallero bekannt?

Sein erster Sieg war die Entfernung Jovellanos' aus dem Ministerium, bald nach meinem Austritt. Cavallero ersetzte ihn. Bald nachher stürzte er Jovellanos treuen Freund Melendez, den ich zum Fiscal de la Sala de Alcaldes de casa y corte hatte ernennen lassen, indem er ihn durch verschiedene Aufträge vom Hofe entfernte, und in einem solchen Auftrag eine Schlinge legte, von der nur

seine stoische Tugend ihn rettete. Doch war er bald wirklich gestürzt, und wurde auf halben Gehalt gesetzt. Cavallero trieb dieß Entfernungssystem sehr weit. Kurz vor meinem Austritt aus dem Ministerium wünschte ich den Generalinspector der Infanterie D. Gonsalo Offarril zum Kriegsministerium berufen zu sehen. Um dieß zu verhindern, ließ Cavallero ihn schnell und ohne Noth zum außerordentlichen Gesandten in Preußen ernennen. Der Marineminister Langara erhielt seine Entlassung; mein Oheim, der verdiente Minister im Kriegsdepartement, D. Alvarez de Faria wurde so chicanirt, daß er im September 1799 seine Dimission nahm. Der Vicekönig von Mexico, Azanza, wurde dahin gebracht, daß er seine Stelle niederlegte. Saavedra hatte manche Unbill zu ertragen, und so könnte ich noch eine Reihe von Personen aufzählen, über welche Cavallero triumphirte. Er verfolgte übrigens nicht nur meine Feinde. Da er nicht einsah, daß es über den beschränkten Kreis seines Wissens hinaus noch Kenntnisse und Talente zu benutzen gebe, war er ein Feind aller Aufklärung. Alle von mir gemachten Vorarbeiten zur Verbesserung des Volksunterrichts, zu welchen nur noch die Zustimmung des Rathes

von Castilien fehlte, vernichtete er, und wenn er einige erhielt, geschah es nur, um ihre Urheber zu verfolgen. — Mehr boshaft, als religiös, sah er in dem Clerus nur ein Werkzeug, um den Wissenschaften zu schaden. Er entfernte Alle, die während meines Ministeriums die höheren geistlichen Würden erlangt hatten; wo möglich stellte er nur Ignoranten an; und dieß hätte noch gehen mögen, wenn er die durch mich in ihre Schranken zurückgewiesene Inquisition unterstützt hätte. Wenn seine Herrschaft von Dauer gewesen wäre, Spanien wäre um ein Jahrhundert zurückgekommen. —

Meine Nachfolger im Ministerium erhielten den Frieden und das Bündniß mit Frankreich, wie sehr auch England und mehrere andere von den verbündeten Mächten dagegen zu wirken suchten. Als Frankreich von allen Seiten angegriffen und in der That gefährdet war, wurde Spanien mit Drohungen und Versprechungen angegangen. England offerirte Subsidien, Portugal seine und Russische Hülfstruppen zum Zuge über die Pyrenäen. Dagegen drohte auf der anderen Seite die Landung einer Englischen, Russischen und Portugiesischen Armee, den Anschluß an das Bündniß zu erzwingen. Doch Spanien blieb uner-

schüttert und den Verträgen mit der Republik getreu, und dieß unter dem Minister Saavedra, demselben, der 10 Jahre später als Mitglied der Junta centrale im Jahre 1808 das Manifest unterzeichnete, worin ich beschuldigt wurde, die Ursache, der Urheber allen Unglücks in Spanien dadurch geworden zu seyn, daß ich den Baseler und den Friedensvertrag mit Frankreich unterzeichnet habe! Was hinderte ihn, in Beziehung auf Frankreich ein anderes System anzunehmen? Dieselben Gründe, die meine Handlungsweise früher geleitet hatten. Ich war dabei ohne Einfluß und wurde nicht gefragt, obwohl ich auch der Meinung derer beigetreten seyn würde, welche das Bündniß mit der Republik nicht brechen wollten.

Ich muß meine Nachfolger rühmen, daß sie Spanien in keinen neuen Krieg verwickelten, aber einen Fehler, den sie begingen, kann ich nicht begreifen. Sie huldigten und schmeichelten Frankreich auf Kosten anderer uns befreundeter Regierungen. Eine monarchische Regierung muß in Worten und Handlungen vorsichtiger seyn. Aus guten Gründen trennten wir uns von den verbündeten Mächten, aber diejenigen, welche den Kampf fortsetzten, verfuhren nicht feindselig gegen uns. Sie waren unsere alten

Freunde und Bundesgenossen, und hatten ein Recht auf unsere Freundschaft, so lange sie uns keine Ursache zu Beschwerden gaben. Daher hatte ich mir alle Mühe gegeben, durch den Frieden mit der Republik den Bruch mit den übrigen Mächten nicht herbeizuführen.

Dieser Grundsatz wurde nach meinem Austritt aus dem Ministerium verlassen, und die politische Würde der Spanischen Monarchie in den Jahren 1798 bis 1801 oft bloß gestellt. Ich führe nur Ein Beispiel an. Paul I. erklärte uns, als Frankreichs Verbündeten, den Krieg. Die Antwort Carls IV. auf sein Manifest hatte folgenden Eingang: „Die Gewissenhaftigkeit, mit der ich das mit Frankreich abgeschlossene Bündniß aufrecht zu erhalten bemüht bin, die Freundschaft und das Einverständniß, welche diese beiden Länder verbinden, und durch deren gegenseitiges Interesse verstärkt werden, haben den Neid einiger Mächte rege gemacht, besonders seit sich ein neuer Bund gebildet hat, dessen wirklicher Zweck unter dem chimärischen Vorgeben, daß die Ordnung wieder hergestellt werden solle, ist, diese zu stören, indem man gegen alle Nationen, die zu jenen ehrsüchtigen Plänen die Hände nicht reichen,

despotisch verfährt. Unter diesen Mächten will sich besonders Rußland auszeichnen, dessen Kaiser, nicht zufrieden damit, daß er sich Titel angemaßt hat, die ihm in keiner Weise zustehen, und dadurch sein persönliches Interesse verräth, eine Kriegserklärung gegen mich hat ergehen lassen, deren Bekanntmachung allein hinreicht, die Ungerechtigkeit zu beurkunden."

Diese beleidigenden Redensarten konnten nicht anders, als damit erklärt werden, daß man der Republik habe schmeicheln wollen. Und mir hat man später den Vorwurf gemacht, daß ich Spanien erniedrigt, unter die Dictatur Frankreichs gestellt habe. Als ich mich von den Staatsgeschäften zurückzog, um im Privatleben die Ruhe zu suchen, hinterließ ich wenigstens die Nationalehre unverletzt, und Spanien geliebt und geehrt vom ganzen Continent.

Aehnliche erniedrigende Schmeicheleien enthält die Rede, welche der neue Gesandte in Paris, Dr. Joseph Nicolas de Azara bei seiner ersten Vorstellung hielt. Es heißt unter Anderem darin: „Die Spanische Nation ist Eure Freundin, und seit einem Jahrhundert ohne Rivalität gegen Euch, und die Veränderungen, welche Eure Regierung erlitten hat,

kann, anstatt diese Freundschaft zu schwächen, nur dazu dienen, sie täglich mehr zu befestigen, weil unsere gemeinschaftlichen Interessen und unsere Existenz davon abhängen." Jedenfalls mußten solche Aeußerungen den König von Spanien in den Augen Europas herabsetzen. — Ein Fehler hat andere zur Folge. Von dieser Zeit an durfte die Republik nur wollen. Zum Glück mißbrauchte das Directorium die Ergebenheit unseres gehorsamen und dienstwilligen Cabinets nicht. Bonaparte erschien, und man warf sich ihm in die Arme. Er stürzte das Directorium, unterdrückte den Jacobinismus, und bot der Welt den Frieden. Wie schnell gab man sich der Hoffnung auf eine bessere Zukunft hin. — Als ich mich zurückzog, war unsere Armee auf einem achtungswerthen Fuße; sie war mehr als je nothwendig, nicht bloß, um etwaige Angriffe der Engländer abzuwehren, sondern hauptsächlich, um unserem Bündniß Ansehen zu verschaffen. Wir mußten nicht die ergebenen Diener eines Nachbarstaates seyn, sondern eine freie unabhängige Macht. Und diese Armee wurde auf die Hälfte des Effectivbestandes reducirt, schlecht gekleidet und schlecht besoldet! — —

## 2.

# Zwölfmonatliches Kriegsleben unter Zumalacarregui in Navarra und den Baskischen Provinzen, von C. F. Henningsen, Lanciers-Rittmeister in Don Carlos Diensten. [1])

### Vorrede.

Zwei Jahre sind jetzt verflossen, seit die Insurrection in den Baskischen Provinzen begonnen hat, und seit der Ueberrest einer, wie man sie nannte, dem Erlöschen nahen Faction, welche, einer Bande von Räubern gleich, in den Gebirgen verfolgt, es angeblich schon bereute, je die Partei eines geächteten Prinzen ergriffen zu haben, nunmehr, wie von allen Seiten zugestanden wird, zu einer imposanten

---

1) Der Titel des Originals, welchem dieser Aufsatz entnommen ist, heißt: The most striking events of a twelvemonth's campaign with Zumalacarregui in Navarre and the Basque Provinces. By C. F. Henningsen, Capitain of lancers in the service of Don Carlos. London, 1836.

Macht herangediehen ist. Des Don Carlos Anhänger wurden zu jener Zeit als ein bloßes Häuflein dummer, bigotter Menschen geschildert, oder auch wohl als ein Verein jener gesetzlosen Subjecte, welche aus dem Augenblicke der Ungewißheit, wie sie auf den Wechsel eines von der öffentlichen Meinung gebrandmarkten, von Freunden oder Anhängern nicht weiter unterstützten vormaligen Regierungswesens stets zu folgen pflegt, zur Frohne für ihre Raubsucht oder ihren Ehrgeiz, Nutzen zu ziehen gewohnt sind, und es ward sogar behauptet, diesen Leuten sei es, in vollem Bewußtsein, wie verzweifelt es um ihre Sache stehe, dermalen mehr darum zu thun, sich der ihrer wartenden Bestrafung zu entziehen, als noch irgend mit Hoffnung auf Erfolg fortzukämpfen.

Tag für Tag las man damals in den Französischen und Englischen Zeitungen, wie die letzten Carlisten-Banden auseinandergesprengt und ihre Führer im Begriff seien, sich über die Grenze zu retten. Der Französische Telegraph und die von den Heerführern der Königin ausgegebenen Bulletins dienten ihnen als Orakel, und der Morning Herald, dessen Correspondent die ganze Zeit über allein sichere Nach-

richten lieferte, hatte lange bei der einen, wie bei der andern Partei allen Glauben verloren, wie ihr derselbe denn auch in Angelegenheiten der Halbinsel noch heute nicht allgemein zu Theil wird. [1])

Endlich jedoch, nachdem man länger als anderthalb Jahre das Publicum mit Berichten über von den Truppen der Königin erfochtene Siege wider eine Faction, welche von ihrem Entstehen an zum tausendsten Male schon als in den letzten Zügen liegend angekündigt ward, unterhalten hatte, sah man sich genöthigt, zuzugeben, daß ohne fremde Intervention

---

1) In der That schuldet das Publicum dem Correspondenten des Morning Herald, einem Herrn Mitchel, die unparteiische, genaue Erzählung alles dessen, was sich während des ganzen Verlaufs des Bürgerkriegs in den nördlichen Provinzen Spaniens begeben hat. Derselbe brachte mehrere Monate im Hauptquartiere der Christinos zu, sowie er sich auch wiederholt in dem unserigen aufhielt. Vermag ich ihm übrigens auch nicht in Allem beizustimmen, so habe ich mich, bei Durchlesung der Spalten des Morning Herald vom vorigen Jahre, doch über die sich darin, im Ganzen genommen, kundthuende Genauigkeit der Angaben sehr überrascht gefunden.

es fortan unmöglich sei, das Feuer der Insurrection in den Baskischen Provinzen zu dämpfen.

Wahr ist es übrigens, daß das Kriegsspiel unter schlimmen Auspicien begann, und ein neues Beispiel lieferte zu den vielen, welche die Geschichte bereits geboten hat, von dem, was das Talent eines Führers und der fest entschlossene Geist eines Volks vermag, — eines Volks, sage ich, das ohne Waffen, ohne Geld, ohne irgend einen Beistand von Außen, und Angesichts großer, disciplinirter Heere und der Verträge zweier mächtigen Nationen, kühn für einen geliebten Prinzen in die Schranken tritt, und das selbst dann, da ihm Grund zu glauben vorlag, daß dieser Prinz seine eigene Sache im Stiche gelassen hatte. Rodil entwarf in seiner bekannten Proclamation [1]) beim Uebergange über den Ebro eben kein übertriebenes Bild, wenn er dieses Volk beschrieb als ohne Mittel zum Widerstande, als ohne Festungen zu Schutz und Schirm, als ohne Verbündeten, der ihnen Hülfe lieh, sowie aller

---

1) Proclamation Rodils von Mendavia aus im Julius 1834.

Freunde und Vermittler baar, um für daſſelbe zu intercediren.

Wohl würde es jetzt, da Zumalacarreguis Andenken, wie auch immer des Kampfes Ausgang seyn möge, ſich für immer, ſo lange die Spaniſche Sprache dauert, durch alle Claſſen ſeiner Landsleute forterben, und ſein Name in den Geſängen des Volks ſich mit dem des Cid miſchen muß, überflüſſig ſeyn, zu ſagen, daß er kein gewöhnlicher Menſch war; obgleich er jedoch wegen des unermeßlichen Antheils, den er an den frühern Erfolgen des königlichen Heeres hat, den Männern ſich anreiht, welchen ein Anrecht auf Unſterblichkeit gebührt, ſo hat man ihm doch kaum noch Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. Ohne Zweifel bedurfte es der eiſernen Stirne, des unbezwingbaren Geiſtes der Gebirgsbewohner, welche er befehligte, um ſo lange gegen den Feind, gegen Mangel und die Elemente anzukämpfen. Nun es aber auch erwieſen iſt, daß er ein disciplinirtes Heer von Kriegern zurückgelaſſen, und im Norden Spaniens einen Geiſt erweckt hat, welcher für die Sache des Königs Carlos kaum noch etwas fürchten läßt, würde es die ſchwerſte Undankbarkeit verrathen, zu leugnen, daß eben nur ſein außerordent-

licher Genius über die, dem Anscheine nach, unüberſteiglichen Schwierigkeiten zu ſiegen vermochte, welche der königlichen Partei anfangs im Wege ſtanden.

Als er ſich an die Spitze der Anhänger des verbannten Prinzen ſtellte, waren ſie eben geſchlagen, zerſtreut, oder in den ſämmtlichen Provinzen entwaffnet worden. Was Zumalacarregui damals noch von ſeinen entmuthigten Parteigängern wieder zuſammenbringen konnte, belief ſich kaum auf mehr als 800 undisciplinirte und ſchlecht bewaffnete Männer, und mit dieſer Macht nun bot er der uſurpirenden Regierung Troß, welche zu jener Zeit auf der Halbinſel über 120,000 Mann, mit Inbegriff des Veteranen-Heers aus dem Conſtitutionskriege, auf den Beinen hatte. Monate lang folgte dort Verſtärkung auf Verſtärkung, ſowie ein Obergeneral dem andern, ſelbſt dem gefürchteten Mina, und jeder mit neuen Plänen und großen Projecten, bis zu der Zeit, da ihr militäriſcher Ruf allmälig vor dem des Carliſtiſchen Heerführers hinſchwand, gleich Meereswogen, welche gegen einen Felſen ſich brechen.

Nachdem er jedoch dem Feinde mehr denn 50,000 Mann und eine überaus große Anzahl Officiere getödtet,

beinah ganz Navarra und die Baskischen Provinzen von ihm gesäubert und sich in den Besitz von sechszehn, zum Theil vom Feinde innegehabten, befestigten Plätzen gesetzt hatte, — starb er gerade in dem Augenblicke, da auch sein Glück eben jene weiten und schnellen Sprünge machte, wie wir es in der Laufbahn eines großen Mannes so häufig sehen.

Er fand, wie bereits gesagt, nur 800 schlechtbewaffnete Bauern und vierzehn Pferde vor, und hinterließ seinem Gebieter, welchem er so trefflich gedient, am Tage seines Hinscheidens 28,000 Mann[1]) wohlorganisirter und disciplinirter Infanterie, und 800 wohlberittene und geübte Reiter, sowie einen Artilleriepark von 28 Stücken und 12,000 überzählige Musketen, — insgesammt seines guten Schwer-

---

1) Neununddreißig Bataillone, nämlich dreizehn aus Navarra, sechs aus Alava, sechs aus Guipuscoa, acht aus Biscaya und sechs aus Castilien; ein Regiment von vier Schwadronen Navarresischer Lanciers; eine Schwadron Lanciers aus Alava, eine Schwadron Lanciers aus Bizkaya, eine Schwadron aus Castilien, und außerdem noch fünfhundert Reiter und tausend Mann Fußvolk unter Merino und Villalobos in Alt- und Neu-Castilien.

tes Beute; denn obgleich das Land ihm willige Hände in Menge bot, um Waffen zu handhaben, so war es von letztern doch so vollständig entblößt worden, daß er jede Waffe, die er ihnen gab, erst einem lebenden Gegner abnehmen mußte, und „sein Arsenal befand sich daher, wie er sich ausdrückte, in des Feindes Reihen.“ Aus dieser Quelle rührte fast die ganze Carlistische Ausrüstung, an Musketen, Pferden und Kanonen, mit Ausnahme von 1500 Musketen (Alles, was ihnen je unmittelbar aus dem Auslande zuging) und 200 Pferden, welche den während des Feldzugs erlittenen betreffenden Verlust etwa ersetzen möchten. Ganze Bataillone waren mit neuen Musketen bewaffnet, welche die Tower-Probe oder die Zeichen der Französischen Fabriken an sich trugen, und die der Königin kraft der von den Ministern Frankreichs und Englands geschlossenen Quadrupelallianz geliefert worden waren, ohne daß diese es sich wohl irgend mochten haben träumen lassen, daß sie damit eigentlich nur den Bedürfnissen der Anhänger des Don Carlos abhelfen würden.

Da es nun den Mann, dessen hoher Genius ein solches Ergebniß hauptsächlich herbeiführte, sowie das Volk, welches sich in einem, wie jeder zu-

gestehen muß, so außerordentlichem Kampfe zu behaupten wußte, näher kennen zu lernen, des Interesse nicht ganz ermangeln wird, und es übrigens in einer Entfernung von 800 (Engl.) Meilen schwer hält, deßfallsige Auskunft anders, als aus Quellen zu sammeln, welche in einer solchen Parteisache mindestens als verdächtig erscheinen müssen, so habe ich hier einige Skizzen aufgezeichnet, nach welchen sich der Leser ein, wenn auch unvollständiges, doch, soweit sie gehen, genaues Bild von diesem verheerenden Bürgerkriege zu entwerfen im Stande ist. Ich habe in meine Arbeit auch manche Anecdoten eingestreut, welche den Mann betreffen, der von der Bühne seines Ruhms in dem Augenblick verschwand, da derselbe eben auf seinem höchsten Gipfel stand.

Ich diente ein Jahr unter seinen Befehlen, nachdem ich mit mehr Enthusiasmus, als Klugheit mich zu der Partei gestellt hatte, deren Existenz damals eine precaire war, und die ich wieder verließ, als sie unter ihres Führers Leitung von ihrem zwerghaften Beginnen zu der vollen Höhe ihres Gegners herangewachsen war. Der Umstand, daß ich Zumalacarregui in allen Gefechten und Scharmützeln von der Zeit an, da er an der Spitze von 6000

Mann stand, bis zu dem Augenblick, wo er über fast 30,000 gebot, und er im Anschauen des offenen Weges nach Madrid von einer aus weiter Entfernung ins Blaue gesendeten Kugel an den Wällen Bilbaos tödtlich getroffen ward, nahe gewesen bin, setzte mich in den Stand, von den Vorkommnissen des Bürgerkrieges Vieles mit eigenen Augen zu sehen, und mich an dem Character seines großen Führers zu weiden, den ich im Sturm und im Sonnenschein, in Stunden der Gefahr und des Mißgeschicks, wie in denen des Sieges und des Gelingens zu studiren mir angelegen seyn ließ.

Da ich, wie der Leser schon von selbst voraussetzen wird, Carlistischen Glaubens bin, so habe ich mich, soviel als möglich, in meiner Erzählung nur auf Thatsachen beschränkt, welche ja übrigens auch mit mächtigeren Zungen reden werden, als bloße Argumente es irgend vermögen.

# Erstes Capitel.

Ereignisse vor Ferdinands Tode. — Don Carlos in Portugal. — Sarsfield und Rodil. — Don Carlos und Don Miguel.

Das Volk ist in ganz Spanien royalistisch gesinnt, ausgenommen in Estremadura, wo einige wenige Edelleute, welche größtentheils der liberalen Classe angehören, und über eine zerstreute Bevölkerung denselben Einfluß üben, dessen sich in andern Theilen des Königreichs der Clerus erfreut (zu erfreuen hatte der Uebers.), den Besitz des Landeigenthums unter sich theilen. Auch die Bewohner der Küste von Andalusien und Catalonien, sowie der Seeplätze und überhaupt der größern Städte, können als Ausnahmen von der Regel gelten. Ich meine übrigens zwar nicht, daß in den andern Districten das Volk ebenso fest an der Sache des Königs hängt, wie in den nördlichen Provinzen; indeß herrscht doch in jenen gegenwärtig ebenso viel royalistischer Geist, als beim Ausbruch der Insurrection in diesen. Die Andalusier und Catalonier wurden, als weniger kriegerisch, und weil auch ihr Land zum Kampfe wider einen Feind, der bereits alle Vorkehrungen getroffen hatte,

um das vorausgesehene Uebel im Keime zu ersticken, weniger geeignet war, leicht zu Paaren getrieben, obgleich sie gleichzeitiger und enthusiastischer, als ihre Freunde im Norden, aufgetreten waren. Die Partei, welche Don Carlos seiner Rechte beraubt zu sehen wünschte, hatte sich, während des Ministeriums von Zea Bermudez, des Heeres dadurch versichert, daß es alle Officiere der Cortes wieder anstellte, und diejenigen ausmusterte, welche als legitimistische Gesinnungen hegend bekannt oder verdächtig waren; hatte auch, mit Hülfe einer zahlreichen und gutbesoldeten Polizei, Hand an alle diejenigen gelegt, welche schlecht bei ihr angeschrieben standen, und ihre Anhänger unter dem Namen urbanos oder Bürgergarde bewaffnet, und war nun so nach dem Tode Ferdinands in den Stand gesetzt, das ins Werk zu richten, was, ohne diese Vorkehrungen, eine Erhebung in Masse von drei Viertheilen der Spanier verursacht haben würde.

Obwohl nun auch die Royalisten den beabsichtigten Staatsstreich voraussahen, und Ferdinand bei ihnen nichts weniger, als populär war, so ehrten sie in ihm doch ihren rechtmäßigen Herrscher, und treu ihren Gesinnungen, da es ihren Grund-

sätzen zuwiderlief, noch bei Lebzeiten des Königs zu Gunsten seines Thronerben zu rebelliren, ließen sie offenen Auges es geschehen, daß ihnen für die Zukunft Fesseln geschmiedet wurden. Jedoch waren einige unter ihnen, und namentlich vom Heere, in der festen Ueberzeugung, daß der König durch seine Krankheit stumpfsinnig (imbecile) geworden, und sich empört fühlend über seine Bereitwilligkeit, den Bruder des Erbes zu berauben, für sofortige Schilderhebung und Proclamirung des Don Carlos als Regenten, — ein Ereigniß, welchem er selbst durch die strengsten, bestimmtesten Befehle kaum vorzubeugen vermochte. Die Officiere pflogen mehrere geheime Unterredungen mit ihm, aber er weigerte standhaft seine Einwilligung; und da man andererseits hinter diese ihre Anträge kam, so wurden sie bald darauf durch Ministerialbefehl aus der Armeeliste gestrichen.

Hinsichtlich der langen Reihe von Intriguen, durch welche der letzte Wille des verstorbenen Monarchen demselben abgedrungen worden, verweise ich den Leser auf das interessante Werk des Baron de los Vallos.[1]) Nach den Versicherungen Einiger

1) Auszüge daraus enthält der 176. Band der Minerva.

hatte man ihm seinen letzten Willen in einem Zustande von Stumpfsinnigkeit abgepreßt, und nach Andern soll sogar eine völlige Handschriftnachahmung dabei Statt gefunden haben. So viel ist übrigens gewiß, daß man ihn, schon der Sprache und fast aller Empfindung beraubt, gezwungen hatte, zur Beruhigung der Royalisten und Ultraliberalen, in seiner Staatskutsche, worin er in buchstäblichem Sinne, aufrecht erhalten ward, auszufahren; sowie denn auch in den letztern Tagen seines Lebens die Rechtsberaubung seines Bruders — die Anfälle von Gewissensangst, denen er unterworfen war — sein Widerruf — und dann sein Wiederbegehen derselben Handlung, welche er doch offenbar als eine Ungerechtigkeit erkannte, das traurige Bild der zweiten Kindheit eines schwachen, unmoralischen Characters darbieten.

Die Freunde und Anhänger des Don Carlos waren bereits damals der Verfolgung von Seiten der Liberalen ausgesetzt, namentlich diejenigen, welche wegen ihrer bekannten Anhänglichkeit an dem Prinzen am meisten gefürchtet wurden. So ward der ehrwürdige Bischof von Leon, seit lange in dem Rufe eines der geschicktesten und uneigennützigsten

Rathgeber der Krone stehend, seines Amtes als Staatskanzler entlassen; und so weit gingen die Liberalen, daß selbst die Herzogin von Beira, eine Portugiesische Prinzessin, und der Gemahlin des Infanten Schwester, welche man um ihres festen Characters und der ihr von den Royalisten bewiesenen Zuneigung willen haßte, aus dem Reiche verbannt ward, wo dann alle ihre Umgebungen, so beliebt war diese Prinzessin, ihr folgten. Auch Don Carlos, da er sah, daß ihm sehr bald keine andere Alternative übrig bleiben würde, als entweder gefangen gehalten zu werden, oder seine Einwilligung zum Bürgerkriege gegen seinen Bruder zu geben, begleitete, seine Gemahlin und Familie mit sich nehmend, seine Schwägerin nach Portugal. Sie verließen am 16. März 1833 Madrid, und der Prinz empfing auf seiner ganzen Reise, trotz aller Gegenmaßregeln der Regierung, überall die schmeichelhaftesten Zeichen von Hochachtung.

Zea Bermudez versammelte nunmehr die Cortes, Behufs der althergebrachten Ceremonie des Jura, oder der Abnahme des Treuschwurs für des Königs Tochter, Isabella, welche als Prinzessin von Asturien und als Thronerbin proclamirt

würde. So glänzend und pomphaft es aber auch bei dieser Ceremonie herging, das düstere Schweigen des Volks, so ungewöhnlich in einer Spanischen Versammlung, welche ihre Zufriedenheit stets gern in geräuschvoller Weise zu offenbaren pflegt, that augenscheinlich dar, daß es sich in das, was vorging, nicht fügen würde. Auch schien durch die Abwesenheit des höchsten Prälaten der Spanischen Geistlichkeit, des Erzbischofs von Toledo, Don Pedro Inguanzo, in dessen Hände, nach einem seit Jahrhunderten bestehenden Brauche, die Prinzen, Bischöfe und Granden des Reichs, den Eid der Treue abzulegen hatten, der Ceremonie etwas zu fehlen. Cordoba ward übrigens nach Portugal an den Infanten abgeordnet, um von ihm, in seines Bruders Namen, die öffentliche Anerkennung seiner Nichte als Prinzessin von Asturien und als Thronerbin zu begehren.

Don Carlos vereint mit einer milden Gesinnung eine Characterfestigkeit, welche seit langer Zeit in der Familie gefehlt zu haben scheint. Als durch einen Act von Treulosigkeit ohne Gleichen von Seiten Napoleons, im J. 1808, der Prinz mit seiner Familie gefangen nach Bayonne gebracht wurde, und

nach einem im Schlosse von Mafra (welches seit der Zeit in Feuer aufgegangen und inmitten seines ungeheuren Gartens noch immer in Ruinen dasteht) gehaltenen Rathe, der Kaiser bei den Infanten darauf antrug, ihrer Rechte auf die Spanische Krone zu entsagen, und sich dafür die von Etrurien gefallen zu lassen, fügten sich, von seinen Drohungen erschreckt, Ferdinand und seine Rathgeber (mit Ausnahme des Marquis von Labrador, eines der wenigen Spanischen Granden, welche sich stets eines ehrenhaften Verhaltens beflissen haben) darein und unterzeichneten. Don Carlos jedoch, so wenig Hoffnung er auch damals hatte, je zum Throne zu gelangen, weigerte sich, seinen Rechten zu entsagen, indem, wie er sagte, „es eine ihn entehrende Concession seyn würde, und er wolle daher eher sterben, als unterschreiben.“ Unter solchen Umständen liess sich nun wohl nicht erwarten, daß er in Portugal ausser dem Bereich von seiner Feinde Macht, die von ihm begehrte Albernheit begehen würde. Auch machte er eine bezügliche Declaration, welche er an alle Europäische Höfe sandte, öffentlich bekannt, und richtete überdiess an seinen Bruder folgendes Schreiben:

„Theuerster Bruder! — Diesen Morgen um 10 Uhr kam mein Secretär Plazaola zu mir, mit der Nachricht, daß Cordoba, Ihr Abgeordneter, die Stunde zu wissen wünschte, zu welcher ich die Eröffnung eines königlichen Befehls entgegenzunehmen geneigt sei. Ich ließ ihm sagen, daß er um 12 Uhr sich einfinden möge. Er kam einige Minuten vor 1 Uhr, wo ich ihn dann sofort empfing. Er überreichte mir das officielle Document, nach dessen Lesung ich zu ihm sagte, daß meine Würde und Character mir nur in directer Weise zu antworten gestatteten, daß Sie mein König und Herr seien, und überdieß mein Bruder — ein geliebter Bruder, dem ich einst in seiner Trübsal gefolgt bin. Sie wollen wissen, ob ich gewilligt sei, Ihrer Tochter, als Prinzessin beider Asturien, den Eid der Treue zu leisten. Ich brauche Ihnen wohl nicht erst zu sagen, wie gern ich diesen Eid schwören möchte; Sie kennen mich ja, und können also beurtheilen, ob ich von Herzen rede. Nichts, in der That, würde mir angenehmer seyn, denn als der Erste Ihre Tochter anzuerkennen und Ihnen alle die Unruhe und Verlegenheit zu ersparen, welche

meine Weigerung nach sich ziehen muß; aber mein Gewissen und meine Ehre verbieten es mir. Die Rechte, welche ich besitze, sind so heiliger Art, daß ich ihnen nicht entsagen darf — Rechte, welche mir von Gott verliehen worden, als er mich in meiner gegenwärtigen Stellung geboren werden ließ, und deren nur Er mich berauben kann, indem Er Ihnen einen Sohn schenkt, einen Fall, den ich vielleicht inniger, als Sie herbeiwünsche. Ueberdieß heischt auch meine Pflicht, die Rechte meiner Nachkommenschaft zu wahren, und ich fühle mich daher verbunden, die beigehende Declaration abzufassen, welche ich aufs Feierlichste an Sie richte — an Sie, und an alle die Souveräne, welchen Sie, ich hoffe es, Mittheilung davon machen werden. Leben Sie wohl, mein theurer Bruder, und zweifeln Sie nicht, daß ich Ihnen auf immer ergeben bleiben werde, und daß Ihr Glück stets das Strebeziel seyn wird Ihres Bruders.

Carlos."

Declaration.

„Ich, Carlos-Maria-Isidore de Borbon-y-Borbon, Infant von Spanien, in voller Ueber-

zeugung von meinen legitimen Rechten auf die Krone Spaniens, für den Fall, daß ich Ihre Majestät überlebe, und Sie keinen männlichen Nachkommen hinterlassen, erkläre hiermit, daß mein Gewissen und meine Ehre mir verbieten, irgend eines Andern Rechte, als meine eigenen, anzuerkennen.

Unserm König, von seinem affectionirten Bruder und treuen Vasallen.

(Unterzeichnet)

Der Infant Don Carlos de Borbon-y-Borbon."

„Palast Ramalhao, d. 29. April 1833."

Fünf Monate später starb der König, und zwar Nachmittags den 29. September, während seine Diener ihn noch immer für schlafend hielten. Don Carlos befand sich damals in Portugal, wo er zwar bei Don Miguel Aufnahme gefunden hatte, aber von ihm in einer Weise behandelt wurde, welche von der Unschlüssigkeit, die ihm endlich seine Krone kostete, Zeugniß ablegte. Der Infant war mit einem zahlreichen Gefolge in jenes Land gekommen, und es gesellten sich demselben später noch viele andere Spanier zu, obwohl der größere Theil derjenigen,

welche zu ihm zu gelangen suchten, unterweges abgeschnitten wurden. Auch der Pfarrer Merino — der Mina des Flachlandes — gegenwärtig über sechzig Jahre alt, und der sich schon in zwei Kriegen einen Namen gemacht hatte, fand sich ein, Don Carlos seine Dienste anzubieten; und der Brigadier Cuevillas, Ex-Gouverneur von Saragossa, suchte sich ihm mit 500 Reitern anzuschließen, von welchen er jedoch den größern Theil unterweges zu verlieren das Unglück hatte. (Cuevillas) kam bei dieser Gelegenheit auf seltsame Weise zu dem Orden Carls III. Nachdem er nämlich bei dem König (Don Carlos) eingeführt worden, sagte er: „Ich bin gekommen, um Ihro Majestät mich anzuschließen, aber nicht allein; fünfhundert brave Castilier, bewaffnet und beritten, zogen mit mir, um ihre Dienste zu ihres Souveräns Füßen zu legen.“ Der König hoch erfreut über eine solche Verstärkung, und noch nicht wissend, daß die Fünfhundert auf ihrem weiten gefahrvollen Wege zu einigen wenigen Reitern zusammengeschwunden waren, warf augenblicklich das Ordensband um seinen Nacken, als einen Lohn für seine Treue. Beide (Cuevillas und Merino) kehrten dann auf Befehl des Infanten nach

Spanien zurück, um dort zur Abwechslung von Parteigängern für ihn bei der Hand zu seyn. Ueberhaupt möchte auf Don Carlos Antrieb vor seines Bruders Tode schon Vieles geschehen seyn, um den energischen Anstrengungen der Christinos so wie die Schildträger der Prinzessin Infantin und der Königin Christina damals genannt wurden, die Wage zu halten; leider aber beseelte Don Carlos dieselbe Schwachheit, wie Ferdinand, wenn sie sich auch bei ihm auf ehrenhaftere Weise kundgab. Nachdem nämlich alle Bande zwischen ihnen zerrissen waren, und schon gewöhnliche Klugheit von ihm erheischte, den Intriguen der Königin entgegenzuarbeiten, und für den Tod des Königs Vorkehrungen zu treffen, indem er seinen zahlreichen Freunden die Versicherung gäbe, wie es seine Absicht sei, zu ihnen zu kommen, und damit ihren Anstrengungen einen aufmunternden Sporn zu verleihen, weigerte er sich dessen hartnäckig, indem er äußerte, es sei für ihn ein Gewissenspunct, bei Lebzeiten seines Bruders das glimmende Feuer nicht zu schüren. Dieß nun war einer der ersten jener zahlreichen Irrthümer, gegen welche des Königs Sache so wunderbar angekämpft hat; denn daß diese nicht schon hundertmal gescheitert ist,

liegt wahrlich nicht an denen, welche ihr zur Stütze dienen.

Als des Königs Tod bekannt ward, traf der öffentliche Unwille die Intriguen der Partei, welche im Namen Isabellens II. die Regierung usurpirt hatte. Trotz der getroffenen Vorsichtsmaßregeln, wurden daher alle die Provinzen, wo das Volk noch nicht entwaffnet, oder von den urbanos (welche, aus den reichern Classen bestehend, fast insgesammt das neue Gouvernement, als einen Vorschritt zur Annahme ihrer liberalen Meinungen, mit günstigen Augen ansahen) in Respect gehalten wurde, für Don Carlos sich erhoben, und, hätte er sich ihnen damals in Person gezeigt, den Anhang der Königin überwältigt haben. Wie die Sachen standen, würden sie sich, hätte nicht der beklagenswerthe Mangel an Geschicklichkeit und Thätigkeit auf Seiten der Royalisten und ihr lächerliches Verharren ohne Organisation, Communication, oder Einverständniß es anders gestaltet, in den Besitz von Castilien, Leon, Navarra und den Baskischen Provinzen, welche damals in ihren Händen waren, erhalten haben; doch davon wird weiterhin ausführlicher die Rede seyn. Don Carlos ward übrigens durch das Be-

obachtungsheer Rodils, welches unter Sarsfields Oberbefehl an jener Grenze stationirt war, abgehalten, bei seinem Anhange sich einzufinden, und so sah sich der Prinz natürlich dem Vorwurfe preisgegeben, als sei er von schwachem, kleinmüthigem Character, und fürchte sich, selbst das Schwert zu ziehen, welches für ihn zu führen, er seine Landsleute zu überreden suchte. Dieß war die im Auslande herrschende Meinung, und sie ward auch, vor seiner Ankunft in Navarra, von vielen seiner Anhänger getheilt.

Sarsfield, dessen Vater, ein Irländer, eins der Bataillone von der Irischen Legion befehligte, war immer als ein Legitimist bekannt gewesen. Nach des Königs Hinscheiden ließ er fünf Tage verstreichen, ohne seine Anhänglichkeitsadresse an die Regierung der Königin einzusenden, indem er augenscheinlich auf Eröffnungen von Seiten Don Carlos wartete, der nunmehr Carl V. von der Linie Bourbon geworden war. Sei es nun, daß des Königs Räthe von Eifersucht über des Generals ausländische Abkunft getrieben wurden, oder daß mit ihm zu communiciren unmöglich war, genug, sie begingen den unverzeihlichen Fehler, sich zuerst an Rodil zu wenden. Ein unseligerer Irrthum für des

Königs Sache konnte aber wohl nicht begangen werden; denn Rodil war, in allen seinen Meinungen, ein starrer Republicaner, und Sarsfield, empfindlich, daß einem unter seinem Befehl Stehenden Anträge gemacht worden, sandte nun augenblicklich seine Gehorsamserklärung an die Königin ein. Inmitten der Trümmer von Miguels Heere, ohne Schutz, ohne Geld, oft sogar ohne Lebensmittel, und endlich auch noch von Rodil verfolgt, der sie zu fahen beordert war, erlitten der König und seine Familie Entbehrungen und Demüthigungen, welche fast allen Glauben übersteigen. Die Königin und die Prinzessin von Beira verkauften ihre Juwelen für 5000 Pf. St., zur Unterstützung ihres Gefolges, welches der Pferde, oder der Kleidung entbehrte, und als sie sich einschiffen und mehrere ihrer treuen Anhänger zurücklassen sich genöthigt sahen, trennte sich die Prinzessin auch von dem letzten werthvollen Artikel, welchen sie noch besaß, einem mit Diamanten besetzten Kamm, der, als ein Geschenk, ihr über Alles theuer war. Oberst Wylde benahm sich bei dieser Gelegenheit sehr artig. So weit war es übrigens mit der königlichen Familie gekommen, daß, als sie auf der Flucht vor Rodil

nach Zamusca, ihr ganzes Gepäck verloren hatte, ihr nichts, als die Kleider auf dem Leibe geblieben waren. Eines Tages waren sie so erbärmlich logirt, daß der durch das Dach strömende Regen ihre Betten überschwemmte, und die Königin, unpäßlich wie sie war, die ganze Nacht in ihren Mantel gehüllt aufbleiben mußte. Bei einer andern Gelegenheit war es mit den Lebensmitteln so knapp bestellt, daß die königlichen Kinder heimlich die Gardes-du-Corps um Brod angingen, welche ihre karge Portion jedoch bereits verzehrt hatten, und ihnen daher nichts mehr abzugeben vermochten. Als die Königin dieß erfuhr, konnte sie, obgleich eine Frau von großer Seelenstärke, sich der Thränen nicht erwehren. Der König seinerseits bewahrte inmitten aller dieser Drangsale den unerschütterlichsten Gleichmuth, und so wenig heiter es ihm auch ums Herz seyn mußte, wich doch das gewöhnliche Lächeln nicht von seinen Lippen. Als man schon auf dem Puncte stand, die schimpfliche Capitulation von Evora zu unterzeichnen, proponirte er noch einen Plan, der in der That zu kühn war, als daß man sich desselben von einem bisher durch seinen sanften, nichts weniger als verwegenen Geist ausgezeichneten

Mann hätte versehen sollen. Er schlug nämlich vor, Don Miguel möge sich mit einer starken Garnison in Elvas einschließen, während er selbst mit den noch disponibeln 13,000 Mann die Eroberung seines Landes versuchen, und im glücklichen Falle seinem Alliirten zum Entsatz zurückkehren wolle. Der Plan war indeß kecker erdacht, als ausführbar; denn die Spanische Armee war, wie der Erfolg bewies, ihren Officieren zu treu, als daß sie zu seinen Fahnen hätte übergehen sollen, und er würde sich daher dann zwischen Rodil auf der einen Seite und den Pedroisten auf der andern eingeschlossen befunden haben. Der ehrwürdige Bischof von Leon wendete zwar bei Miguel seine ganze Ueberredungsgabe an, indem er unter andern sagte: „Ihro Majestät können Ihre Krone noch wiedergewinnen; doch müssen Sie zu dem Ende erst mit uns durch Madrid ziehen"; jedoch Alles war umsonst. „Ich würde gern nach Ihrem Wunsche handeln, erwiederte nämlich Miguel, aber ich bin überzeugt, Niemand würde mir folgen." Und so ward denn die Capitulation unterzeichnet.

## Zweites Capitel.

Die ersten Anstrengungen der Royalisten. — Sarsfield. — Zavala und seine Töchter. — Eraso. — Beschreibung von Navarra. — Das Thal Ribera. — Sitten und Gebräuche der Navarresen. — Die Basken. — Ihre Sprache. — Der Adel von Navarra und die Baskischen Provinzen. — Die fueros oder Privilegien. — Guipuzcoa und Biscaya. — Nationaltracht.

Es ist diesseits der Pyrenäen ein gewöhnlicher Irrthum, zu glauben, daß die Anhänger des Don Carlos sich lediglich auf die Baskischen Provinzen beschränken, und doch fand seine Sache beim Tode Ferdinands nirgends so warme Herzen, als in Castilien. Die königlichen Freiwilligen in dieser Provinz und in Biscaya, welche damals noch nicht entwaffnet worden und zusammen mehr als 38 Bataillone ausmachten, proclamirten Don Carlos. Banden bewaffneter Männer schaarten sich zusammen, und viele auf Ruhegehalt gesetzte Officiere, sowie Hidalgos von der halb bäuerischen, halb edelmännischen Classe, wie sie Cervantes beschreibt, nahmen ihre Schwerter wieder von den Wänden herab, an welchen sie seit den Tagen von Spaniens Ruhme nutzlos gehangen hatten. Diese nun stellten sich auf ihren Rossen an die Spitze der Insurgentenbanden, welche nach und nach zu imposanten

Schaaren anschwollen, im Grunde aber doch nichts weiter waren, als bewaffnete Haufen, ein Körper ohne Seele, wo Jeder befehlen, Keiner gehorchen wollte, bis zu dem Augenblicke, wo sie von den gegen sie ausgesandten Regierungstruppen fast ohne Schwertstreich auseinander gejagt wurden, Jeder wieder zu seinem Herde zurückkehrte, und die Partei es nun durch Entwaffnung, resp. Bestrafung büßen mußte, daß es ihr an einigen Männern von hinlänglichem Tacte gefehlt hatte, um von der Stimmung der Einwohner Nutzen zu ziehen. Hätte Zumalacarregui sich damals bei ihnen befunden, so wären sie unmaßgeblich, ohne einen Schuß zu thun, auf Madrid losmarschirt; denn außer den wenigstens 30,000 Mann unter den Befehlen Merinos, Cuevillas und Verastegui's in Biscaya hatten sich noch an die 20,000 Mann unter Zavala, dem Marquis von Valdespina, Armencha, Eraso und Simeon de la Torre erhoben, und hielten Vittoria und Bilbao besetzt. Rodil stand zu jener Zeit an der Grenze Portugals zur Bewachung; in Arragonien und Catalonien hatten sich, da die dortigen Carlisten nicht hinlängliche Waffen fanden, um sich auf andere Weise im Felde zu behaupten, Guerillas gebildet, und ganz

Spanien überhaupt hing so lose an der Königin, daß ihre Heeresmacht überall hin Truppenabtheilungen detaschiren mußte. Unter solchen Umständen hätten die Royalisten von Biscaya allein mit einem Zehntheile der Opfer, die sie seit der Zeit gebracht, ihrer Sache einen leichten Triumph verschaffen können; aber es schien damals in den Reihen der Carlisten ebenso viel Apathie zu herrschen, als die Partei der Königin ihrerseits Energie bewies. So geschah es denn, daß die Erstern entwaffnet wurden und sich durch ganz Castilien zerstreuten, und zwar auf eine Weise, welche ihnen noch bis auf den heutigen Tag zu schwerem Vorwurf gereicht. Nur allein der Pfarrer Merino mit 200 Reitern behauptete sich im Felde, wie solches auch noch bis zur Stunde der Fall ist, obgleich er von den Französischen und Englischen Zeitungen schon zu so vielen Malen getödtet worden ist. Ein bedeutendes Corps Castilianer bahnte sich zwar auch noch den Weg in die Provinz Alava, theilte aber beim Einzuge Sarsfields in Vittoria, welchen Platz der die Königlichen commandirende General Uranga, mangelnder Unterstützung wegen, verlassen mußte, bald darauf gleiches Loos. Sarsfield war zum Vicekönig von Navarra ernannt, und beordert worden,

das Feuer der Insurrection in den nördlichen Provinzen zu dämpfen; da er jedoch die Sache der Königin mehr aus Ingrimm, als aus einem andern Grunde zu der seinigen gemacht hatte, so handelte er wie ein gegen seine Gewissensmeinungen kämpfender Mann. Sarsfield stammt übrigens von dem berühmten gleichnamigen General Jakobs II. ab, und steht in dem Rufe, der beste und tapferste Officier in Spanien zu seyn, soll aber auch einen sehr jähzornigen Character besitzen, sowie eine heftige Neigung zum Trunk, welche ihn oft zu den tollsten Handlungen verleitet. So wird unter andern von ihm erzählt, daß er eines Tages während des Unabhängigkeitskrieges, da er mit Minio, späterhin Oberst der Gardecürassiere, in einen Streit gerathen war, diesen darauf herausforderte, in die Thore des damals von den Franzosen besetzt gehaltenen Barcelona, vor welchen sie lagen, einen Nagel einzuschlagen, und indem er dann seinen Generalstab bei Strafe, für feige Memmen zu gelten, aufforderte, ihm zu folgen, ritt er im gestreckten Galopp, mit einem Hammer und Nagel in der Hand, auf sein Ziel los, und ließ sich auch nicht eher zum Rückzuge bewegen, als bis die Hälfte seiner Officiere um ihn her von den Kugeln aus der Festung zu Boden gestreckt lag.

Obgleich das Commando über die Truppen der Königin ihm anvertraut worden, so herrschte doch kaum noch ein Zweifel darüber, daß er es schon bereute, die revolutionäre Partei ergriffen zu haben; in der That, es geschah seinerseits Alles, was er zu Gunsten der Insurgenten nur irgend zu thun vermochte, ohne sich selbst zu compromittiren; und es war auch offenbar seine Absicht, mit seiner ganzen Division überzugehen und Carl V. zu proclamiren, hätte er davon nur irgend mit Grund auf einen glücklichen Erfolg hoffen können. Anstatt sofort weiter auf Bilbao zu marschiren, blieb er zwanzig Tage in Vittoria, wodurch nun dem Carlistenführer alle nöthige Zeit gegeben ward, sich zum Widerstande vorzubereiten. Dieses Alles scheiterte indeß an ihrer mangelnden Vorsorge. Zwar rückten die Brigadiers Zavala und Armencha, welcher späterhin erschossen ward, sowie der Marquis de Valdespina, der, schon in vorgerücktem Alter stehend und im Unabhängigkeitskriege zum einarmigen Krüppel geworden, ein fürstliches Vermögen seinen Meinungen zum Opfer gebracht hatte, mit über 14,000 Mann auf Onate vor, und dem Heere der Königin entgegen; weil aber ihre Leute mehrere Tage lang ohne Munition, ohne

Lebensmittel und ohne Organisation gelassen worden so lief der größere Theil vor Langeweile und Ueberdruß wieder fort und heim.

Die Alavesen zerstreuten sich in ähnlicher Weise, gleichwie die zu ihnen gestoßenen Castilier; und während die Alavesen den Castiliern alsdann vorwarfen, sie im Stiche gelassen zu haben, schmäheten Letztere dagegen die erstern wegen ihrer Unthätigkeit. Sarsfield, welcher wohl einsah, daß er sich durch längeres Zögern aufs schwerste compromittiren würde, rückte nun seinerseits endlich vor. Als er nach Durango, etwa 18 (Engl.) Meilen von Bilbao, kam, wollten ihm die der Anhänglichkeit an Don Carlos verdächtigen Stadtbehörden mehrere Hundert Musketen überliefern; anstatt aber davon Besitz zu nehmen, gab ihnen Sarsfield zur Antwort: „Ich habe jetzt keine Zeit, mich mit ihrer Empfangnahme zu befassen; behaltet sie noch bis morgen.“ Es hieß dieß ein gefährliches Vertrauen in sie setzen, und sah ganz so aus, als hoffe er, sie würden die Flinten während der Nacht heimlich aus der Stadt schaffen; man machte indeß keinen Versuch dazu, so groß war die dort herrschende Entmuthigung, und des folgenden Tages zog das Heer der Königin, ohne auf den

geringsten Widerstand zu treffen, in Bilbao ein. Der General benahm sich hier mit der größten Milde, und es ward ihm daher bald darauf das Commando unter dem Vorwande entzogen, daß seine zu schwächliche Gesundheit demselben nicht ferner gewachsen sei. Als nun aber nach Valdes Niederlage Sarsfield um Wiederübernahme des Oberbefehls gebeten ward, erwiderte er auch ironisch, daß „seine Gesundheit es ihm nicht gestatte."

Armancha, Zavala, Eraso, sämmtlich Officiere von hohem Range und Einflusse im Lande, und Simeon de la Torre, Ex-Gardelieutenant, fuhren übrigens an der Spitze der entschlossensten Parteigänger fort, die Sache Carls V. in den Gebirgen von Biscaya und Guipuzcoa zu proclamiren, wo sie auch mit abwechselndem Glück einen Guerillakrieg unterhielten, ohne damit jedoch in Madrid irgend lebhafte Unruhe zu erregen. Kleine Scharmützel fanden täglich Statt; indeß vermochten die Carlisten es nicht, sich auch selbst gegen die kleinsten Corps regulärer Truppen im offenen Felde zu behaupten.

Da Bilbao, wie die meisten Handelsstädte, eine bedeutende, den liberalen Ideen sehr geneigte Bevölkerung enthielt, und man in Spanien, wo Meinungs-

verschiedenheit auf beiden Seiten leicht zu Extremen führt, sich vergebens nach etwas umschaut, was wie Mäßigung aussieht, so hatte sich dort wider die Royalisten ein so hoher Grad von Feindschaft gebildet, wie man ihn bei Parteizwisten sonst nicht leicht findet. Schon lange vor dem Tode Ferdinands hatten sowohl Privat- als politische Fehden die Ruhe in der Stadt gestört, und bewaffnete Haufen von beiden Parteien pflegten sogar unter dem Vorwande, nach Wild zu jagen, in der Wirklichkeit aber, um in den benachbarten Weinbergen und Holzungen mit einander zu kämpfen, aus der Stadt zu ziehen. Kein Wunder also, daß der anfangende Bürgerkrieg besonders in Biscaya mit einer sonst nur in Familienfehden vorkommenden Barbarei geführt ward. Einen Beleg dazu mag hier eine gegen Zavala ausgeübte Grausamkeit geben. Weil derselbe sich nämlich oft, wenn verfolgt, mit Hartnäckigkeit gewehrt hatte, so wurden seine beiden Töchter, welche in die Hände der Christinos gefallen waren, von der Besatzung Bilbaos in ihren täglichen Scharmützeln mit ihm stets an der Spitze der Tirailleurs mit aus der Stadt geschleppt. So sah sich nun Zavala aus Besorgniß, seinen eigenen Kindern ein Leids anzuthun, bei sol-

chen Gelegenheiten lange Zeit genöthigt, seine Leute von Erwiederung des feindlichen Feuers abzuhalten und sich eiligst zurückzuziehen. Endlich aber, im Kampfe zwischen den von seiner Mannschaft ihm gemachten Vorwürfen und seiner Vaterliebe fast zur Verzweiflung gebracht, opferte er die letztere seiner Pflicht, und nachdem er seine Leute haranguirt, legte er sich in der Nähe eines kleinen Dorfes zwischen Guernica und der See in einen Hinterhalt. Der Feind, davon unterrichtet, rückte, die beiden Töchter des Carlistenführers wie gewöhnlich als Schirm und Schild voranführend, auf der Straße vor. Zavala aber gab nun mit fester Stimme, wenn auch mit Thränen in den Augen, Befehl, das Feuer zu eröffnen, und indem er alsdann rasch mit dem Bajonett angriff, war er noch glücklich genug, seine Kinder unverletzt wiederzufinden, obgleich sie der Gefahr nur mit genauer Noth entgangen waren, da gleich die erste Ladung zwei von denen, welche sie hielten, getödtet hatte. Sein treuer Pflichteifer sah sich übrigens auch noch mit Sieg gekrönt, denn der Feind ward geworfen und in die Flucht geschlagen, und das Regiment von Chinchilli ließ mehrere Hundert Todte und Verwundete auf dem Schlachtfelde.

Man tadelte es gewöhnlich an Zavala, daß er seine Leute nicht tollkühn der Gefahr auszusetzen pflegte, obgleich an seinem persönlichen Muthe Niemand zu zweifeln wagte. Für Simeon de la Torre sprach dagegen nichts zu Gunsten, als sein kühner Muth. Eraso seinerseits war in der That derjenige, welcher in die Insurrection Ordnung brachte, und auch der Einzige, der mit Erfolg zu commandiren im Stande war. Aus einer der reichsten Familien im Rançal stammend, hatte er sich bereits in früheren Kriegen ausgezeichnet, sich dadurch bis zum Range eines Obersten im regulären Heere emporgeschwungen, und befehligte mehrere Jahre lang die an der westlichen Pyrenäengrenze stehenden Truppen. Nur eine Handvoll Leute um sich, proclamirte er am 12. October 1833 zu Roncesvalles, diesem in der Geschichte so berühmten Orte, Carl V. als König. Eraso hatte übrigens einen Feind, der ihm bitterer zu schaffen machte, als die Truppen der Königin, eine Krankheit nämlich, welche seinen Körper untergrub und ihn endlich so hinfällig werden ließ, daß er sich über die Französische Grenze bringen lassen mußte, wo er in einer borde, wie die isolirt liegenden Gehöfte in den Pyrenäen genant werden, ein sicheres Unterkommen ge-

funden zu haben hoffte; aber auch diese Zufluchtsörter der Schmuggler, obgleich zu gewöhnlichen Zeiten von den Besuchen der Französischen Polizei verschont bleibend, pflegten damals streng untersucht zu werden, und so ward denn Eraso ergriffen und gefangen bis nach Angoulême gebracht.

Auch in mehrern andern Theilen Spaniens hatten partielle Aufstände Statt gefunden; aber obgleich voll Muth und Hoffnung, jedoch ohne gehörigen Plan und ohne einen des Erwähnens werthen Führer unternommen, wurden die Insurgenten hier von den die Provinzen überschwemmenden Generälen der Königin, welche überall das Martialgesetz proclamirten und es mit Hülfe einer durch versprochene Belohnungen und unmittelbare Freigebigkeit erlangten Gewalt, streng zu handhaben wußten, schnell zu Paaren getrieben. In der Regel folgte dann auch die Strafe für die Carlisten so rasch, daß selbst die Namen derjenigen, welche die Fahne der Legitimität erhoben hatten, ihren Mitparteigängern in den andern Provinzen unbekannt blieben. So hatten Andalusien, Granada, Catalonien und Arragonien, wo man von den Banden Carnicers (der späterhin in Castilien, wo er verkleidet umherreiste, ergriffen und er-

schossen ward) lange nicht das Mindeste vernahm, insgesammt ihre Märtyrer der öffentlichen Meinung aufzuweisen; von dem dort Geschehenen wissen wir aber in der That wenig mehr, als daß einige Bewegungen Statt gefunden hatten. Der Stand der Dinge nach dem Tode Santos-Ladrons, welcher Don Carlos in Navarra proclamirt hat, war für ihn der mißlichste. Da übrigens diese Zeit in dem blutigen Bürgerkriege, von welchem ich hier einige Skizzen zum Besten gebe, einen merkwürdigen Abschnitt bildet, so dürfte ein kurzer Bericht über jenes Königreich und seine angrenzenden Provinzen, sowie über den Character der Bewohner, nicht uninteressant seyn.

Navarra liegt zwischen den Pyrenäen im Norden, Arragonien im Osten, den Baskischen Provinzen im Westen, und dem Ebro und Castilien im Süden. Seine Bevölkerung wird zwar nur auf 280,000 Seelen angeschlagen; dennoch aber sieht der Navarrese, über die Grenzen seines winzigen Königreiches hinaus, die andern Spanier mehr als ein ihm unterthäniges Volk, denn als seine Landsleute an. Von dem nördlichsten Ende bis zu den weiten und fruchtbaren Ebenen in der Nähe

des Ebro, la Ribera genannt, ist nichts, als eine Folgereihe von Bergen, wo der Fremde sich in dem Labyrinthe langer und enger Thäler, tiefer Schluchten und wilder, gigantischer Felsen nirgends zurechtzufinden weiß. In dem, an die Pyrenäen stoßenden nördlichen Theile sind die Berge höher und kühner anstrebend, als in den südlichen Districten; aber auch hier ist Cavallerie nirgends im Stande, einen ganzen Tag, ohne abzusitzen, zu marschiren. Hier und da sind die Berge an ihrem Fuße umgürtet mit Waldungen von Kastanienbäumen oder der Spanischen Eiche, encina genannt, deren geröstete Frucht der Kastanie an Wohlgeschmack nichts nachgiebt; höher aufwärts bekleiden sie Strauchholz oder bloßes Heidekraut oder Ginster, und ihre Gipfel zeigen in völliger Nacktheit das graue und schwarze Gestein, von welchem auch schon weiter unten ungeheure, phantastisch geformte Massen dem Auge sich darbieten. Einige der Höhen sind fast durchaus steril, indem sie nur ein kümmerliches, aber aromatisches Gras für die Heerden von Bergkühen oder Schafen und Ziegen gewähren. Die mit starken Steinschichten bedeckte Hütte eines Schafhirten, oder eine einsame Capelle, zu welcher eine Reihe von Kreuzen den Weg weiset, ist hier Alles,

was die Aufmerksamkeit fesselt, nur daß einem dann und wann noch ein einzeln stehender Baum aufstößt, dessen oft vom Wind oder Blitz schwer mitgenommener Stamm gleichsam die Eitelkeit, sich über seine zwerghaften Nachbaren zu erheben, überlebt hat. Uebrigens zeugt der Boden im Allgemeinen mehr für die Trägheit der Bewohner, als für die Stiefmütterlichkeit der Natur; und es giebt Tausende von Morgen Landes auf den Bergen, welche bepflanzt, eine Traube liefern würden, deren Gold im Glase des Epicuräers lieblich perlen und dem schweren, übersüßen Trank von den fetten Ebenen weit vorzuziehen seyn müßte. An manchen Stellen beschattet der immergrüne Erdbeerbaum die Berge mit seinem dunkeln, dem des Lorbeers ähnlichen Laube, und es trägt dieser Baum zwar eine, dem Ansehen nach vollkommene Erdbeerfrucht, die aber von fadem Geschmack und berauschender Wirkung ist. Gelegentlich zieht sich auch in dieser Wildniß ein tiefes Thal, reich an Korn und Mais und dicht mit Dörfern besetzt, hin; mitunter ist es selbst von bedeutender Ausdehnung, wie z. B. die Ebenen von Pamplona oder die von Vittoria, in welchen man von den Höhen der Sierra herab zugleich vierzig bis funfzig Dörfer an ihrem Fuße hin sich erstre-

cken sieht. In den südlichen Theilen Navarras gedeiht, außer dem Indischen Korn, auch der Wein und die Olive. Aus einem Thal in das andere führen stets mehrere Wege, die sich aber der natürlichen Hindernisse wegen zuweilen zu der doppelten Entfernung wie die Pfade ausschlängeln, welche, holperig und steil, und zum Theil so schmal, daß sich der Weg fast mit den Fingern erspannen läßt, während vielleicht daneben eine, einige hundert Fuß tiefe Schlucht gähnt, oder ein Bergstrom unten dahinbraust, quer übers Gebirge gehauen, und für jeden Andern, als eine Ziege oder einen Navarresen, kaum zu betreten. Die Entfernung von einem Haufen von Dörfern bis zum andern beträgt gewöhnlich fünf bis zwölf (Engl.) Meilen, auf welchen Strecken aber in der Regel auch noch fürchterliche Defileen und Abgründe zu passiren sind. Zur Winterszeit wird des Reisenden Schritt obendrein durch den vom Regen hier und da bis zu ein oder zwei Fuß tief aufgeweichten Boden noch bedeutend gehindert; dahingegen im Sommer die Hufeisen der Maulthiere oder Pferde auf dem nackten Gestein alle Augenblicke ausgleiten. Soldaten, besonders wenn sie das Gepäck regulärer Truppen bei sich führen, werden über diese Berge hin

durch die kürzesten Märsche erschöpft; während das Volk dieses Landes, leicht wie der Fuchs oder Wolf, Schlucht und Wald durchmißt, und stets den Feind zu überrumpeln im Stande ist, ohne daß es selbst jemals überfallen werden kann. An manchen Stellen ist der Boden so mit Felsen überdeckt, daß eine fremde Truppenabtheilung von dem nahen Feinde nirgends etwas zu sehen und zu hören vermag; auch kann sie keine Recognoscirungen aussenden, weil diese, der überall versteckten feindlichen Spione und Guerillas wegen, selbst auf wenige hundert Schritte weit vom Hauptcorps nicht sicher sind, abgeschnitten zu werden. Welchen Weg sie auch einschlagen mögen, der Feind weiß sich ihnen stets auf einem andern nähern zu entziehen, und endlich die Verfolger, von der Hatz erschöpft, in Oertlichkeiten zurückzulassen, wo zu Nacht zu lagern oder Quartier zu nehmen, ebenso unbequem, als gefährlich ist.

Die Dörfer hier zu Lande unterscheiden sich sehr in Größe und Nettigkeit; Kirche und Glockenthurm stehen, bedeutend hervorragend, inmitten der Gruppe der aus röthlichem oder graulichem Stein gebauten Häuser. Gewöhnlich liegen die pueblos oder Dörfer in Haufen neben einander, und es macht auf das Ohr

des Fremden einen eigenen gefälligen Eindruck, wenn er in einem weiten Thale eine neue Stunde so von unzähligen metallenen Zungen, wie im Echo, verkündigen hört. Im nördlichen Lande liegen die Dörfer in der Regel in Hohlungen, dagegen man im Süden eine höhere Lage für dieselben vorzieht. Die Häuser sind von Mittelgröße und solid gebaut, aber von unbequemer Einrichtung. Des Pfarrers Wohnung ist vielleicht zum Theil weiß angestrichen, und zeigt auch, als Luxus, einige Glasfenster; indeß ist selbst dieß in den Bergdörfern eine Seltenheit. Das Erdgeschoß wird von den Stallungen eingenommen, während die Küche, welche in den eigentlichen Baskischen Dorfhäusern nur durch die untere Ausweitung eines ungeheuren Schornsteins gebildet wird, sich im ersten oder zweiten Stock befindet. Ein eigenes Ansehen geben hier jeder Wohnung, so klein sie auch seyn mag, die über der Hausthür grob eingehauenen Wappenzeichen. Auch sieht man da, wo das Feuer nicht in der Mitte der Küche angemacht wird, hinter der Feuerstelle, auf welche zur Zeit wohl ein halber Baustamm geworfen wird, eine ungeheure Eisenplatte, auf welcher das Wappen von Navarra, oder die Lilien en relief figurirt. Schwerlich dürften die Könige von

Frankreich in ihren Kriegen mit einer früheren Dynastie je daran gedacht haben, daß das loyale Emblem des Hauses Bourbon einst nur noch in den Dorfhütten Spaniens zu finden seyn würde. Das Möblement ist übrigens einfach und roh gearbeitet; indeß geben in manchen Häusern einige mit Ebenholz und Elfenbein ausgelegte Kästen von antiker Arbeit Zeugniß, daß die Vorältern der gegenwärtigen Besitzer entweder wohlhabender waren, oder mehr auf Luxus hielten, als die jetzige Generation.

Außer in der Ribera, wo Viele bedeutendes Landeigenthum besitzen, giebt es hier wenig reiche Einwohner; dahingegen sind auch Wenige hier ganz arm, und Keiner ist es, der sich nur einigermaßen rührt. Uebrigens scheint Sucht nach Reichthum die Menschen hier eben nicht zu dauernder Anstrengung aufregen zu können. Zwar machen auch sie ihren Ueberfluß an Erzeugnissen zu Gelde, lassen aber dieß dann nutzlos in ihren Koffern liegen, ohne es zu mehren zu suchen, oder sich Luxusartikel dafür anzuschaffen, welche den Besitz des Geldes wünschenswerth machen. In der Ribera finden sich viele Individuen, welche im baaren Besitz von mehreren tausend Dollars, diesen ihren Reichthum in Kriegsläuf-

ten an einem heimlichen Ort verbergen, und in Friedenszeiten ihn unbenutzt liegen lassen, und nicht um ein Haar besser leben und sich kleiden, als ihre Nachbaren. Die ihnen, wie überhaupt den Südländern eigenthümliche Indolenz macht es denn auch erklärlich, wie sie die kämpfenden Armeen von Freund und Feind so viele Jahre hindurch haben ernähren können; ein Umstand, der ohne eine Kenntniß des Volks und seiner Hülfsquellen schwerlich begriffen werden möchte. Zur Friedenszeit bestellt der Bauer von seinem Felde nicht mehr, als er für sich und die Seinigen braucht, obgleich er mit seiner eigenen Hände Arbeit leicht drei- oder viermal über seinen Bedarf Brod und Wein erzeugen könnte. Muß er in Kriegsjahren für Rationen sorgen, so sieht er sich nun freilich genöthigt, mehr zu arbeiten; seine Vermögensverhältnisse leiden aber dabei nicht; vielmehr dienen diese unruhigen Zeiten, welche sonst den Ruin anderer Länder herbeizuführen pflegen, hier sonderbar genug dazu, die natürlichen Hülfsquellen des Landes zu entwickeln. Während des sogenannten Unabhängigkeitskrieges wider Napoleon waren die Truppen desselben, wenn sie in den Gebirgen ganze Dörfer niedergebrannt und zerstört hatten, oft überrascht, ein oder zwei Jahre

darauf an derselben Stelle schon wieder andere blühende Ortschaften zu sehen.

Im Süden von Pamplona, einer am äußern Ende eines breiten Thales belegenen und stark befestigten Stadt mit etwa 20,000 Einwohnern, trifft der Reisende auf weitere Ebenen, und die Städte und Dörfer werden größer und bevölkerter. Auch sprechen die Einwohner nicht mehr Baskisch, sondern gut Castilisch. Den reichsten Theil des Landes, mit Ausnahme einiger wenigen Ebenen, welche, wie das Carrascal, aus unfruchtbarem Sande bestehen mögen, bildet indeß die Ribera, wie alle, den Ebro und Arragonien angrenzenden Flachlande genannt werden. Denke sich der Leser eine ununterbrochene Reihe von Weinbergen und Kornfeldern überall da, wo nicht Pfirschen- und Olivenwälder ihnen den Platz streitig machen, — einen zwischen grünen Ufern sich hinwindenden Fluß mit kühler, raschströmender Fluth, — in einiger Ferne blaue Sandhügel, gleichsam die vorgeschobenen Posten der düstern, fernen Berge, zwischen welchen Alles ein ebenso wildes, rauhes Ansehen hat, als es hier schön und üppig ist; — denke man sich ein an Allem reiches Land, wo das feinste, weißeste Brod in der Welt, ein süßer, köstlicher Wein

zu Hause ist, Feigen, Melonen und Pfirschen in Fülle gedeihen. Während auf den Bergen von Navarra kein tiefer Schnee liegt, scheint die Sonne mit erwärmendem Strahle auf die Gegend der Ribera; und wenn auch hier ja einmal einen halben Tag lang Schnee fällt, so ist das eine so große Seltenheit, daß die Kinder dann aus den Häusern laufen, um mit den Händen nach den Flocken zu haschen.

In Navarra wird zwei Drittheile der Feldarbeit von den Weibern verrichtet. Ob nun daran der jetzige Krieg zum Theil die Schuld trägt, indem er der arbeitenden Classe so viele ihrer nützlichsten Mitglieder entzogen hat, muß ich dahin gestellt seyn lassen; es ist indeß durchaus nicht ungewöhnlich, ein Feld hier von Frauenzimmern umgraben zu sehen, und zwar mittelst einer Art von dreizinkigem Spaten, welcher durch die vereinten Anstrengungen zweier oder dreier weiblicher Arbeiter gehandhabt, eine achtmal größere Masse des fetten Lehmbodens umzureißen im Stande ist, als es mit einem Pfluge geschehen kann. Andere Male sieht man sie auch das vor ihren plump gearbeiteten Karren mit festliegender Achse zusammengejochte Ochsenpaar mittelst des Treibstachels regieren. Der Bauer bestellt, wie schon gesagt, sel-

ten mehr von seinem Felde, als zu seiner Subsistenz nöthig ist, und gefällt sich, außer in der kurzen Zeit des Säens und der Ernte, sowie während der Weinlese, auf seiner faulen Bärenhaut. Ob reich oder arm, herrscht in der Tracht hier wenig Verschiedenheit; ist der Bauer bejahrt oder von reiferm Alter, so trägt er Kappe, Beinkleider und Jacke von dem groben braunen Franziscanertuche, mit einer rothen oder blauen Leibbinde; ist er jung, so stolzirt er mit einem Barett, oder einer blauen runden Mütze, in einem Stücke gewebt, und in schwarzsammetnen Pumphosen einher. Hänfene Sandalen vertreten in den Gebirgen die Stelle der Schuhe, und im Winter gürtet sich das hiesige Landvolk ein Stück Tuch, welches von einem pferdehaarenen Strick zusammengehalten wird, um die Lenden.

Die Lebensweise der Navarresen ist im höchsten Grade mäßig. Der Wohlhabende genießt des Morgens gleich nach dem Aufstehen seine Tasse Chocolade, in der Art, wie sie in Spanien zubereitet wird — eine Unze Chocolade, in wenig Wasser aufgelöst, wird bis zur Consistenz gekocht und in einer Schaale von der Größe einer kleinen Caffeetasse aufgetragen — mit einigen hineingetunkten dün-

nen geröſteten Brodſchnitten, und läßt darauf ein großes Glas Waſſer folgen, welches hier zu Lande überhaupt, vom Fürſten bis zum Bauer, zu allen Stunden des Tages mit Wohlbehagen getrunken wird. In den Städten werden zugleich bolados, eine Art ſogenannten Spaniſchen Wind vom feinſten, mit Limonienſaft angemachten Zucker, welcher ſich im Glaſe augenblicklich auflöſt, herumgereicht. Um 12 Uhr hält der Navarreſe Mittagstafel, auf welcher Liebesäpfel und Spaniſcher Pfeffer nimmer fehlen dürfen, und nach dem Eſſen bis wieder zur Abendmahlzeit faullenzt er dann ums Dorf her, oder ſetzt ſich Winters in den Sonnenſchein, Sommers in den Schatten vor ſeinem eigenen Hauſe, unter den Piazzas des öffentlichen Platzes, oder unter dem Porticus der Kirche, wo die Notablen des Dorfes ſich gern zu verſammeln pflegen, um ihr öffentliches conſejo oder ihre Gemeindeberathung zu halten, oder ſich mit einander des dolce far niente zu erfreuen. So lange er, mit ſeiner Papiercigarre im Munde, dieſes faule Leben hinträumen kann, läßt er es in der Welt gehen, wie es will, und ſchmaucht ungeſtört fort. Erwacht er aber einmal, ſo rührt er ſich auch wacker. Mag er nun dann das gewagte Gewerbe

eines Schmugglers treiben, oder den Maulthiertreiber machen, so wird er nöthigenfalls in vierundzwanzig Stunden, Tag und Nacht hindurch, ohne Beschwerde seine dreißig, vierzig, ja funfzig (Engl.) Meilen zurücklegen, wird auf dem nackten Erdboden schlafen, und sich zu Abend mit einem Stück Brod und etwas Spanischen Pfeffer, und einem Schluck Wein aus seinem Ziegenschlauch, begnügen. Ebenso rührig ist er auch in Kriegszeiten, für welche er, aus Gewohnheit oder natürlichem Hange, eine entschiedene Neigung hegt. Die Bejahrten und Mittelaltrigen in den hiesigen Ortschaften sind insgesammt Männer, welche in dem für die Sieger von Marengo und Austerlitz so verhängnißvollen Unabhängigkeitskriege die Waffen geführt haben. So brav und disciplinirt auch die Truppen des Kaiserreichs, damals die besten in der Welt, waren, so ist doch die Menge der von ihnen in diesen Bergen Gefallenen kaum zu glauben. Da giebt es wohl keinen Engpaß, kein Thal, wo nicht eine Anzahl von den Französischen Eindringlingen begraben liegt. Ich habe oft die Physiognomien der Aelteren eines Dorfes mit Aufmerksamkeit beobachtet, und in ihnen, obgleich sie jetzt seit lange ihren natürlichen Ausdruck

von Sorglosigkeit und Gleichgültigkeit wieder angenommen hatten, noch immer tiefe Spuren einer stürmischen Periode ihres frühern Lebens, gleichwie in dem Crater eines ausgebrannten Vulcans, wahrgenommen. So wenig mittheilend sie sonst auch sind, so habe ich doch, mit ihren Gewohnheiten vertraut und in ihre Gefühle eingehend, aus ihrem Munde oft schreckenvolle Berichte aus der antigua guerra gehört, von welcher die Feldzüge des Brittischen Heeres nur eine kurze und vergleichungsweise unblutige Episode bildeten. Der darauffolgende Constitutionskrieg gab den Bewohnern dieses Landes jedoch keine Gelegenheit, ihrem natürlichen Hange zu einem halbräuberischen Leben zu fröhnen.

Obgleich Ferdinand allgemein verhaßt war, blieb Navarra ihm doch auch in dem letztern Kriege getreu, und stellte für ihn selbst fünf Bataillone Freiwillige, genannt l'exercito de la fé oder „Glaubensheer." Fast alle Carlistische Officiere und Soldaten, mit welchen ich mich über jene Zeit unterhalten habe, stimmten jedoch darin überein, daß sie für Ferdinand nimmermehr, sondern allein für den guten Erfolg seiner Sache, zu den Waffen gegriffen hätten.

Der Muth der Navarreſen, oder vielmehr der Spanier überhaupt, iſt übrigens von einer Art, worüber ich mich etwas näher erklären muß. Sie haben ſich in neuerer Zeit als die ſchlechteſten regulären Truppen in Europa bewieſen, was ſich indeß von dem völligen Mangel an Vertrauen zu ihren eigenen Officieren herſchreibt, welche den vorhin beſchriebenen, durchaus demoraliſirten Claſſen entnommen, ihre Untergebenen nur zu oft im Stiche gelaſſen oder verrathen, oder aus Unwiſſenheit aufgeopfert haben. Es läßt ſich zwar auch nicht leugnen, daß die Spanier ſich in einer ordentlichen Feldſchlacht nicht mit der Entſchloſſenheit Franzöſiſcher und Engliſcher Soldaten verhalten werden, welche einen Krieg gern mit einigen entſcheidenden Schlägen abmachen. Dahingegen wird des Spaniers Muth, wenn er auch dem Schlachtentod nicht ſo kühn ins Auge blickt, Jahre lang, ja ein ganzes Leben hindurch, in des Krieges Wechſelfällen beharrlich ausdauern.

Gemeinſchaftlich mit ſeinen Nachbaren in den Baskiſchen Provinzen Biskaya und Guipuzcoa, bildet der Navarreſe den Ueberreſt eines alten Volks, deſſen Urſprung ſich in das Dunkel der Vorzeit verliert; ſoweit man jedoch in die Geſchichte mit Be-

stimmtheit zurückzugehen vermag, ist es stets unbesiegt und unabhängig geblieben, und es hat auch bis auf den heutigen Tag seine eigene Sprache behalten, eine Sprache, welche mit keiner mir bekannten irgend verwandt ist. Vielleicht mag sie noch die der Gallier seyn, bevor deren Land von den Latinern und Franken erobert ward. Sie klingt zwar rauh, ist aber reich und ausdrucksvoll. Im Spanischen nennt man sie Basquense oder lengua Vascongada. Ich lasse hier das Vaterunser in dieser Sprache folgen, um zu zeigen, wie wenig Aehnlichkeit sie mit unsern nördlichen Zungen hat:

„Gure aitan ceruetan çarena, erabel bedi sainduqui çure icena; Ethor bedi çure erresumá; Eguin bedi çure borondatea, ceruan beçala lurrean ere: Igucu egun gure eguneco oguia. Eta barka dictcagutçu gure corrac, guc gure gana cordun direna barkatcen derauztegun beçala. Eta es gaitçatçula utz tendamendutan erortcera. Bainin beguira gaitçatçu gaitcetic. Halabiz.“

Von diesem Urvolke stammen überhaupt die Bewohner der nördlichen Provinzen Spaniens ab, obgleich so viele derselben sich mit denen, so Jahrhun-

verte lang unter der Saracenenherrschaft gestanden, vermischt haben, daß, außer im Angesicht der Pyrenäen, die Baskische Sprache sich zu verlieren anfängt. Je weiter man sich von den Gebirgen entfernt, um so weniger zeigen auch die Bewohner noch den unterscheidenden Character eines alterthümlichen Volks; sie werden nach und nach von dunklerer Complexion und von verschiedener Statur, bis sie an den Ufern des Ebro allem Anscheine nach eine neue Menschenrace bilden. Die Basken sind schlank und hager, aber von festem Muskel- und Knochenbau, und grauäugig; sie sind im Ganzen genommen weniger gebräunt, als die andern Spanier, und die Navarresen ähneln im Character mehr den Einen oder den Andern, je nachdem sie dem Ebro, oder den Pyrenäen näher wohnen.

Wie oder wann die Basken zum Christenthum bekehrt worden, ist mir unbekannt. Soviel ist indeß gewiß, daß, nachdem die Gothischen Fürsten Spaniens von den Anhängern des Propheten genöthigt worden, in den Asturischen Gebirgen eine Zufluchtsstätte zu suchen, wo sie sich in der dortigen Bergluft der Weichlichkeit, welche den Keim zu ihrer Vorgänger Misgeschick gelegt, entäußerten, und Jahr-

hunderte hindurch allen Anstrengungen der Africanischen Eroberer Trotz boten; — sie nach dem Herabsteigen in die Ebenen, behufs der Wiederaneignung alles Landes, was durch die Schwäche ihrer Verfahren verloren gegangen, Navarra bereits von einem Fürstengeschlecht eigenen Stammes beherrscht sahen, welches die Mauren aus seinem Gebiet, in dessen Besitz sich die südlichen Eindringlinge nie ganz hatten zu setzen vermocht, vertrieben hatte. Als späterhin, im funfzehnten Jahrhundert, Ferdinand der Katholische den ganzen auf Seite der Halbinsel belegenen Theil Navarras mit der Krone Spanien vereinigte, ward jenem, weil es fünf Jahrhunderte lang ein unabhängiges Königreich gebildet hatte, nachgelassen, seine alten Gesetze, Gewohnheiten und Bräuche auch ferner zu behalten. Ueberdieß waren auch, nachdem zahlreiche Abenteurer sich unter den Königen von Asturien, Leon und Castilien Reichthum und Lorbeeren gesammelt, und damit die goldnen Steigbügel der Ritterschaft und den Adel erworben hatten, auch unter den Navarresen viele zu dieser letztern Ehre gelangt, oder fueros oder besondere Privilegien dem Volke verbrieft worden. So giebt es denn unter einer Bevölkerung von 280,000 See-

len jetzt mehr als 15,000, welche auf eine aristocratische Herkunft Anspruch machen; und es ist in jedem Dorfe hier etwas Gewöhnliches, einen Bauer mit einem Spaten statt des Pfluges auf seinem Acker eigenhändig arbeiten zu sehen, obgleich auch er von den ritterlichen Kämpen abstammt, welche einst die Bewunderung Europas, sowie der Ungläubigen Schrecken waren. Alles, was ihm jetzt noch von seinem Adel übrig geblieben, giebt sich in dem über seiner Hausthür prangenden roh in Stein gehauenen Wappen (gewöhnlich aus Mauriſchen Emblemen — Palmbäume, Säbel und Halbmonde — gebildet), sowie in dem Stolze kund, welchen er mit der ganzen Bevölkerung theilt, indem er sich Navarro nennt. Die Privilegien, deren sich diese Provinz oder vielmehr dieses Königreich, wie es, als von einem Vicekönig regiert, noch immer genannt wird, zu erfreuen hat, bestehen in der Befreiung von allen Abgaben, sowie von allen Truppen-Aus- und Gelderhebungen, ausgenommen, wenn sie bei außerordentlichen Gelegenheiten verlangt werden, als da sind ein feindlicher Einfall, der dem Königreiche, oder irgend eine Gefahr, die dem Throne droht. Da es hier nicht, wie in den andern Theilen Spaniens, Conscriptionen

giebt, so werden folglich auch keine quintos aufgehoben, und doch hat, in Kriegszeiten, keine der Provinzen so viele und willige Truppen geliefert. Aehnliche fueros genießen auch die Provinzen Guipuzcoa, Biscaya und Alava, welche keinen Monarchen anerkennen, da der König von Spanien ihnen nur als Herr (lord) über diese Provinzen, welche bloße Herrschaften der Krone sind, gilt; und sie gehaben sich darin so eigen consequent, daß selbst, wenn der König das Carlistische Heer die Revue passiren ließ, und die Bataillone von Navarra und Castilien die Luft mit dem Rufe: „Viva Carlos Quinto! Viva Nuestro Rey!“ erfüllt hatten, die aus den Provinzen, obgleich noch viel lautere Schreier, als jene, den Ruf, während er an ihnen vorüberritt, alsogleich in: „Viva Nuestro Señor!“ oder allenfalls auch in: „Via el Rey, nuestro Señor!“ abänderten. Indem die Journalisten höchst wahrscheinlich diese und ähnliche Umstände vor Augen hatten, haben sie im besten Glauben dem Publicum verkündigt, daß die Insurgenten nicht eben für die Sache Carl V., oder aus einem dem Royalismus sich annähernden Gefühl, sondern nur für ihre eigenen Rechte und fueros mit solcher erfolgreichen

Entschlossenheit kämpften. In der That erscheint dieß auch höchst plausibel und wahrscheinlich; blickt man dabei indeß auf die bei weitem überwiegende Mehrheit, so scheint jener Beweggrund sie weder zu ihrem Eifer mit angespornt zu haben, noch selbst überhaupt nur bei ihnen obzuwalten, wenngleich diese Provinzen unzweifentlich auf dem Puncte standen, ihre Privilegien beschnitten zu sehen. Von diesen jetzt Waffentragenden weiß nicht Einer von Zwanzig selbst nur, was das Wort fueros eigentlich bedeutet, so vertraut es ihren Ohren auch klingen mag. Da mir daran lag, hierüber zur Gewißheit zu gelangen, so befragte ich die Soldaten deßhalb mehrere Male, ohne daß mir jedoch lange eine irgend befriedigende Antwort zu Theil ward; und fragte ich sie, für wen sie stritten, so erhielt ich überall die Antwort: „Für Carl V.", oder schlechtweg: „Für den König!" Damit soll nun aber nicht gesagt seyn, daß sie immer entweder aus Meinungsgründen, oder aus eigentlicher Zuneigung es mit dem Prinzen, für welchen sie kämpften, irgend mehr hielten, als dieß unter den Massen aller Parteien gefunden wird. In der That war sein Name selbst schon vor seines Bruders Tode, wegen der erlittenen Verfolgung und

vielleicht auch wegen des Widerspiels ihrer beiden Charactere, so populär, daß in diesem Gefühle alle die Rechtskränkungen, welche ihnen etwa angethan seyn mochten, ihr Grab fanden.

Die Baskischen Provinzen haben mit Navarra eine bedeutende Aehnlichkeit in der Configuration, mit dem Unterschiede jedoch, daß in Guipuzcoa und Biscaya die Berge beträchtlich niedriger sind und näher an einander liegen, so daß die Thäler fast alle nicht über die Weite eines Flintenschusses haben. Die Häuser in den Städten sind hier auch reinlicher und netter, und die Baskische Sprache ist in allgemeinerem Gebrauche. Ebenso ähneln auch die Bewohner dieser Provinzen den Navarresen sehr; indeß sind sie, wenn auch etwas feiner gesittet und gewerbfleißiger, von weniger festem und entschiedenem Character. Ihre Tracht unterscheidet sich in nichts; die blaue Mütze, rothe Leibbinde und die alpargatas oder hänfenen Sandalen, wozu das Material in eine flache, feste Sohle verfilzt und dann mit blauem oder rothem Bande an den Fuß befestigt wird, sind beiden Theilen gemeinschaftlich. Um auf den rauhen Gebirgspfaden zu reisen, kann aber auch nichts besser seyn, als diese Sandalen, ausgenommen jedoch bei nassem

Wetter, wo sie sich bald auflockern; dann aber bedienen sich die Gebirgsbewohner statt derselben der espadillos, bestehend aus einem platten Stück Thierhaut, dessen Enden in die Höhe geschlagen und kunstlos zusammengenäht werden, so daß sie zwar eine Art von Schuh bilden, dem es jedoch nicht an Oeffnungen zum Ein- und Ausfließen des Wassers gebricht. Die Bergbewohner sind auf langen Märschen so sehr an ihre hänfenen Sandalen gewöhnt, daß selbst unter den Truppen der Königin ebensowohl Vertheilungen von Sandalen, als von Schuhen gemacht zu werden pflegen. Uebrigens ist die Fußbekleidung hier bei beiden Geschlechtern gleich.

---

## Drittes Capitel.

General Santos Ladron proclamirt Don Carlos in Navarra. — Wird durch Lorenzo gefangen genommen und auf Antrieb eines undankbaren Officiers in Pamplona erschossen. — Der Carlisten verzweifelte Lage. — Erstes Auftreten des Obersten Zumalacarregui. — Iturralde will verhaften und wird verhaftet. — Zumalacarreguis Portrait.

Die Faction, wie die royalistische Partei anfangs mit einigem Anscheine von Grund genannt ward, befand sich nach dem Tode Santos Ladrons in verwickelter Lage. Dieser General, gebürtig von

Lodosa in der Ribera, wo er einer der reichsten Landeigenthümer war, hatte bereits in früheren Kriegen mit Auszeichnung gedient; während des Constitutionskrieges befehligte er die königlichen Freiwilligen, und ward nachher Gouverneur von Pamplona. Als ein starrer, entschiedener Legitimist bekannt, ward er in neuerer Zeit zu Valladolid unter Aufsicht gestellt, deren er sich jedoch, nach Ferdinands Tode, zu entziehen wußte. Bei seinem sehr großen Einflusse im Lande, gelang es ihm, ohne viele Mühe, die Navarresen zur Schilderhebung für ihren rechtmäßigen Souverän zu überreden. Unglücklicherweise aber bestimmte er die Rivera als den Versammlungspunct, und proclamirte Carl V. zuerst in Estella, der zweiten Stadt Navarras. Mehr als tausend Männer hatten sich im Augenblick aus den benachbarten Städten Los Arcos, Viana, Lerin, Taffala und Lodosa um seine Fahne gesammelt. Zu seinen bemerkenswerthesten Parteigängern gehörte Echeveria, Pfründner von Los Arcos, und späterhin Präsident der Junta von Navarra, und Iturralde, ein in Ruhestand versetzter Oberstlieutenant. Tausend Mann war allerdings schon ein glänzender Anfang in Navarra, wo sich das Volk ebenso sehr durch die Bedächtigkeit characteri-

sirt, womit es einen Entschluß faßt, als durch die eiserne Beharrlichkeit, womit es demselben dann stets getreu bleibt. Die Insurgenten hatten sich übrigens kaum zusammengefunden, als ihnen auch schon zu Ohren kam, daß Antonio de Sola, Navarras Vicekönig, auf Santos Ladrons Kopf einen Preis gesetzt, und Lorenzo mit 1500 Mann abgesandt hatte, sie für ihre Vermessenheit zu züchtigen. So wenig sich auch nach seiner kurzen Laufbahn in diesem Kriege, worin er seinen ersten Fehler so theuer bezahlte, über ihn urtheilen läßt, genoß doch Santos Ladron unter den Navarresen so unbestritten den Ruf eines Mannes von bedeutender Geschicklichkeit in seinem Fache, daß er denselben wohl nicht ganz usurpirt haben konnte. An der Spitze des enthusiastischen, buntscheckigen Haufens, der mit den ersten besten Waffen versehen, und übrigens aller Subordination oder Disciplin entbehrt, marschirte er auf Los Arcos, eine Stadt, welche, obgleich noch Angesichts der Berge, im Flachlande auf der Straße von Pamplona nach Logrono, unweit des Ebro liegt. Nachdem er nun zuerst den Fehler begangen, die Hälfte seiner Streitmacht nach Lodosa zu senden, beschloß er mit mehr Muth, als Klugheit,

hier (in Los Arcos) Posto zu fassen. Nach der Behauptung dasiger Einwohner, und von Männern seines Anhangs soll übrigens sein Verstand durch ein Gift (wahrscheinlich Opium), das in Los Arcos verrätherischer Weise seinem Weine beigemischt worden, schwer gelitten haben. So viel ist gewiß, daß er, als die Stunde der Gefahr herannahete, von seinem großen Einflusse auf das umwohnende Landvolk keinen Gebrauch machte, sondern ohne alle weitere Vorkehrungen ganz einfältig dem verhängnißvollen Augenblick, gleich dem von der Schlange bezauberten Vogel, entgegensah. Man kann sich nun von der Verwirrung und Unentschlossenheit seiner Schaar, welche zu der militärischen Geschicklichkeit ihres Führers ein unbegrenztes Vertrauen hegte, leicht einen Begriff machen, als sie plötzlich erfuhr, daß der Feind ihr bereits ganz nahe sei.

Nachdem Santos Ladron endlich aus seinem lethargischen Zustande erwacht war, stellte er sich zwar mit gezogenem Degen mechanisch an die Spitze einiger Treuergebenen; aber der Kopf, der die Hand leiten sollte, war so gut wie nicht da. Und wie es sich nun nicht anders erwarten ließ, so folgte

auf den Angriff der Truppen, nach einigen wenigen abgefeuerten Schüssen, statt eines ordentlichen Kampfes, ein Davonlaufen und ein Blutbad. Santos Ladron seinerseits unfähig, sowohl zu kämpfen, als zu fliehen, ward auf einer sandigen Anhöhe links von Los Arcos vom Feinde umringt und gefangen genommen, welches Loos auch die um ihn befindlichen Leute, welche nicht hingemetzelt wurden, mit ihm theilten. Lorenzo, mit dem er früher auf freundschaftlichem Fuße gestanden, vermochte es nicht, von seinem Rechte, ihn auf der Stelle erschießen zu lassen, Gebrauch zu machen, ließ ihn vielmehr nach Pamplona führen, um dort vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden, indem er zugleich der Hoffnung sich hingab, daß das Gouvernement es nicht wagen werde, einem so sehr populären Manne das Leben abzusprechen. Uebrigens soll die erste Aeußerung, die der Gefangene nach der Rückkehr aus seiner Betäubung gemacht, auf die Wandelbarkeit irdischer Dinge gerichtet gewesen seyn. „Gestern noch war la faya (die Schärpe, als Anspielung auf den Rang eines Maréchal de camp, welchen er innehatte) mein, — morgen wird sie Euer seyn.“ Zwar nahmen nun auch der Vicekönig

und seine Richter Anstand, ohne einen ausdrücklichen Befehl aus Madrid den Stab über ihn zu brechen, aus Furcht vor der dadurch möglichenfalls auf das Volk geschehenen Wirkung, und indem auch sie wahrscheinlich Zeit zu gewinnen, und vielleicht Gnade für ihn zu erwirken wünschten; ein Officier der Carabiniers aber, welchem Don Santos früher einmal das Leben gerettet hatte, sprach sich, in dem Schwindel seines Parteihasses alle Rücksichten der Dankbarkeit bei Seite setzend, dahin aus, daß es ja in ihren Instructionen läge, alle mit den Waffen in der Hand ergriffenen Rebellen auf der Stelle mit dem Tode zu bestrafen, und daß die Verzögerung der Execution eines so verrufenen Bandenführers sie persönlich verantwortlich machen müsse, und er daher dann der Erste seyn würde, sie des Mangels an aufrichtiger Gesinnung und Eifer anzuklagen. Als Organ der exaltirten Partei, blieben seine Vorstellungen nicht ohne Wirkung, und so ward denn der Gefangene am 15. October 1833 im Graben der Citadelle erschossen. Es folgte ihm aus ganz Navarra ein aufrichtiges, allgemeines Bedauern ins Grab, und so groß war der durch seine Hinrichtung erregte Unwille, daß des folgenden Tages dreihundert junge

Leute Pamplona verließen, um den Carlisten sich anzuschließen.

Iturálde gelang es, einen Theil der Versprengten wieder zu sammeln und dann ins Gebirge zu führen. Hier formirte er aus ihnen und den hinzugestoßenen Alavesen zwei Bataillone, welche sich indeß in dem hülflosesten Zustande befanden, da sie schlecht bewaffnet, ohne Kleidung und Geld, und durchaus entmuthigt waren. Obgleich die nun doch einmal compromittirten Carlisten ihr Möglichstes thaten, um die Insurrection weiter zu verbreiten, und zu dem Ende auch eine Anzahl in der Umgegend bestens bekannter Personen als eine Art regierender Versammlung im Thale Bastan, unter dem Namen Junta von Navarra, deren Präsident Echeveria, der Pfründner von Los Arcos war, installirt worden, so herrschte doch überall Muthlosigkeit. Dahingegen mehrte sich das Corps der Peseteros, oder Freiwilligen der Königin, nach der Silbermünze peseta, [1]) ihrem täglichen Solde (also viermal soviel, als die Linientruppen erhielten), so genannt, mit jedem Tage

---

1) Soviel wie ein Engl. Schilling oder 8 Groschen Preuß.

mehr aus der niedrigsten Hefe des Volks, und diese nun durchstreiften, vereint mit den damals sehr zahlreichen Carabiniers der Spanischen Gensdarmerie, das Land nach allen Richtungen, verhaftend, plündernd, und alle diejenigen mordend, welche nur irgend im Verdachte Carlistischer Gesinnung standen. So sah sich denn um diese Zeit das Häuflein der Insurgenten mit schneller Auflösung bedroht. Schon genöthigt, mittelst Nachtmärsche zu fliehen, hätte die geringste weitere Verstärkung des Heeres der Königin ihrer Sache einen tödtlichen Streich versetzen müssen. Und, wie in dergleichen Fällen gewöhnlich, herrschte unter den Häuptern der Insurgenten obendrein Eifersucht und Zwietracht. Nichtsdestoweniger aber belebten sich doch von neuem die Hoffnungen der Partei, und ihrer so verzweifelten Lage sich entreißend, verfolgte sie, durch Gefahren und Drangsale aller Art, eine Bahn fortschreitenden Erfolges, bis sie endlich aus einer Guerillabande zu einem, Spanien mit Eroberung drohenden Heere herangewachsen war. Und dieses Alles entschied sich durch die Ankunft eines einzigen Mannes, der in der gewöhnlichen Kleidung eines Bauers, aus Pamplona flüchtend, den Insurgenten sich zugesellte, — Zumalacarreguis.

Das Valde Araquil, ein langes, malerisches Thal, durch welches die Straße von Pamplona nach Salvatierra sich windet, war es, wo er, der Wachsamkeit der Christinos entschlüpft, zuerst den verzagten Royalisten sich zeigte. Zwar genoß er in Navarra schon seit dem Kriege im J. 1823, als Obrist verschiedener Regimenter, den Ruf eines talentvollen Officiers und gewandten Tactikers, indeß war es doch mehr noch die Zuversicht, womit er zu einer Zeit, da Alle sich einer anscheinend so bedrohlichen Verantwortlichkeit zu entziehen strebten, seine Dienste zum Oberbefehl anbot, was des Don Carlos Anhänger in ihm den Mann sehen ließ, der ihnen aus ihrer Noth zu helfen geeignet war.

Tomas Zumalacarregui, aus einer armen, aber adligen Familie abstammend, war am 29. December 1788 in dem kleinen Dorfe Ormaistegui in der Provinz Guipuzcoa geboren. Im Alter von achtzehn Jahren verließ er seinen heimathlichen Herd, trat während des ebenbegonnenen Unabhängigkeitskrieges als Cadet in das Heer, und stieg unter Mina schnell bis zum Range eines Hauptmanns. Er soll in seiner frühesten Jugend sich stark dem Republicanismus zugeneigt haben, weil das Thun und Trei-

ben der Spanischen Patrioten ihn jedoch bald anekelte, so ward er ein Anhänger des Monarchismus und der Legitimität, und bekannte sich laut und ohne Scheu zu dieser Meinung, von welcher er auch nie wieder abging. Da er einer derjenigen Männer war, deren Benehmen und Character den damaligen Machthabern nicht zu schmeicheln vermochte, so ward er nach Beendigung des Krieges beim Avancement übergangen, und wir finden ihn im Jahr 1822 noch immer als Hauptmann; kurz nachher aber befehligte er zwei Bataillone in Quesadas Division des Royalistenheeres wider die Constitutionsarmee. Im Jahr 1825 führte er, als Oberstlieutenant, das Commando über das erste Regiment der königlichen Freiwilligen, und danach über das Prinz-Regiment, das dritte in der Linie; alsdann ward er Oberst des dritten leichten Infanterieregiments, und endlich des Regiments Estremadura, des vierzehnten in der Linie. So war er denn mehrmals seines besondern Talents wegen, Truppenhaufen zu organisiren und zu disciplíniren, von einem Corps zum andern versetzt worden. Dem letzterwähnten Regimente ward er indeß durch Llander, derzeitigen Inspector der Infanterie, entzogen, indem dieser

bei der Unerschütterlichkeit von Zumalacarreguis Grundsätzen voraussah, daß, im Fall der König stürbe, die Königin in ihm einen entschiedenen Gegner ihrer Usurpation finden würde. Er ward also durch ihn abgesetzt, und sogar als ein Feind des Staats in Arrest genommen. Nach seiner Freilassung forderte und erhielt er seinen Abschied, und zog sich nach Pamplona zurück, wo seine Frau und Kinder lebten. Er selbst hatte sich dort nur erst kurze Zeit aufgehalten, als schon die Nachricht von Ferdinands Tode einlief, und da er nunmehr das Anerbieten Solas, welcher ihm den Rang eines Brigadegenerals versprach, falls er für die Sache der Königin mit kämpfen wolle, ablehnte, so nahm er die Gelegenheit wahr, sich trotz der über ihn beobachteten strengen Aufsicht in der Nacht des 29. Octobers aus der Stadt zu stehlen, und traf dann am folgenden Tage bei den Insurgenten ein. Er hatte von jeher für einen Mann von ausgezeichneter Tapferkeit gegolten, und sich, nachdem er die Bekanntschaft der Armee unter dem Herzog von Angoulême gemacht, eifrig auf das Studium der Tactik gelegt, worin er sich späterhin so sehr auszeichnen sollte. Schon als Oberst unterhielt er eine Art Academie zum Un-

terricht für die Garnisonsofficiere der verschiedenen Städte, in welche er verlegt ward; hauptsächlich aber war er als ein vortrefflicher Disciplinarmeister und Administrator bekannt. Die durch ihn gebildeten und befehligten Corps zeichneten sich stets durch ihre vortreffliche Mannszucht aus; und endlich besaß er auch noch die Eigenschaft, ein tüchtiger Führer der Gebirgsguerilleros zu seyn. Indeß war sein Ruf doch damals nur eine von den örtlichen Berühmtheiten, wie man sie so häufig trifft, und oft so wenig wahrhaft begründet findet. Obgleich er übrigens mit offnen Armen empfangen ward, und die andern Führer es sich gern gefallen ließen, den Commandostab zu solch einer critischen Zeit in seine Hände gelegt zu sehen, so blieb sein erstes Auftreten doch nicht ganz verschont von Unannehmlichkeiten, die er jedoch mit jener kecken Entschlossenheit zu beseitigen wußte, von welcher er späterhin noch so viele Beweise gegeben hat. Iturralde, damals der vornehmste unter den Carlistenchefs, verweigerte, indem er meinte, er habe den König früher proclamirt und seine Anstellung von diesem selbst erhalten, ihm (Zumalacarregui) nicht allein den Gehorsam, sondern sandte auch, heftiger Gemüthsart wie er war, zwei auserwählte Com-

pagnien zu des Eindringlings Verhaftung ab. Zumalacarregui seinerseits, der über den Soldaten bereits jene Superiorität erlangt hatte, wie Männer von großem Geiste sie so leicht sich anzueignen scheinen, trat den beiden Compagnien wie in der Absicht entgegen, sich an ihre Spitze zu stellen, und indem er nun das Spiel umkehrte, befahl er ihnen, Iturralde zu verhaften. Man gehorchte, und so ward denn sein Nebenbuhler anfangs zu Estella ins Gefängniß gesetzt, unmittelbar darauf aber durch ihn zum Zweitcommandirenden ernannt. Zumalacarregui erklärte zugleich, daß, bis nicht des Königs anderweitige Befehle eingingen, er das Commando an Niemanden anders, als an Eraso, welcher Don Carlos noch vor ihm proclamirt habe, abtreten würde. Wahrscheinlich ward Erasos Rückkunft, da er damals als Gefangener in Frankreich sich befand, zur Zeit dieser Erklärungsabgabe nicht für so nahe gehalten. Indeß zeigte sich Zumalacarregui doch späterhin, als Eraso seine Flucht bewerkstelligt hatte, dem gegebenen Worte getreu, und erbot sich in der That zur Abtretung des Commandos.

Uebrigens stand unser moderner Cid zu jener Zeit

in des Lebens kräftigster Blüthe, denn er war fünfundvierzig Jahr alt; obgleich aber von Mittelgröße, gab seine Breitschultrigkeit, sein dicker Hals, sowie seine vorwärtsgebeugte Haltung, welches Alles durch die Zamarra, oder Pelzjacke, welche er stets trug, noch auffallender gemacht wurde, ihm ein untergesetzteres Aussehen. Sein Profil hatte etwas Antikes — der untere Gesichtstheil glich nämlich dem Napoleons, während das Ganze der Physiognomie einige Aehnlichkeit bietet mit den antiken Basreliefs, in welchen man die Gesichtszüge Hannibals hat erkennen wollen. Sein Haar war dunkel, ohne jedoch schwarz zu seyn; Backen- und Schnurrbart liefen in eins zusammen; und seine dunkelgrauen Augen, von starken Brauen überschattet, hatten einen scharfen, stechenden Blick, und in der Regel auch einen ernsten, gedankenvollen Ausdruck; schaute er aber umher, so schweiften sie im Nu über die ganze Linie eines Bataillons hin, ohne dabei auch selbst die mindesten Mängel zu übersehen. In seiner Unterhaltung war er kurz und einsylbig, in seinem Benehmen gewöhnlich schroff und strenge, wahrscheinlich die Wirkung sowohl der in dem heißen Kampfe bisher durchlebten Mühseligkeiten und Gefahren, als der auf sich gela-

denen Verantwortlichkeit. Von seinen nähern Bekanntschaften aus der frühern Zeit, ehe er der Führer seiner Partei geworden, sowie von seiner Wittwe, deren Zeugniß indeß wohl zu parteiisch seyn mag, habe ich nämlich gehört, daß er in seinen beiden letzten Lebensjahren sich hinsichtlich des Temperaments sehr verändert habe. Ernsten Sinnes zwar von jeher, war er doch von den plötzlichen Zornanfällen, welchen er in der letzten Zeit unterworfen war, stets frei gewesen, und eben so auch ohne die unbeugsame Strenge in seinem Verhalten, welche nachher einen so auffallenden Zug seines Characters abgab. Selten sah man an ihm einen Schimmer von Frohsinn; am öftersten ließ er es noch zu einem Lächeln kommen, wenn er seinen Stab in das dichteste feindliche Feuer geführt hatte, und er dann in den Mienen einiger seiner Adjutanten ihr Mißbehagen über das Sausen der Kugeln zu lesen vermeinte. Ihm selbst war Furcht etwas ganz Unbekanntes; und obgleich im Anfang allerdings ein kühnes, ja verwegenes Handeln Sache der Nothwendigkeit für ihn war, um dadurch der Liebe und des Vertrauens seiner rohen Parteigänger theilhaftig zu werden, so überschritt er doch darin die Grenzen der Klugheit, und

machte sich in fraglicher Hinsicht so unzähliger Unbesonnenheiten schuldig, daß, als die tödtliche Kugel ihn traf, jeder sich wunderte, daß er derselben so lange entgangen sei. So hat man ihn an der Spitze eines Reitertrupps selbst auf den Feind einsprengen sehen, oder auch, wie er plötzlich sein weißes Schlachtroß wild anspornte, um die zerstreuten Reiter selbst wieder zu sammeln, und zum Angriff zu führen. Sein Pferd kam bei allen diesen Gelegenheiten stets glücklich davon, während sämmtlichen Officieren seines Stabes, die gleich ihm Schimmel ritten, dieselben im Laufe von drei Monaten erschossen wurden. Es ist übrigens nicht zu leugnen, daß er bei mehreren Gelegenheiten seinen Augenblick gut zu wählen wußte, und durch seine an Wahnwitz grenzende Tapferkeit mehr als einen Sieg entschieden, und sein kleines Heer auf mehr als einem Rückzuge gerettet hat. Sein Costüm blieb sich unveränderlich gleich, und bestand in der bouina, der runden Baskischen Mütze oder Barret, von hellscharlachrother Farbe, aus einem tuchartigen wollenen Gewebe ohne Saum verfertigt, und mittelst einer Weidenruthe inwendig in der gehörigen Form erhalten; — in der zamarra oder Jacke von schwarzem Merino-

Krimmel, mit weißem Pelz gefüttert, und einem rothsammetnen Vorstoße mit goldnen Heften; — in grauen, und in der letzten Zeit, rothen Pumphosen; — und in dem platten, schweren Spanischen Sporn mit dem dreizackigen Rädchen. Der einzige Zierrath, den er jemals trug, war die Silbertroddel auf seiner Mütze. So gaben denn seine ernste, ungewöhnliche Physiognomie, seine Pelzjacke und die in der Entfernung einem rothen Turban nicht unähnliche Mütze, ihm mehr das Ansehen eines Orientalischen Chefs, als das eines Europäischen Generals. Man glaubte, Scanderbeg an der Spitze seines Albaneserheeres zu sehen; und in der That, dessen halbbarbarische Soldateske konnte sich in Kleidung und Aussehen nicht wilder ausgenommen haben, als die Carlisten in der ersten Zeit des Feldzugs. Mir selbst erschien Zumalacarregui stets sowohl im Character und der Gesinnung, als im Costüm und äußern Wesen der Heros eines längst vergangenen Jahrhunderts. Er gehörte in der That jener fernen Zeit an, da die Tugenden und Laster des geselligen Verbandes noch ein strengeres Gepräge hatten, indem sich in ihm all der ungezügelte Enthusiasmus des Mittelalters vergegenwärtigte; etwas Ungewöhn-

liches, Energisches in seiner Physiognomie verlieh schon den zu großen und schwierigen Unternehmungen tüchtigen Mann. Man hätte ihn für einen jener Feldherren halten mögen, welche die Bevölkerungen Europas einst zum Kriege in das heilige Land führten; er besaß denselben ritterlichen Muth, dieselbe unbeugsame Strenge, denselben uneigennützigen Eifer — uneigennützig jedoch nur in Bezug auf irdische Herrlichkeiten — von welchem diejenigen der religiösen Zeloten sich beseelt fühlten, welche in jenes Land zogen, weil sie es leichter fanden, sich mit ihrem Herzblute auf einem Schlachtfelde, als durch Gebet und Kasteiungen den Himmel zu erwerben.

(Fortsetzung folgt.)

---

3.

## Das Portfolio [1]).

### Erster Artikel.

Seit dem Jahre 1835 erschienen in England diese kleinen Hefte, Stücke aus der amtlichen Corre-

---

1) *The Portfolio*, or a Collection of State Papers etc. illustrative of the history of our times Vol. I, N. 1 — 9. Vol. II, N. 10 — 16. New Edition. London. J. Ridgway. 1836.

sponden̄z bis jetzt nur Preußischer, und eigentlich nur Russischer Gesandten aus dem Jahre 1826 bis 1831, ohne alle Angabe, wie der ungenannte Herausgeber zu denselben gelangt ist, aber auch ohne Verbürgung für ihre Aechtheit. Auf die Aufforderung öffentlicher Blätter erklären die Herausgeber im dritten Hefte, daß sie darüber kein Wort zu sagen hätten, die mitgetheilten Actenstücke müßten für sich selbst reden, und ihre Aechtheit nach den innern Kennzeichen der Wahrheit beurtheilt werden. Der Leser möge selbst darüber urtheilen, die Herausgeber hätten nichts von Zauberschlüsseln und Zauberstäben zu erzählen, womit man in die fast unzugänglichen Behältnisse eingedrungen sei. Rußland allein habe ein Recht, sein Eigenthum zu vertheidigen; Rußland werde auch zuerst zur Steuer der Wahrheit die Verfälschung öffentlich erklären.

Eine fernere Erklärung findet sich in No. 11 (Vol. II N. 2.). Die Herausgeber sprechen von den großen Vorräthen der Actenstücke, welcher sich noch in ihren Händen befindet, und welcher sich über Spanien und Portugal, Italien, Schweden und Dänemark und das große Drama Griechenlands mit der Türkei verbreite. Ueber die Aechtheit lehnen sie auch jetzt alle weitere Erklärung ab; sie seien keineswegs

geneigt, eine müssige Neugier durch die Erzählung zu befriedigen, auf welche Weise diese Papiere ihren Weg aus den Russischen Archiven in eine Londoner Buchdruckerei gefunden hätten. Nur das versichern sie, daß die bis jetzt bekannt gemachten Papiere nicht aus einer, sondern aus vier verschiedenen Quellen herrührten. Zugleich widersprechen sie einer Vermuthung, auf welche man verfallen konnte. Es ist bekannt, daß der Privatsecretär des Großfürsten Constantin ein Portefeuille mit geheimen Actenstücken von Warschau mitgenommen habe, welche mehrern Personen gezeigt, auch zum Kauf angeboten worden seien. Diese hätten die Herausgeber zu sehen keine Gelegenheit gehabt (No. 11. S. 57).

Eine officielle Erklärung über diese Papiere ist von keiner Seite erfolgt; man würde sich aber sehr irren, wenn man aus diesem Stillschweigen den geringsten Grund für die Aechtheit dieser Papiere herleiten wollte. Auch wenn die Papiere falsch oder verfälscht sind, möchten es die Regierungen wohl unter ihrer Würde halten, sich darüber in eine öffentliche Discussion einzulassen, da in diesem Falle die Verfälschung ohnehin bald erkannt und bekannt werden muß. In öffentlichen Blättern ist in einem

Tone, welchen man halboffiziell zu nennen gewohnt ist, geäußert worden, daß die Grundlage der Actenstücke des Portfolio wohl ächt seyn möge, daß man sich aber dabei unächte Zusätze und Verfälschungen erlaubt habe.

Auch wir lassen daher die Aechtheit oder Unächtheit gänzlich auf sich beruhen, und bemerken nur, daß wenigstens die Deutsche angebliche Urschrift des ersten Actenstücks, eines Berichts des K. Preuß. Staatsministers Grafen von Bernsdorf an des Königs Majestät (datirt v. 29. Jan. 1831) über die Mittel, die Ruhe im Innern von Deutschland im Fall eines auswärtigen Krieges aufrecht zu halten u. s. w., nicht das wahre Original seyn konnte, sondern wahrscheinlich aus einer Französischen oder Englischen Uebersetzung, wieder ins Deutsche übersetzt wäre. Diese Uebersetzung ist indessen in der Schrift selbst wieder so gut gerathen, daß man auch wohl annehmen konnte, es habe nur etwa der Schluß des Originals gemangelt, und habe durch eine Uebersetzung ergänzt werden müssen.

Die Bekanntmachung dieser Papiere wird in öffentlichen Blättern dem jetzigen Englischen Ministerium zugeschrieben, welches sich derselben als eines

Mittels bediene, die öffentliche Meinung in Ansehung der großen Fragen, um welche sich die höhere Politik der neuesten Zeit dreht, für sich zu gewinnen. Auch das müssen und können wir füglich dahin gestellt seyn lassen, und es ist nicht unsere Sache, darüber Betrachtungen anzustellen, unter welchen Umständen es wohl erlaubt seyn möge, sich der Papiere einer andern Regierung auf irgend eine Weise zu verschaffen, und sie dann weiter mitzutheilen, oder gar, wie hier geschieht (die Aechtheit einmal angenommen) öffentlich bekannt zu machen. Das Verschaffen, welches doch immer nur durch Verrath oder Mißbrauch eines Vertrauens möglich ist, gehört allerdings, wie alles Spionenwesen, zu den Schattenseiten der Diplomatie, aber leider bis jetzt zu den unentbehrlichen. Die Selbstvertheidigung fordert, daß man die Absichten und Pläne anderer Regierungen kenne, um nicht von der Ausführung unvorbereitet überrascht zu werden, und es ist stets ein großer und gegründeter Vorwurf für ein Cabinet gewesen, wenn es von dem, was von andern im tiefsten Geheimniß eingeleitet wurde, sich nicht doch Kenntniß zu verschaffen gewußt hat. Darüber kann man also ganz hinweggehen.

Bis jetzt haben die hier bekannt gemachten Papiere nur eine einzige Richtung, auf welche sich Alles unmittelbar oder mittelbar bezieht, das Verhältniß Rußlands zu dem übrigen Europa, und der Herrschaft der Europäischen Völker, oder richtiger der Europäischen Cultur über die übrigen Welttheile. Diese Herrschaft liegt jetzt größtentheils in der Hand Englands, und ist in steter Erweiterung begriffen; aber jedes Fortschreiten derselben ist auch nach den Gesetzen der Natur ein Schritt zu dem Culminationspuncte, welchen alles menschliche äußere Streben einmal erreichen muß, und auf welchem die auflösende und zurückgehende Bewegung beginnt. Rußland ist diejenige Macht, welcher diese Englische außereuropäische Weltherrschaft nach und nach in allen Richtungen, und auf entgegengesetztem Wege begegnet, und mit welcher über kurz oder lang ein Zusammenstoß unvermeidlich ist. Darauf bereitet sich Alles vor; nicht bloß die jetzige Regierung in England, sondern augenscheinlich die Nation; die Gegner des jetzigen Ministeriums sind darin eifriger, als die Whigs selbst; es geht ein Gefühl der Nothwendigkeit durch das Volk, die Ahndung eines Kampfes, welchen die Weisheit der Europäischen Regierungen

vielleicht noch lange zurückhält, welcher aber menschlichem Ansehen nach doch einmal ausbrechen muß, und wozu selbst ein an sich unbedeutendes Ereigniß den zündenden Funken geben kann.

In dieser Aussicht, welche allerdings für die Europäischen Völker mit den größten Besorgnissen neuer Zerrüttungen verknüpft ist, sucht die Englische Regierung auch natürlich die öffentliche Meinung nicht bloß in ihrem eigenen Lande für sich zu stimmen, und dieß ist ihr, die von der öffentlichen Meinung lebt und zehrt, an sich nicht zu verargen, sobald nur keine unredlichen Mittel, z. B. Verfälschungen gebraucht werden. Allein Eines sollte man dabei nicht aus den Augen setzen, weil es noch am meisten dazu wirken kann, die großen, zunächst eine Entscheidung fordernden Fragen friedlich zu lösen, und vielleicht sogar den Bahnen, welche die Hauptvölker Europas zu durchlaufen haben, in sich selbst eine weniger entgegengesetzte Richtung zu geben, nämlich die stete Erinnerung daran, daß es bei den großen Tendenzen der Weltgeschichte auf die Gesinnungen der Personen, welche an der Spitze der Völker stehen, viel weniger ankommt, als auf die Natur und die Gewalt der Dinge selbst.

Anstatt also von Eroberungssucht, von tadelnswerthen Mitteln der Politik und dergleichen zu reden, sollte man die wahre Natur der Verhältnisse betrachten, um aus ihr sowohl die unvermeidliche Richtung, welche die Politik nehmen muß, als auch die rechten Mittel der eigenen Vertheidigung kennen zu lernen. Diese Natur der Dinge ist aber aus mehrern Elementen zusammengesetzt; wovon der eine Theil aus höherer sittlicher Nothwendigkeit, der andere aus den niedern Bedürfnissen und Schwächen der menschlichen Natur entspringt. Die Sitten und Vorurtheile eines Volkes, der Ehrgeiz, welcher nicht bloß in den höhern Regionen wirksam ist, das Streben nach den Vortheilen der Industrie und des Handels, insbesondere der Wunsch nach industrieller Unabhängigkeit; alles dieß bildet ein Ganzes, einen Geist des Volkes, welchem selbst die kräftigsten Führer und Leiter der Völker sehr Vieles nachgeben müssen. Ein großer Staat kann dabei zweierlei nicht vermeiden; im Innern muß er Einheit der Volksmeinung, und schnell wirkende Macht der Regierung, schleunigen und nie fehlenden Gehorsam verlangen; nach Außen wird er beinah gezwungen, seine Grenzen immer zu erweitern, weil jeder Berührungspunct mit dem Auslande

Veranlassung zu Reibungen und Störungen giebt. Rom mußte erobern; es folgte nur einem höhern Verhängniß; einen großen Theil seiner Erwerbungen machte es nur zu seiner Vertheidigung; mit dem festesten Willen, keine Eroberung mehr zu machen, hatte der Senat es nicht verhindern können, und zuletzt mußte er dem Ehrgeiz der Großen diesen Ausweg nach Außen gestatten, und um die gemachten Eroberungen zu behaupten, wurden wieder neue nothwendig. Es ist ein Naturgesetz, dem alle grossen Staaten alter und neuer Zeit folgen mußten, sich zu vergrößern.

Vergeblich wird man auch auf eine Zeit hoffen, in welcher das Verhältniß der Völker gegen einander so ausgebildet und fest gestaltet werden könnte, daß auch darin nur das Recht entschiede. Als Vernunftidee ist ein solcher Zustand allerdings ein nothwendiges Ziel des menschlichen Strebens, und bildet wirklich die Grundlage des neuern Völkerrechts, wenn gleich nur als regulatives Princip, welches noch nicht zur Constituirung äußerer Formen und Autoritäten fortschreiten konnte. Aber eine vollständige Realisirung einer solchen Idee, welche mit einem Ewigen Frieden gleichbedeutend wäre, kann um so weniger

erwartet werden, als Reibung und Kampf eine für die Entwickelung des Menschengeschlechts unentbehrliche Feder ist. Nur eine Annäherung ist möglich, und dazu ist in der gegenwärtigen Stellung der Europäischen Mächte unverkennbar ein großer Schritt geschehen. An weitern Versuchen zu diesem erhabenen Ziele eines organisch geordneten Rechtszustandes wird es nicht fehlen, auch nicht am theilweisen Gelingen derselben, nur muß man sich immer hüten, das Wirkliche anders, als nach einem relativen Maßstabe zu beurtheilen.

Wenn wir nun den aus der Natur der Verhältnisse entspringenden Antagonismus zwischen Rußland und England als den Hauptgegenstand der Eröffnungen in dem Portfolio angegeben haben, so stehet gleich das erste der mitgetheilten Documente damit freilich in einem sehr entfernten Zusammenhange. Es ist zwar veranlaßt durch die Möglichkeit eines Continentalkrieges in Europa, an welche man gegen Ende des J. 1830, aber aus ganz andern Gründen dachte, und ist eine Denkschrift des damaligen K. Preuß. Ministers, Grafen Bernstorff, an den König über die Mittel, bei einem auswärtigen Kriege die Ruhe im Innern von Deutschland sicher zu stellen

und insbesondere darüber, auf welche Art und Weise Preußen seine Stellung und seinen Einfluß in Deutschland für die Erreichung dieses Zieles, und zur Abwendung übler Folgen der Statt findenden Aufregung und Störung der Verhältnisse in den Deutschen Nachbarstaaten zu benutzen haben werde?

Ob dieser Bericht, welcher vom 29. Januar 1831 datirt ist, ächt sei, ist nicht unsere Sache zu untersuchen, aber gewiß kann jeder Deutsche nur wünschen, daß er es sei, und man hat keinen Grund, zu bezweifeln, daß, wenn einem königl. Preußischen Minister ein solches Gutachten abgefordert worden wäre, dasselbe nicht eben in dem gerechten, mäßigen und versöhnlichen Sinne abgefaßt worden seyn würde, welcher in dem mitgetheilten Actenstücke durchaus vorherrscht. Gewiß die Bekanntmachung mehrerer solcher Actenstücke könnte nur dazu beitragen, das Vertrauen und die Ehrfurcht gegen eine Regierung zu befestigen, welche solche Grundsätze zu ihrer Richtschnur nimmt.

Der Bericht geht von der damaligen Aufregung als einer Erscheinung aus, deren Ursachen er nicht bloß in einem von Frankreich und Belgien gegebenen Impulse, sondern auch in einer schon vorher

herrschend gewordenen Unzufriedenheit sucht. Der tiefere Grund derselben liege in dem die heutige Zeit überhaupt characterisirenden Mangel an Uebereinstimmung und Festigkeit der moralisch-religiösen Ueberzeugungen, und in einer Verworrenheit, Unsicherheit und Verunstaltung der Begriffe von der obrigkeitlichen Gewalt, und von der Heiligkeit des Eides. Es komme aber dazu, daß die Trennung Deutschlands in viele Staaten manche gemeinsame Einrichtungen und Unordnungen, deren Bedürfniß hier und da mehr oder minder lebhaft empfunden werde, gehemmt oder erschwert würden, woraus denn ein unbestimmtes Verlangen nach einer Veränderung der jetzigen Gestalt der Dinge erzeugt werde, welches sich nicht abhalten lasse, mit Benutzung jedes dargebotenen Anlasses selbst in ungesetzliche Thaten und grobe Excesse auszubrechen.

Allerdings würden nun die Besorgnisse, welche dieser Zustand Deutschlands an sich schon erweckt, bei dem Ausbruche eines auswärtigen Krieges sehr vergrößert werden; allein doch rechtfertigten sie keinen Zweifel an dem Vorhandensein und der Wirksamkeit solcher Mittel, wodurch dem drohenden Uebel vorgebeugt, und seine fernern Ausbrüche bekämpft, ja im

Falle eines unvermeidlichen Krieges unter den Deutschen eine solche zustimmende Begeisterung entzündet werden könnte, welche zur Erleichterung der ihnen anzusinnenden Opfer mitwirke. Diese Mittel würden sowie das Uebel, gegen welches durch sie angekämpft werden soll, im Wesentlichen nur moralische seyn können; sie würden zunächst auf eine richtige Behandlung und Leitung des Geistes aller Gebildeten und Besitzenden gerichtet seyn, damit diese Majorität nicht neutral bleibe, sondern sich den Maßregeln der Regierung mit Liebe anschließe. Dieß sei bedingt durch die Voraussetzung, daß eben diese Majorität der Gebildeten und Besitzenden vom Gefühle ihres wahren Interesse bestimmt, allenthalben geneigt und bereitwillig sei, die guten Absichten der Regierung kräftig zu unterstützen, wo sie anerkennen muß, daß alle Regierungsmaßregeln nach Rücksichten des Gemeinwohls abgemessen, dagegen aber Eingebungen und Rathschläge des Parteigeistes, die Partei sei welche sie wolle, zurückgewiesen würden.

Daran knüpft die Denkschrift dann die weitern Betrachtungen:

1) Müsse bei dem Falle eines auswärtigen Krieges den Unterthanen aller Deutschen Staaten die

unbedingte Nothwendigkeit desselben als evidente Thatsache unabweislich vor Augen gerückt werden, was nach dem herrschenden Geiste unserer Zeiten nicht etwa bei einem Kriege um Principien, sondern nur alsdann Statt finden werde, und sicher erwartet werden dürfe, wenn ein Angriff von Seiten des Feindes alle Zweifel über die Nothwendigkeit des Krieges zerstreue, und jede weitere Rechtsdeduction überflüssig mache.

2) Sodann sei in einem solchen Falle darauf Bedacht zu nehmen, daß aus den Handlungen und Maßregeln der Deutschen Fürsten nichts hervorblicke, was auf ein Mißtrauen derselben gegen ihre Völker schließen lassen könnte, indem nur dadurch jedes Erschlaffen des guten Willens, welcher der Regierung bei ihrer Thätigkeit für das Wohl und die Ehre des Vaterlandes sicherlich entgegenkommen werde, verhütet werden könne.

3) Eine der sichersten Bürgschaften für die Festigkeit und Zunahme eines gegenseitigen Vertrauens gewähre die stete Anwendung gesetzlicher Mittel bei Verfolgung der allgemeinen und besondern Zwecke der Regierungen. In der Consequenz eines gesetzmäßigen Ganges beruhe die Stärke einer legitimen Re-

gierung, und wenn von ihr abgewichen werde, fehle der physischen Gewalt das Hauptelement, welches allein ihr Würde, Achtung und nachhaltige Wirkung verleihe, nämlich die das Wesen der Gesetzmäßigkeit bildende moralische Kraft. Dieses Zaubers entkleidet, der die Gemüther so mächtig zügelt und bindet, pflege sie nur gar zu leicht wieder physische Kräfte gegen sich aufzureizen, und in Kämpfe verwickelt zu werden, die den moralischen Zustand der Völker, der Ausgang möge seyn, welcher er wolle, jedenfalls aufs Tiefste zerrütteten. In Deutschland brauche man gar die Frage nicht aufzuwerfen, ob die Regierungen auch anderer, als der gesetzlichen Mittel bedürfen könnten; auf dem Boden der Ordnung und des Rechts immerhin.

4) Zu Aufrechthaltung und tieferer Begründung des Sinnes für Recht und Ordnung könne ohne Zweifel die Presse wesentlich beitragen. Es sei hierbei zu bedauern, daß sich zu wenig tüchtige Männer erheben, um die gute Sache des Rechts und der Ordnung gegen die Angriffe, denen sie besonders in ausländischen Blättern ausgesetzt sei, mit Ernst und Einsicht zu vertreten.

5) Von großem Werthe würde gewiß auch die

Gründung gemeinsamer Institutionen, besonders eines ganz Deutschland umfassenden Systems der Freiheit des Handels und Verkehrs seyn, über dessen Mangel so viel geklagt werde. Dabei werden nur die Schwierigkeiten herausgehoben, welche in einer Conföderation souveräner Staaten der Gründung solcher Institutionen entgegenstehen, wenn dieselbe als Conföderationsangelegenheit betrieben werden soll. (Da diese Schwierigkeiten von dem Wesen einer Föderativverfassung unzertrennlich sind, und sich in der Schweiz, in Nordamerica u. s. w. ebenso hervorthun, als sie sich in den alten Conföderationen der Griechischen Staaten, unter den Niederländischen Provinzen ergeben haben, so kann man billigerweise auch für einzelne Staatenvereine keinen Vorwurf davon hernehmen. Das Mittel, jene Schwierigkeiten zu übersteigen oder zu umgehen, liegt aber auch in der Nähe; zu irgend einem Zwecke, welcher von der Conföderation im Ganzen nicht zu erreichen ist, partielle Verbindungen zu schließen, welchen, wenn die Sache an sich wünschenswerth ist, endlich alle oder doch die meisten föderirten Staaten von selbst beitreten.) Fast prophetisch fährt die Denkschrift, nachdem sie etwas Aehnliches gesagt hat, fort: „Es darf

Preußen jedoch zur Genugthung gereichen, daß sein unablässiges Bestreben (durch Handels-Zollvereine die Schranken des innern Verkehrs niederzureißen) bei aller Mißdeutung, die es erfahren hat, und bei allen Hindernissen, die ihm in den Weg gelegt worden sind, je länger je mehr Anerkennung, Würdigung und entgegenkommende Unterstützung in Deutschland findet."

Auf denselben Punct weist die Denkschrift auch bei der zweiten Frage: was insbesondere die Aufgabe Preussens seyn müsse? wieder hin. An sich sei die Stellung Preußens im Deutschen Bunde keine andere, als diejenige, in welcher sich, außer Oesterreich, auch Baiern, Sachsen, Hannover und Würtemberg befunden. Es habe sich aber für Preußen, abgesehen von seinen Beziehungen zum Bunde eine Stellung gebildet, welche es ihm möglich mache, im Wege der Abschließung von Particularvereinigungen mit andern Staaten viel Nützliches zu Stande zu bringen. Dieser Weg sei geöffnet und gebahnt durch das der Preußischen Regierung je länger je mehr entgegenkommende Vertrauen der Deutschen Regierungen und die sich derselben je länger je mehr zuwendende Neigung der Deutschen Völker. Beides erhalte seine höchste Bedeutung vermöge des mächti-

gen moralischen Einflusses, welchen Preußen gerade deßwegen in Deutschland ausübe und auszuüben den Beruf habe. Diesen in ungeschwächter Wirksamkeit zu erhalten, müsse ein Hauptaugenmerk seiner Politik seyn. Erhalten werde er, wie er erworben worden, durch beharrliche Liebe für Recht und Gesetzmäßigkeit, durch Offenheit und Wahrheit in allen Verhältnissen durch Empfänglichkeit für alle Reformen, welche — nicht etwa das Geschrei der Neuerer — sondern ein richtig erkanntes Bedürfniß der Zeit fordere, überhaupt also durch Bewahrung der eigenen innern Gesundheit, in deren Kraft Preußen stark und geehrt unter den Staaten Europas bestehe.

Aus diesen Vordersätzen leitet die Denkschrift die gutachtlichen Vorschläge ab:

1) daß Preußen bei einer Politik beharren möge, welche den Frieden auf alle mit Preußens Ehre und Wohl vereinbarliche Weise zu erhalten suche, und wenn ja ein Krieg unvermeidlich werden sollte, den Feind in den Fall setze, ihn durch einen Angriff zu eröffnen;

2) daß es fortfahre, seinen Völkern ein über jeden Zweifel erhabenes Vertrauen in demselben Maße zu schenken, als es sich durch ernstliches, von dem Einflusse jedes Parteigeistes freies Handeln für das

Gemeinwohl volle Ansprüche auf ihr Vertrauen erwerbe; daß es

3) auch darin beharre, sich bei der Wahl und Ausführung seiner hierauf berechneten Maßregeln immer nur gesetzlicher Mittel zu bedienen, zugleich aber darauf halte, keine geschickte und energische Handhabung durch ein wohlgesinntes Beamtenpersonal nirgends fehlen zu lassen; endlich, daß es

4) unter Beibehaltung einer verständigen Censur, dafür sorge, daß die heilige Sache des Rechts, der Ordnung und des Vaterlandes auch durch die Stimme einsichtsvoller Schriftsteller immer treuere und immer zahlreichere Anhänger gewinne.

Die wohlthätige Wirkung, welche Preußens Beispiel hierdurch bei andern Staaten je länger je mehr hervorbringen werde, würde nun sehr verstärkt werden, wenn

5) die Regierung bei jeder passenden Gelegenheit sich, ohne sich mit einer den Verhältnissen nicht angemessenen Einmischung aufzudringen, bereit zeige, freundschaftliche Rathschläge im Sinne ihrer eigenen Handlungsweise zu ertheilen; wenn sie

6) sich nach wie vor angelegen seyn lasse, alle auf Deutschlands Wohlfahrt abzielenden gemeinnützi-

gen Anordnungen und Institutionen nach Möglichkeit zu fördern, sei es in consequenter weiterer Verfolgung des betretenen Weges der Particularvereinigungen mit einzelnen Staaten, sei es durch nachdrückliche Mitwirkung in der Deutschen Bundesversammlung, soweit das allgemeine Beste nach der Natur des besondern Falles aus Maßregeln des Bundes wirklich hervorgehen könne; wenn sie

7) bei fortgesetzter treuer Beobachtung Ihrer Bundespflichten insbesondere den ernsten Willen bethätige, die zu Abwendung und Unterdrückung neuer Volksaufstände gefaßten Bundesbeschlüsse durch die zweckmäßigste Anordnung physischer Mittel zur wirksamen Ausführung komme.

Die Denkschrift schließt mit der Bemerkung, „daß man sich allerdings nicht leicht des Wunsches erwehren könne, daß Deutschland durch ein festeres gemeinsames Band zusammengehalten, und Preußen dadurch in den Stand gesetzt seyn möchte, seinen wohlthätigen Einfluß noch stärker und umfassender auszuüben, als es unter den jetzigen Umständen vermöge."

Dieß ist der wesentliche, fast mit den eigenen Worten wiedergegebene Inhalt des gutachtlichen Berichts, und wie man auf der einen Seite nicht

darin wird entdecken können, was einer wohlverstandenen Freiheit der Völker entgegen wäre, so findet sich auch keine Andeutung darin, welche der Unabhängigkeit der einzelnen Deutschen Staaten ungünstig wäre. Andere benachbarte Staaten zu gemeinschaftlichen gemeinnützlichen Anordnungen durch Vorangehen und Bereitwilligkeit zu Particularverträgen aufzufordern, freundschaftliche Rathschläge aber ohne Aufdringen einer Einmischung zu ertheilen — das ist die Grenze, welche der Bericht selbst dem Einflusse eines großen und seit Jahrhunderten Deutschland voranleuchtenden Staates setzt.

Auf dieses Gutachten folgt aber im 2. und 3. Hefte eine andere Denkschrift, welche im Jahre 1833 zu Petersburg unter der Direction eines Ministers entworfen und im Jahre 1834 mehrern Deutschen Staaten mitgetheilt worden seyn soll. Offenbar ist dieß Document ursprünglich in Deutscher Sprache geschrieben, und vielleicht anfangs ins Französische, dann erst ins Englische übersetzt worden. Die Bezeichnung desselben, als entworfen unter der Direction eines Ministers, ist etwas unbestimmt, was aus dem Inhalte selbst erklärlich wird, da auch dieser zwar auf einen sehr bestimmten Zweck gerichtet ist, aber über Veran-

lassung, Verfasser und Empfänger des Aufsatzes keinen Aufschluß giebt. Obgleich den Deutschen Angelegenheiten und Verhältnissen gewidmet, ist der Verf. doch in vielen Puncten, ja in den wichtigsten, sehr wenig unterrichtet, woraus allein man schon mit Gewißheit abnehmen kann, daß die Bezeichnung, entworfen unter der Direction eines Ministers, nur in einem sehr weiten und uneigentlichen Sinne zu nehmen seyn müsse. Der erste Theil dieser Denkschrift beschäftigt sich auch wieder mit dem allgemeinen Thema der Zeit, der Aufregung der Völker im Jahre 1832 und ihren Ursachen, die einer Verbreitung Französischer Ansichten zugeschrieben werden, welche vom Ausbruche der Revolution an Statt gefunden habe, vorzüglich aber seit dem Lüneviller Frieden allgemeiner geworden, und besonders in die geistlichen Staaten Deutschlands eingedrungen sei. Wer nur einigermaßen den Gang der öffentlichen Stimmung und unserer Literatur kennt, wird beides nicht zugestehen können, aber wir wollen hier das hundertmal Gesagte nicht wiederholen. Die Revolution hat dem westlichen Europa keine neue Ansicht über Staatsverfassungen und Regierungsgrundsätze gegeben, denn alles das war schon viel früher vorhanden; aber sie hat dadurch gre-

ßes Unheil gestiftet, daß sie ein Beispiel gegeben hat, was durch rohe Volksgewalt ausgerichtet werden könne. Wie wenig der Verf. das Neueste in Deutschland kennt, zeigt er (S. 80) durch die Bemerkung, daß die Verfassungen von Baiern, Würtemberg, Nassau und Weimar Wort für Wort aus der Englischen und Französischen Constitution copirt seien, die Oldenburgische, Kurhessische, Mecklenburgische, Hannöverische und Sächsische aber von Organisation der Gemeinden und Provinzialstände ausgingen, und auf diese Basis erst die allgemeine Staatsconstitution baueten. Dieß ist gewiß ein Beweis, daß die Denkschrift zwar allenfalls irgend einem Ministerium vorgelegt, aber nicht unter Direction desselben entworfen sei. Der zweite Theil nimmt eine ganz andere Richtung, indem sie zu zeigen versucht, daß der Dualismus der beiden im Deutschen Bunde stehenden großen Mächte der Vermittelung einer dritten bedürfe, welches keine andere, als Rußland seyn könne. Ueber diesen letzten Punct enthalten wir uns aller weitern Bemerkung, außer der, daß über die gänzliche Ausschließung Frankreichs von allen innern Angelegenheiten Deutschlands kein Zweifel obwalten kann, und darüber gewiß im ganzen Deutschen Volke nur eine Stimme herrscht.

Aber auch die erste Voraussetzung möchte zur Zeit wohl schwerlich irgend einen Grund haben, indem die vollkommene Eintracht, welche in den Deutschen Angelegenheiten bis jetzt zwischen Oesterreich und Preußen sichtbar gewesen ist, nicht bloß aus einer vorübergehenden und einem Wechsel ausgesetzten Politik, sondern aus der festen Ueberzeugung hervorgeht, daß dieselbe nicht ohne die größte Gefahr, sowohl für jede, dem Deutschen Bunde angehörige Macht, als für das ganze conföderirte Deutschland auch nur für den kürzesten Zeitraum aufgegeben werden könnte. Man kann der Weisheit der Regierungen hierüber vertrauen; es ist aber mehr als das, es ist natürliche Nothwendigkeit, welche dieses Band knüpft und hält. Das conföderirte Deutschland fühlt es sehr wohl, daß es nur durch die enge Verbindung unter sich und mit seinen beiden Großmächten, sein früheres Loos, Schauplatz für jeden Kampf um fremde Zwecke zu werden, von sich abwenden kann, daß es aber in dieser Verbindung auch dem ganzen übrigen Europa gewachsen wäre. Die übrigen Mächte aber erkennen ihrerseits immer mehr, daß dieses conföderirte Deutschland zur Vertheidigung unendlich stärker ist, als zum Angriff.

(Wird fortgesetzt.)

## 4.

# Das Ministerium des Herrn Thiers, die Kammern und die Opposition des Herrn Guizot.

Vom Verfasser der Geschichte der Restauration.

Den Verfasser der Geschichte der Restauration, Herrn Capefigue, haben die Leser der Minerva bereits zu wiederholten Malen kennen zu lernen Gelegenheit gehabt. Die Quellen, aus denen zu schöpfen ihm vergönnt ist, die geistreiche Weise, in welcher er die Zeitgeschichte auffaßt, die im Allgemeinen vorherrschende Gediegenheit seiner Ansichten nöthigen uns, ihn nicht zu übergehen, sobald es auf ein Verständniß Französischer Zustände ankommt. Das neueste, vor uns liegende Werk [1]) des Verfassers beschäftigt sich, wie der Titel hinlänglich andeutet, mit der letzten ministeriellen Crisis in Frankreich. Zur Mittheilung für unser Journal wählen wir das Capitel, welches die Gründe beleuchtet, die die Auflösung des Ministeriums der Herren Guizot und Thiers veranlaßt haben, nachdem wir einige Worte aus der Vorrede vorangeschickt.

---

1) Le ministère de M. Thiers, les Chambres et l'opposition de M. Guizot. Paris, Avril 1836.

## Vorrede.

Der Titel dieses Buchs hat eine Erklärung nöthig. Ich habe die Namen Thiers und Guizot nicht als hervorragende Berühmtheiten gewählt, die den Massen imponiren. So hoch auch das politische Schicksal die Menschen gestellt hat, sie sind in meinen Augen nur dann etwas, wenn sie den Ausdruck eines Systems, einer Idee bilden.

Herrn Thiers wählte ich als das Symbol des Materialismus des Kaiserreichs, in dem, was es Absolutes und administrativ Organisirendes hatte, als das Symbol der Philosophie des 18. Jahrhunderts, in dem, was sie Freches, Zusammenhangloses sogar neben ihrem Fatalismus zeigte, endlich als das der Revolution in ihren Umwälzungen der Classen und des Ranges, in der Umstürzung hoher, religiöser Ueberzeugungen. In Guizot erblickte ich den rauhen, puritanischen Ausdruck der Gouvernementalidee des Englischen Repräsentativsystems, mit seinen Consequenzen, mit seiner Aristocratie des Vermögens und der Intelligenz, mit seiner Achtung gegen das Recht, Gesetz, gegen Alles, was die unbeugsame Ziffer von 1638 realisirt hat.

Vor sechs Monaten veröffentlichte ich eine erste

Schrift über die Julіregierung [1]), über deren Geist und Tendenzen, und suchte folgende Sätze zu begründen:

„Guizot kann mit Thiers nicht in einem Conseil bleiben; trennt er sich nicht von seinem Collegen, so bildet letzterer ein Ministerium, dessen Präsidentschaft er sich kühn aneignen wird.

„Guizot ist bestimmt, der Führer eines rechten Centrums zu werden, welches Ausdehnung gewinnt in den Kammern, wie in der Gesellschaft; eine andere Zukunft als politischer und parlamentarischer Mann hat er nicht.

„Die Legitimisten müssen dem Plane entsagen, sich mit der Partei der Bewegung und der Linken zu verbinden, um loyal auf das Gebiet der Institutionen zu gelangen. Nur im Bereiche constitutioneller Macht giebt es Leben für die großen Meinungen."

Von diesen Sätzen haben sich bereits einige zur Wirklichkeit gestaltet.

Das Ministerium der Herren Guizot und Thiers ist aufgelöst. Ich glaube nicht an ihre Einigung in der Kammer.

---

1) S. Minerva Bd. 177. S. 206 u. f.

Ich glaube nicht, daß ein Ministerium lange Zeit bestehen kann, wenn es jedem Bündniß mit den großen parlamentarischen Meinungen ausweicht. Ein Cabinet muß eine besondere Majorität für sich haben. Thiers muß sie suchen im Tiers-Parti. Er darf nicht zu Guizot seine Zuflucht nehmen, um sie sich zu sichern.

---

Die Gründe, welche die Auflösung des Ministeriums Guizot und Thiers herbeiführten.

Das Ministerium der Herren Guizot und Thiers ist jetzt aufgelöst. Dieß lange Zeit vorausgesehene Ereigniß war durch bestimmte Thatsachen bedingt; es hat sich zugetragen wie eine jener Fatalitäten, die mit gewissen politischen Situationen in Zusammenhange stehen. Noch eine kurze Zeit, und die Trennung wird noch vollständiger seyn. Denn giebt es noch etwas Bizarreres, Unglücklicheres, als ein Ministerium der Herren Thiers und Guizot, so ist es die Stellung, welche sich beide jetzt in der Kammer zu schaffen versuchen.

Ich glaube, die Ansichten über politische Ereignisse sind jetzt ausgebildet genug, um nicht erst darauf aufmerksam machen zu müssen, daß die Rentenconversion nur ein Accidenzpunct im allgemeinen Gan-

ge eines Systems war, und daß ein höherer, vorherrschender Grund die Auflösung des Cabinets veranlaßte. Diesen Grund habe ich schon lange angedeutet.

Das Ministerium der Herren Guizot und Thiers ging zu Grunde, weil die beiden Elemente, welche es bildeten, durchaus feindselige waren. Ich werde die Frage unter drei wesentlichen Gesichtspuncten auffassen und zu erörtern haben: 1) Die philosophischen und politischen Gründe der Auffassung; 2) die noch nicht bekannten oder auch bisher unrichtig aufgefaßten historischen Gründe, und 3) endlich die Fehler, welche sich Guizot und seine Freunde im letzten Theile ihres Ministeriums haben zu Schulden kommen lassen, und die den Ruin ihres Systems herbeiführten.

## §. 1.

## Philosophische und politische Gründe der Auflösung des Ministeriums Guizot.

Um die Unmöglichkeit des Bestandes des Ministeriums der Herren Thiers und Guizot zu beurtheilen, braucht man nur etwas tiefer einzudringen und zu wissen, in welchem Verhältniß das Ministerium zu der Majorität der Gewalten und der Gesellschaft stand.

Die Fundamentalzwistigkeiten, welche das Ministerium der Herren Guizot und Thiers trennten, waren eine leider zu gewisse und Allen augenscheinliche Thatsache. Wer irgend mit Aufmerksamkeit die Geschichte der drei letzten Jahre verfolgt hat, mußte sehr bald inne werden, daß die ministerielle Gewalt fehlerhaft organisirt sei. Wer hat nicht die unaufhörlichen Wechsel der Portefeuilles und Minister, die drei successiven Conseilspräsidentschaften, zwei vollständige Ministerialauflösungen, die alle drei Monate vorkommenden Gesuche um Entlassung bemerkt, und dieß Alles nicht etwa wegen wichtiger Hauptfragen, sondern über Nebenpuncte, welche Trennungen in Hinsicht des Ganzen und der Details des Systems beurkundeten?

Das war kein normaler Zustand. Die Ministerien, welche man in England Coalitionsministerien zu nennen pflegt, ruhen auf festen Grundlagen; dort sind alle Fragen im Voraus nach unveränderlichen Bedingungen bestimmt; tritt ein Incidentpunct ein, so findet die Frage Entscheidung in der ursprünglichen Idee, welche bei der Entstehung des Cabinets obwaltete.

Zeigte sich nun wohl ein Gleiches im Ministerium der Herren Guizot und Thiers? Das Cabinet

bestand aus Männern, die durchaus keine Sympathie unter sich haben, und in wenig oder gar keiner Berührung stehen konnten. Alle hatten andere Freundschaften, bekannten sich zu verschiedenen Theorien, und das Staatsschiff segelte wie vom Zufall getrieben. Bei jeder Crisis suchte man eine momentane Lösung; und hatte man diese gefunden, so hielt man sich gerettet.

Forschte man nach dem Grunde von diesem Allen, so fand sich, daß die ministerielle Combination der Herren Thiers und Guizot, abgesehen von allen Accessorien, materiellen oder persönlichen Accidenzien, sich in dem einen Grundgedanken zusammenfassen ließ: „So lange sich die beiden Häupter des Conseils verständigen werden, so lange sie an der Spitze der Macht in der respectiven Stellung verharren wollen, die sie sich selbst angewiesen haben, wird das Ministerium auf diesen Grundlagen fortbestehen; alle Veränderungen, die rings umher Statt finden, mögen sie sich hinaufversteigen bis zur Präsidentschaft, oder hinab bis zum Handelsministerium, sind nur unbedeutende Nebenrücksichten im allgemeinen Gange der Ereignisse."

Das Ministerium reducirte sich auf zwei Männer, die sich das Terrain jeden Fuß breit streitig mach-

ten. Ward eine Stelle leer im Cabinet, bot sich irgend eine bedenkliche Frage dar, so war der Freunde des Ministeriums alleinige Schwierigkeit nicht die, zu wissen, ob diese Wahl oder jenes Resultat dem Lande zusage, sondern man bemühte sich nur darum, der Herren Thiers und Guizots Meinung gemeinsam auf einen Vermittler zu lenken, der die Frage nicht entscheide, sondern die Dinge in statu quo lasse. Man strebte nur dahin, eine ungewisse Lage der Dinge zu verlängern; alle Anstrengungen gingen darauf hinaus, gewisse Eigenliebe und politische Stellungen zu schonen; man kämpfte auf einem gefährlichen Terrain, meistentheils ohne jene politische Loyalität, welche die Bündnisse in einem kräftig constituirten Cabinet dauernd macht.

Guizot und Thiers hatten durchaus verschiedene Ansichten über parlamentarische Grundideen, über auswärtige Angelegenheiten und Regierungsweisen; sie waren weder in politisch-ökonomischer, noch finanzieller Hinsicht einverstanden; sie bekannten sich weder zu ein und derselben moralischen, noch zu einer übereinstimmenden religiösen Schule, weder zu gleichen Principien, noch zu gleichen Erinnerungen und geschichtlichen Ansichten.

Da also nun zwischen den Männern, aus denen das Ministerium bestand, durchaus keine Uebereinstimmung über die genannten Puncte vorhanden war, so läßt sich wohl erklären, wie dieß Ministerium in Staub zerfallen konnte. Fügt man hierzu noch Antipathien der Persönlichkeit, der äußern und innern Lebensform, so wird die Erklärung noch einfacher und leichter.

Im Schooße der Majorität der Deputirtenkammer bestand eine merkliche Spaltung, zeigten sich zwei ganz verschiedene Seiten; ihre politischen Symbole waren Thiers und Guizot. Merkwürdig ist überhaupt der Umstand, daß die Parteien, ja selbst die Coterien stets einen richtigen Instinct in Beziehung auf die Charactere haben, die für sie passen; meistentheils personificiren sie sich daher in einem Typus ihrer Art, der für ihre Bedürfnisse, ihre Gefühle, ja selbst ihre Leidenschaften geeignet ist.

Welcher Beschaffenheit nun auch die Maske war, mit der sie sich bedeckten, wie sie sich auch verleugneten, Guizot und Thiers repräsentirten im Ministerium zwei Fractionen, die ich das rechte und linke Centrum, je nach ihrer ministeriellen oder Oppositions-Nüancirung nennen will. In gewöhnlichen Zeiten

könnte man sich das Nebeneinanderstehen einer doppelten Repräsentation dieser verschiedenen Nüancirungen in einem Cabinet wohl denken. Allein da diese beiden Centren von zwei politisch sich durchaus feindselig entgegenstehenden Ideen ausgehen, so können sie unmöglich in Zeiten wie die gegenwärtigen gemeinsam in ein und demselben Ministerium vertreten werden.

Man sieht sie ja getrennt bei jeder wichtigen Frage innerer und äußerer Administration. Wird der Majorität eine der schwierigen Fragen gesellschaftlicher Moral vorgelegt, wie sie sich wohl von Zeit zu Zeit darbieten, z. B. die Wiedereinführung der Ehescheidung, die Untersagung der Feier des Jahrestags vom 21. Januar, so werden auf der Stelle Guizot und Thiers von der Tribüne herab verschiedene Meinungen kundthun; der Eine stützt sich sodann auf die beiden Fractionen des linken Centrums, der Andere auf den Theil der Kammer, den ich das rechte Centrum nenne.

Dieß ist auch ganz begreiflich, denn sehr verschieden ist ihr parlamentarischer Ursprung, und ganz entgegengesetzten Dingen, Ereignissen und Personen waren ihre Studien geweiht. Thiers hatte vorzüglich die Schule

der Französischen Revolution im Auge; sein Lieblingsredner ist Mirabeau; im Convent stellt er sich hinter Danton, um diesen zu bewundern, und tief durchdrungen ist er von den politischen Bewegungen jener Zeit. Seine Vorbilder in gouvernementaler und administrativer Beziehung sind Cambon und Sieyes; er ist begeistert für das Comité des öffentlichen Wohls; er beschönigt Robespierre und Saint-Just, um ihre Ideen zur Höhe eines geregelten Systems zu erheben. Begegnet er dagegen Bonaparte auf seinem Wege, so weiß er den mächtigen, großartigen Theil dieses historischen Characters nicht zu würdigen; nur dem Materiellen streut er Weihrauch, die militärische Unterdrückung gefällt ihm. Er sieht in Bonaparte nur den Sohn der Revolution, nicht den Arm der Vorsehung zur Züchtigung jener Revolution durch den Neubau monarchischer Ideen.

Studirt man dagegen den Character des Guizotschen Talents, so findet man hier eine systematische Betrachtungsweise des Parlaments und der Geschichte Englands; ein moralisches Gefühl politischer Studien. Guizot haßt revolutionäre Anarchie und die rein militärische Seite Napoleons. Findet er diese beiden Epochen auf seiner Bahn, so brandmarkt er sie, und ist empört,

daß eine Nation, wie die unsrige, dieselben erdulden mußte. Guizots Vorliebe gilt der parlamentarischen Geschichte Englands, dem großen Schauspiel, das die Aristocratie in dem gewaltigen Kampfe leitet, welchen sie seit anderthalb Jahrhunderten zu bestehen hat, der Jahreszahl 1688, der seine ganze Schule eifrigste Betrachtung weiht.

Guizot hält die Französische Revolution nicht für die unveränderliche letzte Grenze; er geht zurück zum alten Ursprung, um daraus das Lob der Freiheit und Religion, der Volksrechte und Privilegien der Krone, der Loyalität des Unterthanen und des Schutzes des Monarchen abzuleiten. Daher seine gerechten und aufrichtigen Lobeserhebungen der legitimen Form, daher diese Neuheit des Ueberblicks, die Guizots Arbeiten über seine politische Laufbahn erheben.

Dagegen betrachte man Thiers geschichtliche Studien; sie gehören alle der alten liberalen Schule an. Mit etwas mehr Geist und Bestimmtheit überschreitet seine Geschichte der Revolution doch nicht den Kreis der Geschichte Napoleons von Herrn von Norvins; sie hatte denselben Erfolg bei der großen Menge, die populäre, declamatorische Formeln

liebt. Es ist dieselbe Auffassung der Thatsachen, derselbe Ausdruck der Empfindungen, es finden sich in ihr dieselben administrativen und politischen Theorien. Ich glaube, H. Thiers bereut als Ministerpräsident diese erste Tendenz seiner Schriften. Es ist schmerzlich, mit consequenter Anwendung der Gesetze eine Generation züchtigen zu müssen, die man selbst durch eine Arbeit irre geleitet hat, welche sich aus der Mittelmäßigkeit der Schriften des alten Liberalismus merkwürdig hervorhob.

Diese Verschiedenheit der Studien der Herren Guizot und Thiers muß natürlich auch eine verschiedene, feindselige Sprache von der Tribüne herab zur Folge haben. Besteht denn zwischen ihnen auch nur die geringste Aehnlichkeit der Formen, des Ausdrucks und des Gedankens? Preiset man die Französische Revolution, so beleben sich Thiers Blicke; er fühlt, daß man von dem spricht, was er für eine schöne Bewegung der Civilisation hält. Guizot dagegen erwähnt dieselbe stets nur mit einer Art Trauerflor umhüllt; er erinnert an deren Fehler und Excesse, er verschließt seine Salons am 21. Januar, als protestire er feierlichst, er hätte nicht, wie sein College, das Monument zur Erinnerung an die Ermordung

des Herzogs von Berry niederreißen lassen. Wenn er es wagen dürfte, die heilige Genovefa müßte auf dem Altare des Pantheon die Stelle der veralteten Gottheiten und der zweideutigen Namen vertreten, und man dürfte auf der Façade von Saint-Germain-l'Auxerrois die Mairie-Inschrift vom vierten Arrondissement nicht lesen; denn Guizot kennt die Macht christlicher Ideen.

Nur über ein Princip waren die beiden Minister vollkommen einverstanden, über die unmittelbare Unterdrückung alles dessen, was das Land beunruhigte. Die Gerechtigkeit muß man Herrn Thiers widerfahren lassen, daß er in Hinsicht der materiellen Regierungsmaßregeln sogar noch weiter ging, als Guizot; und das deßhalb, weil er weniger wirklichen Liberalismus besitzt, und ihn die absolute Verwaltungsweise des Kaiserreiches stets verführt hat. Thiers stellte das furchtbare Gesetz der Nothwendigkeit, als unumgängliches Princip aller Ereignisse auf. Was er in dieser Beziehung als Geschichtsforscher begründete, führte er als einer der Machtinhaber aus; ihn hemmt keine Scheidewand, er wagt Alles; der Schriftsteller hatte die Tage des Mai gegen die Girondisten, den 18 Fructidor gegen die Royalisten gebilligt! Was

nothwendig ist, ist stets auch gerecht, war seine Moral, und deßhalb verfährt er so hart, mit so unversöhnlicher Unbeugsamkeit. Guizot ist constitutionell, Thiers revolutionär, und diese beiden Ideen waren im steten Kampfe.

Nun aber ist der revolutionäre Geist nicht der liberale; der eine ist vernichtend, regiert die Gesellschaft durch Umwälzung; es liegt stets nur eine gewaltsame Veränderung, ein System durch die Gewalt, ohne Moralität vor, und das ist kein Fortschritt; der andere ist das richtige Verständniß jener nicht zu definirenden Fähigkeit der Vollendung, die Gott dem Kopf und der Seele des Menschen verliehen hat. Es giebt nichts Absoluteres, nichts Despotischeres, als der Geist der Revolutionen, dagegen nichts Milderes, Aufgeklärteres, als den freisinnigen Geist einer mäßigen Regierung.

Ist Herr Thiers nun gouvernemental, so ist er es in Folge des revolutionären Princips, und hieraus erklärt es sich, wie der Minister gegen jene Generation, die seine Schriften verführt haben, so hart seyn kann. Guizot ist ebenfalls bemüht, die Regierung auf rationelle, kräftige Verhältnisse zurückzuführen; allein er gelangt zu diesen Resultaten in Folge eines her-

den Princips, wie es Calvin auffaßte, einer jener moralischen Missionen, die auch ihre Härte, ihren leidenschaftlichen Geist haben. Der eine strebt durch Gewohnheit des Characters, durch die Nothwendigkeit seiner Stellung nach gouvernementaler Einheit, der andere in Folge der Ueberzeugung von der Verderblichkeit der Anarchie. Ich verweile nur wenig bei dem Grunde, da ein gemeinsames Resultat erlangt ist. Es war nöthig, anzudeuten, worin diese beiden politischen Männer wesentlich von einander abwichen. Sie verstanden sich weder über die Regierungsmittel, noch über die Fähigkeiten, die man dazu berufen muß, noch endlich über die Principien, in Folge deren die Autorität die Ordnung bewerkstelligen soll.

Diese Verschiedenheit des Characters auf alle Accidenzien des ministeriellen Lebens angewandt, nahm man in Guizot eine höhere, tiefere Ansicht von der Unabhängigkeit des Ministers wahr; Guizot scheint die repräsentative Regierung nach Englischer Weise aufgefaßt zu haben, wo sich der Staatsmann selten einem Willen beugt, der nicht seine eigene Ueberzeugung ist; Guizot war starr und rauh gegen Alle und mit Allen, und diese Stellung eignete sich nicht für alle parlamentarische Crisen.

Thiers ist leicht und geschmeidig; er ist stets der Mann irgend Eines oder irgend einer Sache; er gehört sich selbst nicht. Daher die Gewandtheit, mit der er sich allen Nothwendigkeiten repräsentativer Regierungsweise zu entwinden weiß.

Guizot versteht, Widerstand zu leisten; er und Broglie haben oft um ihre Entlassung gebeten, sei es, um nicht andern Ueberzeugungen, als den ihrigen zu gehorchen, oder auch, um sich nicht einem ihrem Systeme feindlichen Votum der Kammer unterwerfen zu müssen. Thiers dagegen reichte seine Entlassung mit vollem Willen ein; er arrangirte sich mit allen Combinationen, unterhandelte mit allen Principien. Denn die Thatsache ist festgestellt, Thiers verließ nie das Ministerium, ohne erst bei den verschiedensten Coterien dahin gewirkt zu haben, daß ihm ein neues Portefeuille gesichert sei. Er bot sich dar, als das Werkzeug Aller; man frage nur den Marschall Gérard und Herrn Molé, was er ihnen anvertraut, welche Vorschläge er ihnen gemacht hat. Dieser Leichtigkeit des Geistes und der Meinung verdankt er sein politisches Glück. Man wird nicht leicht zerbrochen, wenn man sich entschließen kann, sich biegen zu lassen.

## §. 2.

## Geschichtliche Gründe der Auflösung des Ministeriums Guizot und Thiers.

Neben allgemeinen Thatsachen, welche ein vorausgesehenes Resultat zur Folge haben, giebt es stets noch geheime, innere, materielle Gründe, welche die Entwickelung einer Crisis mehr oder minder beschleunigen.

Ich habe in einer früheren Schrift [1]) an die Gründe erinnert, welche die Doctrinärs von der politischen Meinung anderer Staatsmänner trennten. Diese Trennung hat sich seitdem wo möglich noch deutlicher zwischen Herrn von Talleyrand, Herrn von Broglie und Herrn Guizot beurkundet.

Herr von Talleyrand liebt im Allgemeinen solche Charactere, die in Geschäften nicht unfügsam sind; seiner besonderen Zuneigung aber haben sich diejenigen Männer von Geist zu erfreuen, die sich zu Agenten ohne Willen, und ohne andere hartnäckige Ueberzeugung als die seinige, gebrauchen lassen. Auf diese

---

1) Le gouvernement de Juillet, les Partis, les Hommes politiques (1830 — 1835). Minerva Bd. 177, S. 58 ff.

Weise bediente er sich successiv des Hrn. von Laborie und Hrn. von Montrond. Herr von Laborie, ein geistreicher, thätiger Mann, war Generalsecretär der provisorischen Regierung; es war dieß zur damaligen Zeit eine vielleicht ebenso hohe Stellung, als die, welche gegenwärtig Thiers inne hat. Ihm folgte Herr von Vitrolles mit noch royalistischeren Nüancirungen, und Herr von Talleyrand berief ihn an Marets Stelle zum Staatssecretariat.

Gegenwärtig darf man mit Recht annehmen, daß Herr Thiers der Mann des Vertrauens des Herrn von Talleyrand ist, da des letztern Klugheit ihm nicht gestattet, seinen eigenen Namen noch im 81. Jahre offen voranzustellen. Ich glaube nicht, daß selbst des Ministers eifrigste Freunde die Behauptung wagen würden, Thiers stehe ausschließlich für seine Rechnung an der Spitze der auswärtigen Angelegenheiten. Aber wie ist Herr von Talleyrand zu diesem Resultat gelangt? Durch welche Gründe konnte es ihm gelingen, die doctrinäre Partei zu überwinden, und ihr die Leitung der Angelegenheiten des Landes aus den Händen zu reißen? Das ist es, was nur Wenige wissen, und was ich zu beantworten versuchen will.

Als im J. 1834 das Ministerium Melbourne dem Ministerium des Lord Grey, einer Schöpfung des Herrn von Talleyrand, folgte, merkte der Französische Botschafter, der Urheber und Anstifter der Londoner Conferenzen, daß sein Einfluß im Schwinden sei. Sein Abgang war nicht die Folge eines kleinlichen Streits persönlicher Eitelkeit zwischen ihm und Lord Palmerston, wie man behauptet hat, sondern vielmehr die der neuen Lage der Dinge in England. Lord Grey war der Ausdruck der gemäßigten Whigs, Lord Melbourne dagegen bedurfte O'Connells; er ward unwillkürlich zum radicalen Whigismus hingerissen. Herr von Talleyrand mußte merken, daß sein Credit im Parlamente im Abnehmen begriffen sei, und kehrte nach dem Continent mit dem festen Entschlusse zurück, sich eine neue diplomatische Stellung auf einem mit seinen Plänen besser harmonirenden Schauplatz zu schaffen. Seinem scharfen Blick entging es nicht, daß England von nun an nur noch eine kriegerische Rolle in Europas Angelegenheiten spielen könne, und der Friede für Frankreichs Zukunft nöthig sei. Er hielt eine Collision zwischen Rußland und dem Cabinet von Saint-James für unvermeidlich, und eine Stellung in der Mitte,

um den Krieg zu vermeiden, erschien ihm als eine glückliche Neuerung; von nun an richtete er sein Augenmerk auf Oesterreich.

Wer entsinnt sich nicht jenes Briefs, den Herr von Talleyrand schrieb, als er um seine Entlassung als Gesandter nachsuchte! Durch die gemessenen Formen seines Styls schimmerte die Unzufriedenheit des Botschafters über die Wendung, welche die Angelegenheiten in England zu nehmen schienen. Seitdem war des Herrn von Talleyrand Hauptgedanke, sich auf dem Festlande wieder eine Stellung zu bereiten, die ihm Gelegenheit zu neuem Einfluß biete; und seit seiner Ankunft in Paris hegte er den Wunsch, nach Wien zu gehen, um daselbst im Einverständniß mit dem Fürsten Metternich einen Congreß zu veranstalten, auf welchem die Fragen des Orients besprochen werden sollten.

Zu gleicher Zeit schloß er sich mehr und mehr dem politischen Character des Herrn Thiers an, dem kühnen Glückskinde, der ihm wegen der Elasticität und Geschmeidigkeit seiner Mittel zusagte. Thiers ward sein Werkzeug im Ministerrathe.

Die Doctrinärs hingegen waren auf ihrer Hut, und sahen in Herrn von Talleyrand einen persönli-

chen, gewandten Feind, der früher oder später gegen sie losbrechen werde. Sie besuchten ihn zwar oft, und bemühten sich, ihn für ihre Pläne zu gewinnen; allein schon deßhalb, daß sie einen Willen für sich hatten, und auf Englisches Bündniß vertrauten, war eine Vereinigung unmöglich.

Bereits während der Novembercrisis des Jahres 1834 hatte Herr von Talleyrand seine Pläne in Ausführung zu bringen versucht, und der Versuch, Herrn Bresson an die Spitze der auswärtigen Angelegenheiten zu stellen, war nur von ihm ausgegangen. Der Versuch scheiterte, denn Thiers hielt den Augenblick noch nicht für günstig, sich von Guizot zu trennen; er fühlte sich noch nicht stark genug in der Kammer. In alle Intriguen verwickelt, ohne entschieden Partei zu ergreifen, fügte er sich noch einmal in die vorübergehende Combination, welche den Marschall Mortier ins Ministerium brachte, und duldete später sogar mit gleicher Resignation die Ministerpräsidentschaft des Herrn von Broglie.

Diese Präsidentschaft war ein vollständiger Triumph des doctrinären Systems, mit der Allmacht des Herrn Guizot; Thiers war nichts weiter, als eine parlamentarische Repräsentation im Conseil, und

man behielt ihn darin, als die Seele einer Coterie der Kammer. Zu dieser Zeit sah man auch Herrn von Talleyrand sich gänzlich von der politischen Scene zurückziehen; er verläßt Paris, und der thätige Mann des öffentlichen Lebens sucht die Einsamkeit, und die frischen Schatten des Waldes. Diese Abwesenheit bezeichnet die Herrschaft der Doctrinärs, und die Unzufriedenheit des alten Freundes von Thiers.

Indessen ist noch nicht alle Hoffnung verloren, und verschiedene Versuche werden angestellt. Man macht allerhand Proben und Schritte; allein die Präsidentschaft des Marschall Soult, auf welcher der Tiersparti zu bestehen scheint, hemmt die Resultate einer politischen Combination ohne die Doctrinärs; einverstanden schreitet man einem Repressivsysteme zu, und das Englische Bündniß gewinnt an Bestand.

Das Attentat des 28. Juli vermehrt die moralische Macht der Doctrinärs, denn dieß Attentat war eine Consequenz der Verderbtheit der revolutionären Ideen, und die Folge hiervon war eine Hintansetzung aller derjenigen Männer, die man als den Ausdruck dieser Ideen kannte. Thiers sah sich demnach zu seiner Rettung genöthigt, sich ohne Be-

dingung, wie ohne Freiheit dem starken Repressivsysteme anzuschließen, zu welchem der conservative Geist rieth. In diesem Sinne sprach er seine Meinung von der Tribüne herab aus, ging er Verpflichtungen ein.

Zu dieser Zeit offenbarte sich eine parlamentarische Modification. Unter dem Einflusse des Erstaunens und Unwillens, welche das schändliche Attentat erregte, sagte sich eine gewisse Fraction gemäßigter Deputirter von der Opposition und der Tiersparti los, um Repressivgesetze zu votiren; es waren dieß die Herren Sauzet, Passy, Pelet (de la Lozère) und Andere mehr, unstreitig Männer von einigem Werth. Diese bildeten nun eine gemischte Meinungspartei, an welche man denken konnte, um mit Ausschluß der Doctrinärs eine neue ministerielle Combination vorzubereiten; diese Deputirten waren nicht genug an die Geschäfte gewöhnt, um den ganzen Umfang eines politischen Plans zu errathen, in welchem sie als Hülfstruppen, nicht als Hauptmacht agiren sollten.

Thiers war damals sehr in der Meinung gesunken; die absichtlich übertriebene Geschichte von Grandvaux hatte ihn mit dem Tiersparti, dem es ein Vergnügen machte, ihn zu brandmarken, fast brouillirt.

Die Absetzung des Maire von Thorigny hatte alle Verhältnisse des Ministers mit Hrn. Odilon Barrot zerrissen. So sah er sich denn genöthigt, den Doctrinärs täglich neue Pfänder zu geben, die ihn ihrerseits wieder öffentlich als einen ihrer Adepten beschützten; das Journal des Débats überschüttete ihn fast mit Lobeserhebungen. Dabei verlor Thiers seine Freundschaft mit Talleyrand nicht aus dem Auge, denn dieser arbeitete unter der Hand am Untergange des Hrn. von Broglie, und lauerte dazu auf jede geeignete Gelegenheit.

Bei Eröffnung der Session von 1836 schienen die Doctrinärs vollständige Gebieter der Kammer zu seyn; sie beherrschten die Majorität, als die Crisis der Rentenconversion anbrach, ein vorausgesehener, überlegter Streich, welcher das Ministerium in eine sehr delicate Stellung versetzte. Anfangs hatte Guizot keine vollständig gebildete Meinung über die Conversion; allein durch Rücksichten gegen die Bewohner von Paris und die Nationalgarde hatte man es sich zur Pflicht gemacht, die Rentenfrage nur äußerst vorsichtig zu berühren. Deßhalb machten die Doctrinärs diese Conversion zu einer Cabinetsfrage, und man weiß, wie die Entlassungsgesuche in Folge des Vo-

tums der Kammer in Masse eingereicht wurden. Hierher gehört nun ein merkwürdiger Umstand, den Marschall Maison bestätigen kann, nämlich der, daß unter allen Demissionären der eifrigste Herr Thiers war. Lebhaft drängte er, daß alle Entlassungen unmittelbar eingereicht würden; er riß seine Collegen gewissermaßen mit sich fort, und während er auf der einen Seite den tiefsten Widerwillen gegen die Geschäfte offenbarte, war er andererseits der thätigste Agent bei den Unterhandlungen zur Bildung eines neuen Cabinets. In Folge seiner Bemühungen gaben sich alle abgehende Minister das Wort, durchaus *nicht* isolirt wieder in ein neues Ministerium zu treten. Kindisch war es, in diesem Puncte Herrn Thiers Worten zu trauen, und Herr Guizot mußte schlecht über die Verhältnisse jenes Ministers zu Herrn von Talleyrand, sowie über die zwischen ihnen verabredeten Conventionen unterrichtet seyn.

In der That hatte Herr von Talleyrand gleich beim Beginn der neuen ministeriellen Crisis den Sturz der Doctrinärs definitiv zu machen versucht, um den Triumph seines Einflusses und seiner diplomatischen Ideen vorzubereiten. Seit seiner Rückkehr von England hatte sich des Herrn von Talleyrand

Salon dem Oesterreichischen sehr genähert; das Bündniß der Familien Dino und Esterhazy, die Idee eines Wiener Congresses, alle diese Umstände schmeichelten den Ideen des Fürsten auf ganz besondere Weise, und was er im November vermittelst des Herrn Bresson nicht auszuführen vermochte, dachte er durch die neue ministerielle Crisis zu Stande zu bringen, indem er Herrn Thiers unter seinem Schutze zur Ministerpräsidentschaft und zum Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten erhob.

Daher die Schwierigkeiten, welche allen kräftigen, etwas hervortretenden Combinationen, die sich darboten, um die Doctrinärs zu ersetzen, entgegengestellt wurden. Man verschloß sich in ein unveränderlich feststehendes System, und auf gewisse politische Wahlen, die man vorläufig annehmen mußte, ehe man noch ernstlich daran dachte, ein Cabinet zu bilden. Deßhalb verwickelte man auch Molé wie viele andere in moralische Verlegenheiten in Hinsicht alles dessen, was einen gewissen Ideenkreis überschritt.

Als nun die Combination des Salons Talleyrand einmal als Nothwendigkeit angenommen war, hatte man sie nur noch durch die Zustimmung von

Männern zu vervollständigen, die aus dem Schooß der Kammer genommen, das System fortsetzen konnten, ohne das Wesentliche der Majorität zu verändern. Denn man muß wissen, daß, wenn die Doctrinärs auch persönlich in Ungnade waren, sie doch wegen ihrer Festigkeit und politischen Ideen Unterstützung und Beifall fanden, und in der That hatten auch nur sie allein wahre Regierungs- und Administrationsprincipien.

An welche Fraction der Kammer sollte man sich aber wenden, um sie zu ersetzen? Weder den Tiers-parti noch Odilon-Barot konnte man *allein* zu Hülfe nehmen; denn auch jene hatten ihre Anforderungen, ihren Stein des Anstoßes; sie wollten den Marschall Soult, die Amnestie, und mindestens eine Modification der Septembergesetze.

Daneben aber stand in der Kammer eine mildere, ungefährlichere Fraction, die der Herren Passy und Sauzet. Sie hatte die Septembergesetze votirt, war zwar über den Hauptpunct der Amnestie und Conversion anderer Meinung, wie die Doctrinärs, ließ aber mit sich unterhandeln, und wußte sich in Zeit und Umstände zu schicken. Diese konnte die

Präsidentschaft des Herrn Thiers annehmen, und bekümmerte sich hauptsächlich nicht um den Triumph der Ideen des Herrn von Talleyrand in Beziehung auf die auswärtigen Angelegenheiten; und das war das Wesentlichste.

Es hielt nicht schwer, dieser Fraction der Kammer den Glauben beizubringen, es handle sich um eine wirkliche parlamentarische Veränderung, und sie gebe den Antrieb, während sie ihn im Grunde doch nur empfing. Die Herren Passy, Sauzet und Pelet dienten daher nur dazu, auf eine gewisse Weise zu vervollständigen, und die Ideen aus dem Salon des Herrn von Talleyrand mit der Kammer in Beziehung zu bringen.

Die Veränderung des Ministeriums ist daher weniger parlamentarisch als diplomatisch; ohne Zweifel können sie die Kammern annehmen, Passy und Sauzet können vermittelst ihres Einflusses auf dieselbe wirken, allein das Ministerium ist nicht dieser Herren Werk. Die erste Idee war ein politischer Streich gegen Herrn von Broglie und die Doctrinärs, um freie Hand zu haben in Betreff der auswärtigen Angelegenheiten.

## §. 3.

## Fehler des Herrn Guizot bei der letzten ministeriellen Crisis.

Ich habe früher den Character der doctrinären Schule geschildert; sie hatte ihr Gutes und ihr Schlechtes, eine große Cohäsionskraft, eine hohe Einsicht in alle politischen Fragen, einen Instinct der einer Regierung innewohnenden Kraft, wie man ihn in der Zerstreutheit der Meinungen aller unserer parlamentarischen Fractionen nicht wiederfindet. Allein die Doctrinärs haben auch ihre Fehler, und Guizot und Broglie mehr als alle andern. Beide glauben an ihre Infallibilität, weichen höchst selten von einmal vorgefaßten Meinungen ab, verlangen, daß man stets ihnen entgegenkomme, ohne daß sie je ein Gleiches thun, und üben durch ihr intellectuelles Uebergewicht eine absolute Herrschaft aus, die sie allen übrigen als unabwendbares Joch auferlegen. Unstreitig hat eine Association über einen großen Kraftaufwand zu gebieten; wird sie aber zur Secte, nimmt sie fremden Rath nur mit Stolz an, verlangt sie nur Huldigungen, soll man sich ihr einverleiben, um allen ihren Inspirationen zu gehorchen, dann ver-

liert eine solche Association an äußerer Popularität in demselben Maße, wie sie als Corporation an Energie gewinnt.

Das ist der Grundfehler der doctrinären Organisation. Guizot und Broglie konnten ihn nicht verhehlen, und wurden deßhalb nicht gern an der Spitze der Macht gesehen. Man schätzte ihren Character; allein sie flößten außer Achtung keines der wärmeren Gefühle ein, die zur Verlängerung ministeriellen Wirkens beitragen.

Politische Corporationen wollen nicht immer am Gängelbande geführt seyn; sie verlangen für die Bereitwilligkeit ihres Votums etwas Anderes, als jene Superiorität, die sich selbst als infallibel kund thut; sonst verletzt man sie mehr, als man sie beherrscht, Guizot hatte zu oft Vertrauensvoten aufgedrungen, sich zu oft als unentbehrliche Nothwendigkeit proclamirt. Nicht sehr gewandt in seinen Manieren ist Guizot zwar artig, allein in einer Weise, die zu sehr seinen Herrschersinn andeutet. Zwischen der geistreichen, vagabundirenden Cameradschaftmacherei des Herrn Thiers und Guizots stolzer Superiorität liegt etwas in der Mitte, was der Minister nicht zu ergreifen und zu wählen verstand. Guizot ist zwar eifrig be-

müht, Stimmen zu erlangen, aber zu stolz, um sich den Stimmenden mitzutheilen, und sie durch Gemeinschaftlichkeit der Handlungen und Gefühle an sich zu ziehen.

Andererseits war auch Herr von Broglie Herrn Guizot im Wege. Ohne Zweifel giebt es nichts Ehrenwertheres, Edleres, als die Freundschaft, die diese beiden Männer vereinigt; im Gegensatz zu den Vergessenheiten des Herrn Thiers, der alle diejenigen opfert, die ihn gehoben, selbst Herrn Lafitte, ist diese Dankbarkeit Guizots gegen das Haupt einer Familie, der er so viel verdankt, rührend. Allein man muß es frei heraus bekennen, Herr von Broglie war der Deputirtenkammer nun einmal zuwider; es war ein vornehmer Herr, mit dem die bürgerliche Schule nichts zu thun haben wollte. Broglies Studien hatten keine practische Seite, und seine Forschungen waren einer Ideenordnung geweiht, die der materielle Kreis der Geschäfte nicht mit umfaßte. Broglies Redekunst war stets zur Hand; allein die Loyalität seines Characters verleitete ihn oft zu unvorsichtigen Bekenntnissen, die Beharrlichkeit seiner Ueberzeugungen trieb ihn zu halsstarrigen, verderblichen Maßregeln, welche die auswärtigen Verhältnisse aufs Spiel

setzten, er konnte sich nicht beugen und fügen, und ging seinen Weg mit hochmüthiger Ueberzeugung.

Größerer Popularität erfreute sich Herr Duchâtel; dadurch, daß er sich diesen beigesellte, wollte Guizot der industriellen Bewegung, deren Organ der Globe war, ein Pfand geben. Allein auch Duchâtel ließ sich zu Maßregeln hinreißen, welche die Existenzen des Theils der Kammer der Pairs und der Deputirtenkammer compromittirten, welcher aus Grundbesitzern bestand. Mit Mühe eroberte er die Unterstützung der abenteuerlichen Partei der Schule des Herrn Say, fand aber in den Besitzern der Hammerwerke, Forsten, und in den großen auf Prohibitivgesetze erpichten Industrien, welche in beiden Kammern vertreten sind, eben so viele Hindernisse und Feinde.

So nun trugen Guizots Freunde sehr viel zu den Schwierigkeiten seiner persönlichen Lage bei. Abgesehen von der Rauhheit seines Characters mußte er auch noch die Fehler dieser seiner Freunde vertreten, Herrn von Broglies Hochmuth in den Unterhandlungen, Duchâtels industrielle Kühnheiten, den damals noch eine gewisse Popularität in den Journalen verführte.

Dieß war der Stand der Dinge nach dem Votum der Septembergesetze; es that sich eine solche Bewegung gegen den revolutionären Geist, eine so einstimmige Einwirkung der Kammern kund, um die Rückkehr der Regierung zu den Principien ewiger Ordnung zu unterstützen, daß die Wahrscheinlichkeit des Triumphs eines Systems im Sinne des Herrn Guizot denkbar ward.

Herr Thiers war nach der Geschichte von Grandvaux so sehr von der öffentlichen Meinung angegriffen worden, daß man nicht hätte zaudern sollen, sich von ihm zu trennen. Es offenbarte sich in der Gesellschaft eine gewissenhafte Rückkehr zu den Principien monarchischer Einheit, denn der Gedanke an Fieschis Schurkenstreich hatte der Politik eine Richtung auf Gott gegeben. Guizot mußte den festen Entschluß fassen, sich von Thiers zu trennen, ihn zur Opposition des Tiersparti zurückzuweisen, und sich statt dessen einen oder zwei bedeutendere Männer aus der Deputirtenkammer zugesellen, vielleicht Herrn Sauzet, der nichts Besseres wünschte. So wäre er einen Collegen los geworden, der seine Dienste theuer durch Unterhandlungen mit allen Parteien erkaufte. Allein man behielt Thiers bei, und bemerkte bald,

daß dieser College, den man so leicht hätte opfern können, Unterstützung in der Presse fand, daß er unter der Hand gegen die doctrinäre Partei, der er doch als Machtinhaber beigesellt war, intriguiren ließ.

Ein Umstand enthüllte diese complicirte Stellung; es geschah in Folge eines Wechsels öffentlicher Beamten, Präfecten und Unterpräfecten, eine Maßregel, die zur Fahne dienen sollte, für eine Annäherung mit den Meinungen der Grundeigenthümer im rechten Centrum. Thiers Wahlen fielen auf Männer, die seinen Collegen nicht gefallen konnten, und Guizot beging die Schwachheit, ihm diese Liste passiren zu lassen, ohne Rücksichten auf seine eigenen Ueberzeugungen und natürlichen Freunde geltend zu machen.

Die Session ward eröffnet. Dupins Opposition gegen das System that sich mehr oder minder offenbar kund; er gerieth in Zwist mit dem Ministerium und der Majorität; das Ministerium hätte es wagen sollen, ihn von der Präsidentschaft auszuschließen, indem es so den festen Willen zeigte, geradenwegs und in streng vorgeschriebener Bahn zu wandeln. Statt dessen unterhandelte man, machte Concessionen über Concessionen, zeigte Schwäche in jeder

Weise. Wie konnte man sich da noch wundern, daß die Majorität zauderte, daß sie nicht mehr festen Glauben und Zutrauen zu einem System hegte, das hin und her fühlte und tappte, und nicht entschieden Partei gegen Dupin zu ergreifen wagte!

Ein Fehler hat mehrere zur Folge. Diese schon zaudernde Majorität stürzte man bei Gelegenheit des auf Polen bezüglichen Amendements der letzten Adresse vollends über den Haufen. Das ganze Conseil hätte die Erklärung wagen müssen, daß dieß eine Phrase ohne bestimmten Sinn, und daß es unmöglich sei, sie in einer Adresse zu votiren, ohne die auswärtigen Verhältnisse in Gefahr zu bringen. Aber wiederum läßt man die Majorität zerstückeln, giebt man die verschiedenen Coterien ihrem eigenen Impuls Preis, kuppelt man die entgegengesetztesten Meinungen zusammen, kümmert man sich nicht um den Geist und die Zukunft der Majorität.

Was war das Resultat hiervon? Daß die große Gruppe, welche die Kraft und Stärke des Ministeriums bildete, zaudert, nicht mehr weiß, welchem System sie folgen soll.

Diese Anarchie in den Meinungen erstreckte sich bis ins Ministerium selbst. Es ist doch in der That

eine unbegreifliche Erscheinung, daß das ganze Ministerconseil nicht instruirt war über die Auseinandersetzung der Motive des Finanzministers, nicht im Voraus die financielle Schwierigkeit besprochen und erwogen hatte, welche unvermeidlich mitten in der Session entstehen mußte, daß kein bestimmter Feldzugsplan in Hinsicht des bedeutungsvollsten Amendements des Budgets entworfen worden war.

Nur erst von der Tribüne herab erfährt man von dieser Spaltung, und die Minister überhäufen sich mit gegenseitigen Beschuldigungen. Welch ein Schauspiel in den Augen des Landes! Welche traurige Kindereien beurkundeten jene kleinlichen Vorwürfe, die sich politische Männer ins Gesicht sagten! „Waschen wir unsere schmutzige Wäsche doch im Geheimen!“ sagte Napoleon zum gesetzgebenden Körper; und er hatte Recht. Es war unbegreiflich, wie man das Land mit allem misère des Cabinets vertraut machen, und den Feinden die Waffen förmlich in die Hand geben konnte.

Seit jenem Augenblicke war das Ministerium nicht mehr; es herrschte Anarchie im Kreise der Gewalthaber, und das ist die tiefste Verwundung, die einem Lande drohen kann; und dennoch, noch ge-

brandmarkt von diesem Schlage wagt es das Ministerium, sich der Kammer mit Anforderungen gegenüberzustellen, mit gebieterischem Tone ein beifälliges Votum zu verlangen, als ob es noch einig sei und stark.

Es war eine von Périer eingeführte Sitte, bei jeder großen Phase seiner Macht ein Vertrauensvotum von Seiten der Deputirtenkammer zu fordern. In dem Zustande der Verwirrung und Unordnung, in welchen die Revolution die Gemüther versetzt hatte, waren diese Versuche nützlich, weil sie die Majoritäten thatkräftig zu starken Regierungsideen zurückführten. Allein unter jetzt obwaltenden Verhältnissen mußte Mißbrauch vermieden werden; die Majoritäten sind ihrer Stärke oft bewußt; man darf sie nicht reizen und verletzen, indem man sich ihnen zu gebieterisch aufdrängen will. Es ist ein zu gefährliches Spiel, als daß die oberste Macht es oft versuche.

In Tagen der Crisis ist so etwas verzeihlich, bei entscheidenden Fragen, wo das Regierungsinteresse auf dem Spiel steht, ist es begreiflich. Die Gemüther sind in solchen Lagen befangen, es beherrscht sie irgend ein feierlicher Schrecken, oder ein Gefühl

der Ordnung, und wohl vermögen sie so, sich selbst zu annulliren, und ihr unbeschränktes Vertrauen den Machtinhabern zu schenken; allein wenn es sich um irgend eine zufällige Frage, um einen unwichtigen Nebenpunct administrativer Anwendung handelt, dann ist es ein großer Fehler, die Majorität zu etwas zwingen, sich ihr aufdringen zu wollen, weil sie antworten kann: „Was wird denn aus meiner Freiheit, meiner Unabhängigkeit, meinen politischen Beweggründen?"

Die doctrinäre Schule hatte die Drohungen, ihre Entlassung einzureichen, zu oft mißbraucht; sie hatte ihre Ideen der parlamentarischen Souveränität zu oft aufgedrungen. Das ging gut, so lange die Kammer Furcht hatte vor Emeuten und Unordnung. Allein von dem Tage an, wo es sich nur noch um Geschäfte, um politische Oeconomie oder Finanzen handelte, war es höchst auffallend, aus der Rentenconversion, aus einem Incidentpunct des Budgets eine Cabinetsfrage zu machen, und der Kammer die Portefeuilles wegen eines einfachen Finanzpunctes an den Kopf zu werfen.

So bescheiden auch immer eine Versammlung seyn mag, nicht ohne Murren und Widerstand trägt

sie ein Joch. Die Doctrinärs haben den Widerstand verdoppelt, der bereits gegen sie existirte. Sie hielten sich für sicher, weil ihnen Thiers sein Wort gegeben, ohne sie nicht in ein Cabinet zu treten; sie haben nichts gewagt, weder die Auflösung der Kammer, noch ein Bündniß mit den vernünftigeren Doctrinen des Landes, noch die kühnere That, sich von Neuem im Conseil festzusetzen, indem sie sich einige Männer von politischer Bedeutung in der Pairs- und Deputirtenkammer zugesellten. Sie sind zu Niemand gegangen, als ob ihre Stellung so hoch sei, daß andere Männer von Werth sich es zum Ruhme schätzen müßten, sich bis zu ihnen zu erheben.

---

## 5.

## Kurze Notiz über Wellingtons Kriegszucht in Spanien.

Wie bekannt, ist jetzt wiederum (wie schon vor drei Jahren [1]) in England die Abschaffung des die Menschheit und das Christenthum wahrhaft entehrenden Prügelsystems beim Militär zur Sprache

---

1) Vgl. Minerva 1834 August. S. 319.

gebracht worden, und auch jetzt hat der Herzog von Wellington, der angebliche größte Held unserer Zeit, wiederum sich dieser Maßregel der Humanität widersetzt, und zwar hat er sich dießmal zur Begründung seiner Behauptung, ohne Prügel ließe sich keine ordentliche Subordination und Mannszucht im Kriege erhalten, auf die angeblich häufigen Excesse berufen, welche die Preußische Armee, (bei der bekanntlich seit 1807 die Prügelei abgeschafft worden) sich im letzten Kriege in Frankreich soll haben zu Schulden kommen lassen. Den Nachweis des Ungrundes dieser Schmähung überlassen wir billig dem Patriotismus der Preußischen Officiere [1]). Wir sind jedoch bei dieser Anschuldigung an eine Stelle in dem bekannten Werke des Obersten Schepeler über die Kriege in Spanien erinnert worden, aus welcher hervorgeht, daß die Beibehaltung des Prügelsystems keine Garantie für gute Mannszucht giebt, und Lord

---

1) Soeben ist durch den General von Grollmann eine ausführliche Beleuchtung der Wellingtonschen Schmähung in den Zeitungen veröffentlicht worden, vgl. Frankf. Ob. Postamtszeit. v. 5. und 6. Juni d. J.

Wellington eben nicht Ursache hatte, sich der Manns-zucht seiner Truppen zu rühmen, vielmehr wohl-gethan hätte, zu schweigen, und an das Gleichniß vom Balken und Splitter im Auge zu denken!

Oberst Schepeler erzählt (er war bekanntlich Augenzeuge) nämlich Folgendes: „Gewiß ist, daß die Engländer in Spanien (— in welches Land sie als Freunde und Befreier kamen, quod bene notandum! —) alle Fabriken zerstörten, die mit den ihrigen auch nur eine kleine Concurrenz bewirkten; und nur zu gewiß sind die schauderhaften Excesse, die Wellington seinen Soldaten gegen Spanier selbst in Bajadoz und San Sebastian erlaubte. In beiden von den Engländern mit Sturm genommenen Städten wurden die unschuldigen, befreundeten Einwohner schonungslos ermordet, und die Brittischen Soldaten begingen alle die Schandthaten, welche Suchets Banditen in Tarragona verübten. In San Sebastian empfingen die Einwohner, ob ihrer Befreiung jauchzend, die Engländer auf den Straßen und Balconen mit wehenden Tüchern und tausendstimmigem Willkommen!, als plötzlich eben diese Engländer mitten unter sie schossen, Jung und Alt

mordeten, die Weiber schändeten, die Stadt plünderten, und endlich in Brand steckten. Die jammernden Spanier machten dem liebevollen Bundesgenossen unterthänige Vorstellungen; aber Wellington, der „edle Lord"!, schämte sich nicht, der Geschichte zum Hohn ganz kaltblütig zu antworten: er habe noch nie gehört, noch gesehen, daß eine mit Sturm genommene Stadt nicht geplündert worden wäre." (!!) Si tacuisses!

K. H. S.

---

6.

## Sismondi's Studien über die Verfassungen der freien Völker. [1])

Der berühmte Geschichtschreiber der Italienischen Republiken des Mittelalters giebt in diesem Werke Betrachtungen über Verfassung, öffentliche Gewalt, bürgerliche Ordnung und Freiheit, welche zu dem Besten gehören, was seit langer Zeit über diese wichtigen Gegenstände von Frankreich zu uns gekommen

---

1) Etudes sur les constitutions des peuples libres. Paris b. Treuttel und Würz 1836.

ist. Wir sagen mit Bedacht von Frankreich, denn obgleich Sismondi vor 63 Jahren in Genf geboren ward, und seiner Vaterstadt seit 36 Jahren wieder angehört, so kann ihn doch Frankreich den Seinigen nennen.

Schon vor vierzig Jahren unternahm der Verfasser ein Werk unter dem Titel: Studien über die Verfassungen der freien Staaten, welches eine ausführliche Darstellung und Critik derselben in einer großen Reihe von Bänden geben sollte. Zwei Bände waren ausgearbeitet; Hr. von Sismondi überreichte sie dem Französischen Nationalinstitut; sie sind ungedruckt geblieben. Die jetzigen, die Frucht vierzigjähriger historischer und politischer Forschungen, haben mit jener Jugendarbeit nur den Titel gemein, Plan und Ausführung sind ganz anders. Aber die Grundansicht ist dieselbe geblieben.

Republicaner ist der Verfasser, wie es einem Bürger von Genf wohl zukommt, aber kein Gegner der Monarchie und kein Anhänger der Volkssouverainität, in dem Sinne, daß das Volk, d. i. das *bloße* Stimmenmehr der sämmtlichen Mitglieder der Nation, in letzter Instanz entscheiden dürfe. Er führt eine Stelle aus seinem frühern Werke an, in welcher

er sich schon damals lebhaft gegen diese Meinung erklärt, und es ist einer der Grundgedanken des jetzigen Buches, daß ein solches Recht der Mehrheit nur zur Unvernunft und Ungereimtheit führe. Die Majorität eines Volkes muß immer ein Ausdruck aller Vorurtheile und Leidenschaften desselben seyn; die Gebildeten, Denkenden, unbefangen und richtig Urtheilenden müssen sich immer in der Minorität befinden. Dieß liegt in der Natur der Dinge, und es ist daher kaum zu begreifen, wie so oft davon gesprochen werden kann, daß die Regierung eines Staats gemäß dem Willen der Mehrheit geführt werden solle. Sehr richtig sagt auch der Verf., wie viele Andere vor ihm, daß auf diesen factischen Willen des Volkes gar nichts ankomme, und nicht dieser, sondern der vernünftige Wille, la raison nationale, im Staate zur Wirklichkeit gebracht werden müsse. Wie aber nun dieser vernünftige Wille der Nation am sichersten dargestellt, und im wirklichen Leben zur möglichst reinen und getreuen Ausführung gebracht werde, das ist die große Aufgabe der Verfassung, welche jeder Staatsform zum Grunde liegt, in jeder möglich ist, aber auch in jeder ihre eigenthümlichen Schwierigkeiten findet. Wenn man mit Recht die repräsenta-

tive Verfassung und die öffentliche Meinung als wichtige Mittel für diesen Zweck anerkennt, so darf man auch nicht aus der Acht lassen, daß die Repräsentation abermals nicht die bloße Mehrheit der Volksmassen, sondern die Einsicht und Vernunft der Nation darstellen soll, und daß die öffentliche Meinung nicht in den Tagesblättern allein zu finden ist. Ueber beide Gegenstände sagt der Verfasser viel, was der Beherzigung werth ist, und was bei einer Revision mancher landständischen Einrichtungen großen Nutzen bringen könnte. Er dringt zunächst nur in Beziehung auf Frankreich auf eine weit zahlreichere Repräsentation des gelehrten Standes, und auf eine Vertretung der arbeitenden Classen, aber nicht durch Männer aus ihrer Mitte, sondern durch solche, welche das wahre Interesse derselben mit Kenntniß und Umsicht wahrzunehmen im Stande sind. Nicht die Localcelebritäten, sondern die Nationalcelebritäten will er in den großen Nationalrath berufen haben. Für die Bildung einer wahren und nutzenbringenden öffentlichen Meinung fordert er volle Freiheit der wissenschaftlichen Discussion, aber erklärt sich sehr gegen die Ungebundenheit der periodischen Presse, welche nur einen Kampf der Parteien, nicht aber ein ge-

meinschaftliches Ringen um Wahrheit hervorbringt. Es ist ein großer Irrthum, wenn man meint, die Freiheit durch eine die Leidenschaften aufregende Presse (une presse irritante) fördern zu können. Wenig Völker sind noch zu einer Freiheit der Tagesblätter ohne alle Censur reif. Einen großen Theil des Werkes nehmen Untersuchungen über die Regierungsform ein, über welche manches Interessante gesagt wird. Aber auch hier erkennt der Verfasser an, daß das Bestehende vor allen Dingen festzuhalten ist, und nur auf die Mittel gedacht werden muß, den Verirrungen, welchen alle menschliche Einrichtungen ausgesetzt sind, möglichst vorzubeugen. Im dritten Abschnitt spricht er von den Fortschritten der Völker zur politischen Freiheit, und zeigt, daß in Europa alle Staaten ohne Ausnahme in einem raschen Fortschreiten begriffen sind. Hemmungen auf dieser Bahn sind nur durch das unglückliche Streben nach gewaltsamen Umstürzungen entstanden, dessen Verkehrtheit selbst aus dem bloßen Gesichtspuncte der Klugheit der Verfasser eindringlich darstellt. Eine jede Revolution opfert die Gegenwart einer ungewissen Zukunft auf, und muß damit endigen, eine Regierung einzusetzen, welche größere Macht besitzt, als

diejenige, welche nicht stark genug war, der ausbrechenden Revolution zu widerstehen. Ein Monarch, welcher durch eine Revolution auf den Thron gesetzt ist, muß der wachsamste Gegner aller fernern Revolutionen seyn, und es ist daher nur dem natürlichen Laufe der Dinge gemäß, daß sich sehr bald zwischen der neuen Regierung und denen, welchen sie am meisten ihr Dasein verdankt, eine unversöhnliche Feindschaft zum Vorschein kömmt. Zuletzt spricht der Verfasser von der Föderativverfassung insbesondere seines Vaterlandes, und zeigt die großen Vortheile, welche in der Föderation überhaupt liegen. Föderativverfassungen sind stark zur Vertheidigung, schwach zum Angriff, und einer stätig, aber ohne Uebereilung fortschreitenden Entwickelung besonders günstig. Nur müssen sie dem Streben nach strenger Symmetrie entsagen, und nicht den Anspruch machen, die Staaten nach der Union zu gestalten, sondern die Union nach dem Character und Bedürfniß der Staaten.

Ende des 178. Bandes.

In der Braun'schen Buchhandlung in Jena ist erschienen:

BAUMGARTEN-CRUSII, L. F. O., Philos. et Theol. D., *Opuscula theologica, pleraque nondum edita.* 8 maj. Preis 1 Rthlr. 12 gGr.

**Libellorum index.**

I. De philosophiae Hegelianae usu in re theologica. II. De immediati et mediati notionibus, in disciplina theologica caute constituendis. III. De vero Scholasticorum Realium et Nominalium discrimine decretisque ipsorum theologicis. IV. De originibus sermonis scholarum philosophici apud Aristotelem. V. De vera prophetiae christianae ratione ex apocalypsi Ioannea petenda. VI. Meletemata in Ebr. 6, 1 s. atque 2 Petri I, 19–21. VII. De causa Iesu Christi coram Iudaeis acta et coram Pilato. VIII. Libri de Iobo argumenti descriptio. IX. De nonno Panopolitano Ioannei evangelii interprete. X. De mythicae evangeliorum interpretationis indole atque finibus. XI. De Dionysio Areopagita. XII. De veteris Platonismi christiani atque ethnici discrimine, ex Origene, Damascio et Nicolao Methonensi. XIII. De doctrina Dantis Aligerii theologica.

Ferner ist daselbst erschienen:

British modern Theatre a Collection of english plays the most renowned enlarged with notes by Dr. Fr. Ad. Ficken. Vol. I. Contain: The Hunchback by Sheridan Knowles. 8. Preis 12 gGr.

Eichstaedt, H. C. A., Index scholarum in univers. Ienensi per aestatem anni 1836. 4. 3 gGr.

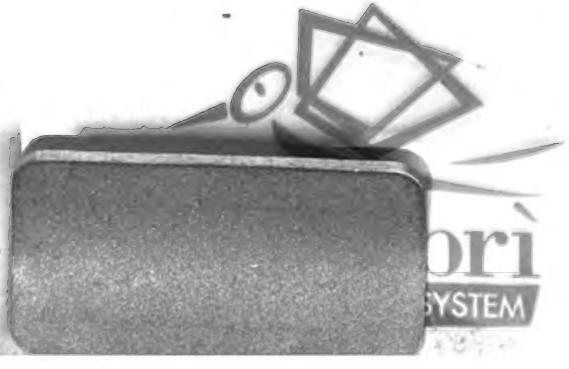
Eichstaedt, H. C. A., exhortatio ad cives academicos ex C. A. Boettgeri et H. A. *Schotti* vita et studiis ducta. (Progr. aestat. 1836) 4. Preis 4½ gGr.

Als neueste Schrift:

Eichstaedt, H. C. A., Paradoxa Horatiana Partic. VI. (Program. Orat. in Augustanae Confessionis Memoriam). 1836. 4. Pr. 8 gGr.

Digitized by Google

Digitized by Google




Digitized by Google